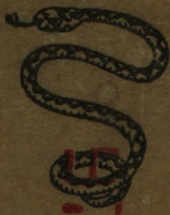
Artur Dinter

Die Sünde wider das Blut




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Sünde wider das Blut

Ein Zeitroman

von

Artur Dinter

„Glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind." 1. Joh. 4, 1.

Sechzehnte Auflage
171.—200. Tausend

1921

Verlag Matthes und Thost, Leipzig
und Hartenstein im Erzgebirge

Der Einbandentwurf ist von Theodor Schultze-Jasmer, Heidebrink. Druck von Rudolf Gerstäcker, Leipzig.

Dem

Deutschen

Houston Stewart Chamberlain

1.

In dem großen Saal des chemischen Laboratoriums der Universität brannte gegen Mitternacht noch Licht. Auf dem Arbeitstische des Assistenten und Privatdozenten Dr. Hermann Kämpfer funkelte allerlei chemisches Gerät. Dicht neben dem in einer Ecke des Saals gelegenen Tische, hinter den starken Glaswänden eines in die Wand gebauten Abzuges, kochte in einem mächtigen, auf hohem eisernen Dreifuß ruhenden Glaskolben eine trübe Flüssigkeit. Unter den unaufhörlichen Flammenhieben tobten und heulten die Moleküle durcheinander. Von unaussprechlichen Schmerzen gejagt, rissen sie sich aus dem Zusammenhange der kochenden Flüssigkeit los und entwichen durch den Kolbenhals in den angeschlossenen Kühler, um durch so viele Qualen und Schmerzen geläutert, als krystallklare, stille Tropfen in die Vorlage zu wandern. Das Stoßen und Stampfen des Kolbens und das Strudeln und Zischen der Wasserluftpumpe erfüllten den weiten hallenden Saal mit einem lauten, gleichmäßigen Geräusch von solcher Stärke, daß man in einer Fabrikanlage zu sein vermeinte.

Vor der Mitte des Arbeitstisches saß auf einem Holzschemel der junge Forscher, ein blonder Mann von etwa 30 Jahren. Er hatte sich eben in dem wirren Gestrüpp von Gläsern, Flaschen, Kolben und Röhren, das auf dem Arbeitstische wucherte, eine kleine Lichtung gerodet von etwa Brustbreite im Geviert. Den so gewonnenen Platz hatte er mit einem frischen Bogen weißen Glanzpapieres bedeckt, das die umstehenden Flaschen und Fläschchen, die neugierig die schlanken Hälse reckten, gebieterisch fernhielt. Über den so gesicherten Arbeitsplatz saß er tiefgebeugt. In seinem blassen Gesicht spielte fiebernde Erregung. Zwischen

Daumen und Zeigefinger der linken Hand hielt er eine kleine Krystallschale, deren hellen syrupartigen Inhalt er eifrig, ja gierig mit der Lupe musterte. Die gesammelte Lichtflut eines elektrischen Strahlenwerfers hatte er auf das Krystallschälchen gerichtet, daß es funkelte und Blitze warf wie ein Riesendiamant.

Er traute seinen Augen kaum. In dem Syrup flimmerten wahrhaftig Krystalle! Zwar unendlich winzige, mit unbewaffnetem Auge kaum wahrnehmbare Flitterchen, aber zweifellos Krystalle, für den Chemiker die sichere Gewähr, daß in dem Erzeugnis ein wohlbestimmbarer Körper enthalten ist.

Sollte es diesmal geglückt sein? Fast zehn Jahre mühte er sich nun schon ab mit eisenhartem Willen und zäher Ausdauer. Nach monatelangen, höchst verwickelten Operationen und Reaktionen, die er auf Grund der neugewonnenen Erfahrungen immer und immer wieder abänderte und verbesserte, hatte er jedesmal statt des erhofften krystallisierten Körpers diesen verwünschten Syrup als Enderzeugnis erhalten, mit dem analytisch nichts anzufangen war. Immer und immer wieder hatte er die gründlich durchdachten und wohldurchrechneten Versuche von neuem angestellt mit unermüdlicher Geduld, er, der Ungeduldige, aber stets mit dem gleichen Mißerfolge. Diesmal hatte er sich nun in einem bestimmten Stande des Versuchs mit niederen Temperaturen und Drucken begnügt, dafür aber auch drei Monate länger auf die zu erzielende chemische Umsetzung warten müssen. Und siehe da, schon äußerlich unterschied sich diesmal das Enderzeugnis von dem früheren durch die hellere Farbe, und nun hatten sich gar winzige Krystalle ausgeschieden! An dem Gelingen der Arbeit, auf der er seine ganze Zukunft aufbaute, hatte er bereits verzweifelt, und nun schien sie geglückt.

Wie aber, wenn er sich doch irrte, die Arbeit abermals vergeblich war und die ganze Hölle der Zweifel an sich und seinem Forscherberuf von neuem sich auftat? Heiß schoß es ihm den Rücken hinab. Aber ein Irrtum war ja nicht mehr möglich! In seinen Händen hielt er ja die Krystalle! Ein ganzer Sternenhimmel funkelte ihm ja aus der Schale entgegen! Wenn es ihm gelang; die zahllosen winzigen Sternchen dieses Mikrokosmos zu fassen und ihrer nur einige Tausendstel Gramm zusammen zu

bringen, so daß eine Grundstoffbestimmung möglich war, dann hatte er ja endgültige Gewißheit! Dann galt es nur noch, das Verfahren der Darstellung so zu verbessern, daß eine genügende Ausbeute möglich war zur Feststellung der chemischen und physikalischen Eigenschaften des neuen Körpers. Dann war ihm — er glühte bei dem Gedanken — die Unsterblichkeit gewiß! Für alle Zeiten, solange es Menschen gab, würde sein Name unter den ersten der Naturforscher aller Zeiten genannt werden als des Entdeckers der Methode, das Eiweiß, den Träger alles irdischen Lebens, aus den anorganischen Grundelementen aufzubauen! Das Urgeheimnis der Natur, das Rätsel aller Rätsel, das Werden des Lebens aus leblosem Stoff, er hätte es enthüllt! Von der Darstellung des einfachen Eiweißkörpers, die ihm geglückt, bis zur Erzeugung des lebenden Eiweißes in der lebendigen Zelle war der Weg zwar noch unendlich weit! Aber er wäre gefunden! Und er hätte ihn gefunden! Welch ungeheure, in ihren Folgen gar nicht abzusehende Entdeckung!

Zitternd vor Erregung, mit verhaltenem Atem setzte er vorsichtig das Schälchen, das eine ganze Schöpfung barg, aus der Hand. Und in rätselhafter Gedankenverbindung mit seinem gegenwärtigem Tun, trat ihm plötzlich die Stunde vor die Seele, die sein sonniges Jugendglück mit einem Schlage zertrümmert hatte. Sein Vater besaß ein kleines Bauerngut, das er sich Morgen für Morgen im Schweiße seines Angesichts erworben hatte. Als gewöhnlicher Ackerknecht hatte er angefangen. Mit den Ersparnissen seines Knechtlohnes hatte er sich die billigen Steinäcker am Gebirgshang gekauft und sie mit seiner Hände Arbeit urbar gemacht. Mit den zusammengelesenen Steinen hatte er sich eigenhändig die Hütte gebaut, in der er Jahre lang hauste, dann hatte er die Mutter geheiratet, die ihm einige fette Äcker in die Ehe brachte, und von nun an mehrte sich langsam, aber stetig sein Besitz. Wie er aber auch arbeitete! Er war ein stiller, verschlossener, aber geistig regsamer Kopf und unaufhörlich darauf bedacht, die Wirtschaftsmethoden zu verbessern. Täglich nach Feierabend studierte er die landwirtschaftliche Wochenschrift. Ganz besonders interessierten ihn die neuen landwirtschaftlichen Maschinen. Ihre Anschaffung aber mußte er sich trotz der gün-

stigen Abzahlungsbedingungen versagen, da er sich ausrechnete, daß sie sich für den Kleinbetrieb, den er nur hatte, nicht lohnten. Um so eifriger wandte er sich den neuen chemischen und biologischen Methoden zu. Vorsichtig erprobte er sie zunächst auf einem kleinen Versuchsacker, um sie dann, wenn sie sich bewährten, auf seine gesamte Wirtschaft anzuwenden. So war er der erste Bauer der ganzen Gegend, der mit künstlichem Phosphatdünger arbeitete. Die Nachbarn bestaunten seine Erfolge, schrieben sie aber nicht dem „neumodischen Firlefanz" zu, sondern sagten, er habe eben großes Glück, seit er die hübsche Windacker-Lene geheiratet hatte. In die sei selbst der Herrgott verliebt, und so gerate ihm eben alles. An ihren schwerfälligen Gehirnen aber pochte die neue Zeit vergebens an, und sie kamen immer mehr zurück, je weiter es Amand Kämpfer brachte. Ja geradezu Vergnügen bereitete es ihnen, wenn er für gutes bares Geld ihnen einen Acker nach dem andern abkaufte. Brauchten sie doch nun weniger zu arbeiten, und wenn's eben nicht mehr ging, so zogen sie einfach in die Stadt, wo sich Gelegenheit genug bot, ein Aus- und Unterkommen zu finden. Wozu sich von früh bis spät auf dem Felde abrackern!

An den Studien des Vaters nahm Hermann, der in dem benachbarten Landstädtchen das Gymnasium besuchte, den lebhaftesten Anteil. Grenzenlos war der Stolz des Vaters, wenn der Junge ihm Licht und Klarheit in das chemische Formelwesen brachte. Amand Kämpfers Entschluß stand längst fest. Hermann, von seinen fünf Kindern der Älteste, sollte ein studierter Landwirt werden. Mit ihm zusammen würde er dann das Gut bewirtschaften. Dann werde man soviel herauswirtschaften und ersparen, daß auch die drei jüngeren Brüder was Tüchtiges werden konnten und der Jüngsten, der Grethel einmal eine ansehnliche Aussteuer gesichert war. So mehrte sich der Wohlstand der Familie, ihr Ruf und Ansehn von Jahr zu Jahr.

Da erschien eines Ostersonntags, als Amand Kämpfer mit Frau und Kindern eben aus der Kirche kam, auf dem Gütchen der Makler Levisohn, ohne daß er gerufen war. Mit beweglichen Worten und Handbewegungen legte er dem Vater dar, wie töricht es von ihm sei, sich so langsam, Schritt für Schritt, empor-

zuquälen. Eine so kleine Klitsche, wie er sie jetzt habe, sei nichts für einen solch tüchtigen Landwirt. Es böte sich nun gerade eine nie wiederkehrende günstige Gelegenheit, das Gut zu verdoppeln. Dann lohne es sich auch, die neuen Maschinen anzuschaffen und er könne aus dem vollen wirtschaften. Der Bauer Roggenkamp, dessen Gut an Kämpfers Felder grenze, stehe, wie er ja selber wisse, vor dem Zusammenbruch. Schon seit drei Jahren könne er die Hypothekenzinsen nicht mehr bezahlen. Er sei bereits mit ihm einig geworden, ihm das Gut zum Hypothekenwerte abzukaufen. Wenn Kämpfer die rückständigen Hypothekenzinsen übernähme, sei Levisohn bereit, die Hypotheken stehen zu lassen, sich mit einer kleineren Anzahlung zu begnügen und den Rest des Kaufpreises als neue Hypothek auf das nunmehr verdoppelte Gut einzutragen. Wenn ihm die Zahlung der Hypothekenzinsen vorläufig Schwierigkeiten machen sollte, so stunde er sie ihm gern. Er habe volles Zutrauen zu der Tüchtigkeit Kämpfers, dem es ein Leichtes sein werde, sich in wenigen Jahren aus den übernommenen Schulden herauszuwirtschaften. So sei er in zehn, höchstens fünfzehn Jahren Eigentümer des Gutes, während er auf dem bisherigen Wege in seinem ganzen Leben nicht zu einem gleichen Ziele gelangen könne. Sollte er zur besseren Ausnutzung des so vergrößerten Gutes bare Kapitalien brauchen, so sei er gern bereit, ihm diese vorzustrecken gegen Eintragung einer zweiten Hypothek.

Mit leuchtenden Augen hatte der Vater zugehört. Die Anzahlung, die Levisohn verlangte, verschlang zwar den letzten Pfennig seiner bisherigen Barersparnisse, aber die Möglichkeit, Maschinen anzuschaffen und im Großen zu wirtschaften, elektrisierte ihn. Er sagte jedoch noch nicht zu. Er solle in vierzehn Tagen wiederkommen, er wolle sich die Sache in Ruhe überlegen. Levisohn erwiderte, bei einem so günstigen Angebot gälte es kein langes Besinnen, zumal bereits morgen die Angelegenheit mit Roggenkamp notariell erledigt werde und er Liebhaber genug für das Roggenkampsche Gut habe. Weil jedoch Kämpfer es sei, den er ganz besonders schätze, sei er bereit zu warten, aber nicht vierzehn, sondern nur vier Tage. Schließlich einigte man sich auf eine Bedenkzeit von acht Tagen.

Gleich nach dem Mittagessen spannte der Vater an und fuhr hinüber zu Roggenkamp. Hermann durfte ihn begleiten. Der Bauer redete dem Vater lebhaft zu, auf den günstigen Vorschlag einzugehn. Er sei der richtige Mann, das Gut wieder in die Höhe zu wirtschaften und er habe ja mit allem, was er anfasse Glück. Er selber sei die Bauernwirtschaft, die nach der alten Methode heute nichts mehr einbringe, herzlich satt, und an das neumodische Wirtschaftsverfahren könne er sich nicht gewöhnen. Er ziehe nach der Stadt, um eine Schenke zu eröffnen. Levisohn, der ein sehr humaner Mann sei und ihn mit den Zinsenzahlungen keineswegs bedrängt habe, strecke ihm dazu das nötige Geld vor gegen Verpfändung der Schankeinrichtung.

Gemeinsam mit Roggenkamp gingen Vater und Sohn nun durch die Ställe. Sie waren in liederlichem Zustande und das Vieh gehörte bereits Stück für Stück dem Juden. Dann wurde ein Rundgang durch die Felder gemacht und der Boden als vorzüglich befunden.

Tag für Tag rechnete sich der Vater nun die Sache durch. Die Rechnung ging zwar nicht glatt auf, wenn er die ungünstigsten Ertragsziffern einsetzte, wie er es bei seinen bisherigen Neuerwerbungen stets getan hatte, aber mit Hilfe der Maschinen und der Agrikulturchemie, die Hermann studieren solle, werde er es schon schaffen. Hermann, der 13 Jahre alt war, verstand von der Sache nichts. Sein Vertrauen zu dem Vater und zu sich selber war jedoch so grenzenlos, daß er den Zukunftshimmel voller Geigen sah. Die Mutter vollends, die ihren Sohn im Geiste schon als Rittergutsbesitzer sah, hörte nicht auf, ihrem Manne zuzureden, und als Levisohn den nächsten Sonntag wieder erschien, ward der Handel abgeschlossen.

Aber der Jude hatte das Unglück ins Haus gebracht. Es war, als ob seither der Teufel seine Hand im Spiele hätte. Trotz guter Jahre mußten immer neue Kapitalien aufgenommen werden. Die teuern Maschinen rentierten sich doch nicht so, wie der Vater es sich ausgerechnet hatte. Dazu war das Gut immer noch zu klein. Die Schulden wuchsen ins Endlose. Da brannte auch noch das neue Wirtschaftsgebäude ab zwei Tage, ehe die Feuerversicherung in Kraft trat, da der Vater das Bargeld nicht zur Hand

hatte, um rechtzeitig die Versicherungsprämie zu zahlen. Und als Hermann, der inzwischen sein Abiturium gemacht, seiner Militärpflicht genügt und auch die Universität bezogen hatte, zum zweiten Male in die Osterferien nach Hause kam, fand er den Vater in erregtem Wortwechsel mit Levisohn, der die erst gestundeten, nunmehr aber fällig gewordenen Hypothekenzinsen einzustreichen gekommen war. Der Vater bat, wenigstens bis zum Herbst zu warten. Vergeblich. Und als die kränkelnde Mutter sich Levisohn zu Füßen warf und weinend um Aufschub bat, erklärte er sich hierzu nur unter der Bedingung bereit, daß Kämpfer ihm das Getreide auf dem Halm verpfände, da das gesamte Vieh ja bereits verpfändet sei. Da aber hatte der Vater aufbegehrt. Es war ihm, als durchschaue er plötzlich das Gaunerspiel des Wucherjuden. Mit einem Wutschrei sprang der sonst so besonnene Mann ihm an den Hals, würgte ihn und warf ihn Hals über Kopf zum Hause hinaus, die hohe Steintreppe hinab, daß er unten liegen blieb und für tot vom Hofe gefahren wurde. Von dem Sturze hatte er innere Verletzungen davongetragen und starb nach wenigen Tagen.

Der Vater wurde zu Gefängnis verurteilt. Die Erben des Juden aber waren unerbittlich. Das Gut kam unter den Hammer, die Mutter starb aus Kummer und Gram und als der Vater im Gefängnis ihren Tod erfuhr, erhängte er sich am Fensterkreuz. Die drei jüngeren Brüder zerstreuten sich in alle Welt. Das Jüngste aber, das schöne blonde sechzehnjährige Grethel, das Ebenbild der Mutter, ging in die Stadt, um sich eine Dienstbotenstelle zu suchen. Als sie einem Kinde das Leben gab, und ihr Verführer, der ihr die Ehe versprochen hatte, sitzen ließ, ging sie ins Wasser.

Das entsetzliche Geschick drohte Hermanns empfängliches Gemüt zu umnachten. Neunzehn Jahre alt, stand er heimat- und mittellos auf der Welt. Aber die zähe Bauernkraft in ihm, das kostbare Erbstück seiner Vorfahren, ließ sich nicht niederbrechen. Begonnenes unvollendet zu lassen, war nicht ihre Art. Er faßte den unbeugsamen Entschluß, seine Studien fortzusetzen und durch ein Examen zum Abschluß zu bringen. Durch Nachhilfestunden und allerhand naturwissenschaftliche Schreibereien

erwarb er sich die Mittel dazu. Das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften ackerte er nun durch mit aller Gründlichkeit und Zähigkeit, die er vom Vater ererbt. Als die Königin der Naturwissenschaften aber erschien ihm die Chemie. Wenn irgendeine Wissenschaft, so könne nur sie das Lebensrätsel lösen. Ihr wollte er sein Leben weihen. Oft war es ihm, als habe die Vorsehung, an die er innig glaubte, all das furchtbare Unglück nur über seine Familie gebracht, damit er frei und ungehemmt der Wissenschaft dienen könne, zu der er sich im Innersten berufen fühlte. Einundzwanzig Jahre war er alt, als er mit einer Dissertation aus dem Gebiete der Eiweißchemie summa cum laude sein chemisches Doktorexamen und kurz darauf das naturwissenschaftliche Staatsexamen bestand. Eine chemische Fabrik machte ihm daraufhin ein glänzendes Angebot, doch schlug er es aus. Er wollte seiner Wissenschaft treu bleiben. Er bewarb sich um eine freiwerdende Assistentenstelle am chemischen Institut der Universität, an der er studierte und erhielt sie. Hundert Mark Monatsgehalt hatte er da und freie Dienstwohnung, mehr brauchte er nicht. Nach vier Jahren habilitierte er sich als Privatdozent. Er las über sein Sonderfach, die Eiweißchemie. Keine geringere Lebensaufgabe hatte er sich gesetzt, als das Geheimnis des lebenden Eiweißes zu ergründen und seine Synthese zu versuchen. Und nun war ihm der erste Schritt dazu geglückt! Aber dreißig Jahre war er darüber alt geworden! Seine ganze Jugend hatte er seiner Wissenschaft zum Opfer gebracht, denn Tag und Nacht mußte er arbeiten. Die Tagesstunden gehörten seinem Dienst als Assistent, und der Professor verlangte viel von ihm. Nur die Nachtstunden und die Ferien gehörten ihm und zwei Nachmittage der Woche von vier Uhr ab, an denen er seine Vorlesung hielt. Aber auch diese Assistentenfron nahm nun ein Ende! Eine ordentliche Professur war ihm auf seine Entdeckung hin gewiß! Bald würde er nun selber seine Assistenten haben! Nun sollte das eigentliche Leben ja erst beginnen! Das bisherige war ja nur vorbereitende Kärrnerarbeit gewesen!

Vorsichtig nahm er die Schale wieder zur Hand.

Was war das? O Wunder! Die Krystalle vermehrten sich zusehends! Ein ganzer Sternhaufen hatte sich an einer Stelle

gebildet. Unzählige kleine Sonnen lagerten sich um eine größere Zentralsonne, die sie zu gebären schien. Und die ganze Schale schien schwanger von solchen Welten. Allenthalben schossen sie hervor wie durch Schöpferwillen hervorgerufen aus dem Nichts.

Nicht satt sehen konnte er sich an dem strahlenden Wunder. So gebannt war er, daß er den eintretenden Laboratoriumsdiener gar nicht bemerkte, dessen Schritte unter dem lauten Geräusch verhallten, mit dem der unter dem Abzug arbeitende Apparat den Saal erfüllte. Erst als der Diener dicht hinter ihm stehend, guten Abend wünschte, drehte er sich nach ihm um.

Eine ganze Weile dauerte es, ehe sein Geist aus der Sternenwelt in diese irdische Welt zurückkehrte. Dann sagte er, dem Diener die Schale weisend:

„Sehen Sie her, Brunner! Was ist das?“

„Ich denke, Herr Doktor, wir machen Feierabend. Mitternacht ist schon vorbei, und ich muß das Gas abstellen,“ war die etwas vorwurfsvolle Antwort.

„Mensch, Brunner, Sie alter Nörgelpeter, hier sollen Sie hersehen! Was ist das?“

Der alte erfahrene Diener, der länger als ein Menschenalter zum Inventar des Laboratoriums gehörte, rückte sich umständlich die Brille zurecht und nahm die Schale behutsam zur Hand.

„Was sehen Sie?! — So reden Sie doch!“

„Das sind Krystalle,“ sagte der Diener trocken.

„Jawohl, das sind Krystalle! Aber was für Krystalle! Mann, wenn Sie eine Ahnung hätten!“

„Kann ich 'mal die Lupe haben?“ fragte der Diener. Dabei sah er über die Brille blinzelnd den jungen Forscher überlegen an.

„Hier, Herr Geheimrat! Hier ist die Lupe!“

Der Alte betrachtete den Inhalt der Schale kritisch von allen Seiten.

„Nun, was sehen Sie?“ lachte Kämpfer, sich über das sachverständige Gebahren des alten Dieners belustigend.

„Es kommt mir so vor — — —“

„Was kommt Ihnen so vor?“

„Ich will nichts gesagt haben Herr Doktor, aber die Dinger,

die hier in dem Syrup sitzen, sehen aus wie — — — wie Barytkrystalle sehen die aus."

Ein Schreck fuhr Kämpfer durch die Glieder.

„Brunner, Sie sind verrückt!" sagte er dann nach einer Weile.

„Nicht so ganz, Herr Doktor," erwiderte in ruhigem Tone der alte Diener. „Aber ich will nicht Chemiker sein wenn das nicht Barytkrystalle sind."

Kämpfer wurde blaß. Der alte Brunner hatte helle Augen und verstand was vom Handwerk.

„Geben Sie her!" herrschte er den Diener an.

Durchdringend betrachtete er den Schaleninhalt. In einem bestimmten Stadium des Versuchs hatte er allerdings das Produkt mit Barythydrat behandelt, es später aber wieder quantitativ entfernt. In Gegenwart der mannigfachen organischen Substanzen jedoch konnte sehr wohl ein Rest in Lösung geblieben sein, der jetzt, wo die Masse eingeengt war, herauskrystallisierte. Daß Brunner recht hatte, war so unmöglich nicht.

Wortlos nahm er aus der Tischschublade ein kleines Platinspatel, spülte es sorgfältig mit verdünnter Säure und Wasser und trocknete es in der Bunsenflamme. Dann entnahm er damit der Schale ein einziges winziges Flitterchen der strittigen Krystalle, überführte es in ein Probiergläschen, löste es in Wasser, fügte einen Tropfen einer bestimmten Säure hinzu und nahm ein weiteres Reagenz zur Hand. Wenn er von diesem jetzt einen einzigen Tropfen in die klare Lösung fallen ließ und es entstand ein milchiger Niederschlag, dann hatte Brunner recht, und er stand von neuem am Abgrund.

Mit verhaltenem Atem hob er das Probiergläschen in die Höhe, hielt die Mündung der Reagenzflasche vorsichtig darüber und ließ einen Tropfen ihres Inhaltes hineinfallen. Augenblicks entstand der milchige Niederschlag.

„Ich sag's ja," sprach Brunner trocken, „Baryt!" Dabei nahm er selber das Probiergläschen zur Hand, schüttelte es, wobei der Niederschlag sich noch vermehrte, und wiederholte: „Baryt!"

Kämpfer war auf den Schemel gesunken und ganz in sich

zusammengebrochen. Einer Ohnmacht nahe, stützte er sein Gesicht in die Hand.

„Herr Doktor, was ist Ihnen?!“

Besorgt rüttelte ihn der Diener. Da kam er wieder zu sich und blickte starr vor sich hin.

„Sie sind überarbeitet, Herr Doktor! Ist ja auch kein Wunder! Tag und Nacht auf den Beinen durchs ganze Semester und die ganzen Ferien! An Ihrem Platz ging ich mal raus aus dem Giftkasten an die frische Luft!“

„Stellen Sie das Gas ab,“ erwiderte Kämpfer tonlos, „und gehen Sie zu Bett.“

„Jawohl, Herr Doktor! Sie aber auch, wenn ich bitten darf! Und nicht wieder über den verdammten Büchern hocken, bis zum heitern Tag! Und wenn die Weihnachtsferien kommen nächste Woche, dann mal Schluß gemacht mit dem Giftmischen und raus aus der Stinkbude in die Berge! Mal so 14 Tage mit 'm Rucksack!“

„Schon gut, lieber Brunner! Und nun gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Doktor! Und nichts für ungut von wegen dem Barzt!“

2.

Hermann Kämpfer hatte eine schlaflose Nacht. Die tiefe Niedergeschlagenheit, die dem jauchzenden Gefühle, endlich am Ziel zu sein, gefolgt war, hatte bald einem finstern Grübeln Platz gemacht. Das zähe Bauernblut, das in seinen Adern rollte, konnte wohl vorübergehend ins Stocken geraten, aber es vermochte nicht stille zu stehn. Unaufhörlich bearbeiteten Herz und Pulse die träge Masse, zerhämmerten die Knäule, lösten die Niederschläge, und bald strömte es wieder in ruhiger Kraft durch die pupurnen Bahnen und belebte und befruchtete das ermüdete Gehirn.

Immer wieder von neuem durchkletterte der junge Forscher die lange Kette der Gedanken, die seinem Versuche zugrunde lagen. Zahllose Möglichkeiten gab es, sie abzuändern, neue

Zwischenglieder einzufügen, andere herauszunehmen. Wie der geniale Schachspieler, nachdem er den ersten Zug getan, die übrigen einer leitenden Idee gemäß folgen läßt, und diese Idee den Zügen des Gegners entsprechend immer wieder verändert und der jeweiligen Lage anpaßt und sie so trotz aller Hemmungen und Hindernisse, Überraschungen und Verluste schließlich doch zum Siege führt, so schmiedete auch Hermann immer wieder von neuem den leitenden Gedanken und gab den Siegerwillen nicht auf.

Aber w a r er denn der geniale Schachspieler, der allein die Partie gewinnen konnte, da das größte Genie, die Natur selber, sein Gegner war? Wie, wenn er sich doch in seinen Fähigkeiten irrte und nur ein Stümper war, der Kraft und Leben an eine Sache setzte, die sein Können überstieg? Hatte der Laboratoriumsdiener, der von seiner ganzen Wissenschaft nur das elementarste Abc verstand, ihm heute seine Stümperhaftigkeit nicht deutlich vor Augen geführt? War ihm nicht ein so grober Beobachtungsfehler unterlaufen, wie er einem Studenten im ersten Semester nicht mehr begegnen durfte? Ja, war er denn überhaupt der klardenkende objektive Beobachter, für den er von Kollegen und Studenten gehalten wurde? War er nicht vielmehr ein Träumer und Phantast, der Wunsch und Wirklichkeit verwechselte und riesenhaftes Wollen für ebensolches Können hielt? Wie oft hatte er nicht geglaubt, den Sieg schon in Händen zu halten! Und stand er heute nicht immer noch da, wo er vor zehn Jahren gestanden hatte?

War die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, überhaupt lösbar? Oder war sie derart, daß auch das größte Genie in ihr zerschellen mußte?

„Und was Natur nicht offenbaren will,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Ja Goethe hatte recht! „Das Unerforschliche verehren!“ Wessen aber hatte er sich vermessen! Das Geheimnis aller Geheimnisse wollte er ergründen! Das Lebensrätsel wollte er lösen! Mit kühnem Griff wollte er den Schleier heben, den die Vorsehung in unerforschlicher Weisheit darüber gebreitet! Mit Gott

selber zu ringen, hatte er sich vermessen! Wie sinnlos, wie wahnwitzig, ja wie verbrecherisch erschien ihm auf einmal sein Unternehmen!

Und darüber versäumte er das Leben selber, das herrliche Leben von dem er einst so viel erwartet und das zu leben er sich niemals getraut hatte, aus Furcht, er könne darüber seine Wissenschaft versäumen! Erst wenn er weiter gekommen sei mit seiner Arbeit, wenn er ein erstes greifbares Ergebnis erreicht hätte, dann erst wollte er zu leben beginnen, um sich des Lebens zu erfreuen!

Aber hatte es überhaupt einen Sinn, dieser allesverschlingenden Wissenschaft das Leben selber aufzuopfern, selbst wenn das Ziel, das er sich gesetzt, erreichbar war? Was konnte diese viel gepriesene Wissenschaft denn bestenfalls leisten? Selbst wenn sie es fertig brächte, das letzte Steinchen und Hälmchen und Käferchen in seine letzten Atome zu zerlegen und aus ihnen wieder zusammenzusetzen, selbst wenn es ihr gelänge, sämtliche Gesetze des Naturgeschehens zu erforschen und auf eine einzige allerletzte Formel zu bringen, selbst wenn es uns möglich wäre, an ihrer Hand alle Sonnen und Sterne und alle Milchstraßen und Orionen körperlich zu durchwandern, der starren Fessel der Materie, die uns umengt, hätten wir uns dadurch doch nicht entwunden und dem, was h i n t e r den Dingen steht, wären wir auch nicht um Haaresbreite näher gerückt! Ja selbst, wenn uns das Unerhörteste gelänge, die lebendige Zelle in der Retorte darzustellen, was hätten wir dann für unsere Erkenntnis vom Leben selber erreicht? Nichts, als was wir bereits wissen, daß nämlich die Erscheinung, die wir Leben nennen, auftritt, sobald die Atome und Moleküle bestimmter Elemente in ganz bestimmte Lagerung und Beziehung zueinander treten. Aber warum und wieso unter diesen Bedingungen Leben e n t s t e h t, und was das Leben nun eigentlich ist und zu welchem Ziel und Zweck es in die Erscheinung springt, um seine Träger durch Lust und Qual und alle Himmel und Höllen zu jagen, diese Frage aller Fragen, unbeantwortet bliebe sie nach wie vor. Ohne die Voraussetzungen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit war hier eine Lösung nicht zu finden. Aber alles, was auf eine Welt j e n s e i t s der Erscheinungen hinwies, hatten

die Milligramm- und Millimeterforscher über Bord geworfen, weil sie es nicht in Atome zerlegen und wägen und messen konnten! Denn was man nicht sehen und hören und wägen und messen könne, das existiere auch nicht! Das Reich der alleinseligmachenden Wissenschaft war rings mit Brettern zugenagelt, und wer sich um das kümmerte, was jenseits der Bretter lag, galt als ein ausgemachter Narr!

Und war er nicht solch ein Narr? Was also hatte er im Reiche dieser sogenannten Wissenschaft zu suchen, dieser Wissenschaft, die sich voraussetzungslos nennt, ohne zu merken, daß sie selber auf den einseitigen Voraussetzungen sich aufbaut? Denn setzt sie nicht die Tatsachen unserer Innenwelt, die noch nicht minder wirklich und greifbar sind, als die Tatsachen der Außenwelt, ganz willkürlich beiseite, ja leugnet sie? Wahrlich, eine schöne Wissenschaft ist das, die vor ihr unbequemen Tatsachen die Augen verschließt und das Suchen nach Wissen einstellt, da wo es erst beginnen muß! Ja, wenn er sich noch rechtzeitig mit dem begnügt hätte, was diese Wissenschaft einzig zu leisten imstande war mit dem Praktisch-Technischen! Aber jenes glänzende Angebot, das ihm nach seinem Doktorexamen gemacht worden war und das ihm eine ganze Welt praktischen Wirkens erschlossen hätte, ein Reich in dem er König hätte werden können, das hatte er in heilloser Verblendung abgelehnt! Nun waren inzwischen zehn kostbare Lebensjahre ergebnislos vertan! Lohnte es sich überhaupt noch, ein so verpfuschtes Leben fortzusetzen oder gar es von vorne anzufangen?

Mit solchen Gedanken zermarterte sich Hermann Kämpfer das Gehirn als der Wecker ihn plötzlich aus seinem Grübeln aufschreckte. Es war 7 Uhr morgens. Schwer und schwarz lagerte noch die Nacht über dem verschneiten Universitätspark, auf den die Fenster seiner zweizimmrigen Dienstwohnung hinausgingen. Um 8 Uhr begann sein Dienst im Laboratorium. Er kleidete sich an und war pünktlich wie immer zur Stelle.

Aber nur wenige Studenten waren erschienen. Die Weihnachtsferien, die dicht vor der Tür standen, forderten bereits ihr Recht. Er hatte Zeit genug, wieder an seine Arbeit zu gehen, aber jedes Interesse für sie war in ihm erloschen. Selbst

die Möglichkeit, die ihm plötzlich durch den Kopf schoß, daß die verhängnisvollen Krystalle gar nicht Barythydrat, sondern die Barytumverbindung des erstrebten Eiweißkörpers sein konnten, lockte ihn nicht. Zwar nahm er die Schale noch einmal mechanisch zur Hand und durchmusterte sie im Tageslicht. Die Krystallausscheidungen hatten sich noch vermehrt. Aber teilnahmslos setzte er sie wieder unter die Glocke des Exsiccators und verschloß diesen in seinen Arbeitsschrank. Als die Weihnachtsferien anbrachen schnürte er, dem Rate Brunners folgend, seinen Rucksack, schulterte die Schneeschuhe und fuhr ins Gebirge.

3.

In dem Gebirgsstädtchen, dem Endpunkte der Bahn, von wo aus er seine Wanderung antrat, kaufte sich Hermann Kämpfer die erforderlichen Karten und versorgte sich mit dem nötigen Proviant. Dann übernachtete er im Gasthaus „Zur goldenen Traube". Im Morgendämmer des folgenden Tages brach er auf.

Am liebsten wanderte er querfeldein irgendein Ziel sich setzend, dem er dann über alle Hindernisse hinweg in möglichst grader Linie zustrebte. Oder er schlenderte planlos im Gelände, sinnend und träumend sich dem Zufall überlassend, um dann nach Karte und Kompaß, Sonne und Sternen sich wieder zurecht zu finden. So hatte er schon als Kind allein oder mit dem älteren der jüngeren Brüder seine „Entdeckungsfahrten" gemacht und Steine, Pflanzen, Schmetterlinge, Käfer und allerhand kriechendes und krabbelndes Getier als Beute heimgebracht. Auch jetzt wäre er am liebsten wieder dieser glücklichen Kinderart gefolgt, aber der hohe Schnee verwehrte es ihm und mit den Schneeschuhen war durch Wald und Holz und über Felsgeröll nicht vorwärts zu kommen. So hielt er sich denn an die Straßen und Waldwege, hauptsächlich die letzteren benützend.

Die letzten Häuser des Städtchens, das langsam aus seinem Schlafe erwachte, hatte er bald hinter sich. Auch das Dorf, das den Eingang zum Gebirgstale sperrte, war bald durchschritten. Im Schneeflockentanze wanderte er sachte bergan. Am Wege

standen noch einzelne Hütten mit winzigen Fenstern, die letzten Ausläufer des Dorfs. Aus ihren Schornsteinen kräuselte dünner blauer Rauch, in den sich, zu Hauch vergehend, die wirbelnden Schneeflocken gierig hineinstürzten. Aus einer halb geöffneten Tür, die unmittelbar in die Küche führte, drang würziger Kaffeeduft. Ein junges Weib in rotem Unterrock und Holzgaloschen hantierte am Herd. Schwere Zöpfe fielen ihr über die Schultern und die weiße Nachtjacke auf die halb offene Brust. Auf dem einen Arm hielt sie ein Kind, ein zweites spielte zu ihren Füßen. Als Hermann entzückt stehen blieb, schloß die junge Mutter eilends die Tür. Noch lange begleitete ihn dies liebliche Bild, schwermütige Sehnsucht in ihm weckend. Das war das Leben, das er versäumte!

Rüstig schritt er nun bergan. Bald gesellte sich der Gebirgsbach zu ihm. Unter der dünnen, meist zerbrochenen Eisdecke huschte das Wasser dahin wie ein endloses Rudel schwarzer Mäuse. Ein stahlblauer Eisvogel von Gebüsch zu Gebüsch am Ufer entlang fliegend, begleitete ihn eine ganze Strecke Weges. Auf einer hohen Erle saß mit wippendem Schwanz eine schlanke Elster. Als er stehen blieb, um sie zu beobachten, flog sie lautlos davon. Tief saugte seine Seele dies unmittelbare Leben ein.

Immer näher an die Talstraße heran rückten nun die verzuckerten Waldhänge der Berge. Als der Weg eine Biegung machte, schaute über den Talrand die Kuppe, die es heute noch zu erklimmen galt. Steiler wurde der Weg und tiefer der Schnee. Nun war es Zeit, die Schneeschuhe anzuschnallen.

Mit ausgiebigen Bewegungen, den in den Knien federnden Körper leicht nach vorn geneigt, glitt Hermann Kämpfer vorwärts. An tief verschneiten Sägemühlen vorüber mit niedern eiszapfenbehangenen Dächern und eingefrorenen Schaufelrädern, an Wasserfällen, die zu Krystallpalästen erstarrt waren. Mit lautem Hü und Hott trieben Holzfäller ein mächtiges, pferdebespanntes Floß zu Tal. Die riesenhaften Baumstämme, von eisernen Klammern zusammengehalten, ächzten unter ihrer eigenen Last, tiefe Furchen in den Schnee pflügend, so daß an einzelnen Stellen die rotbraune Erde kreischend zutage trat. Klirrend schleifte eine schwere Eisenkette hinterher.

Immer tiefer senkten sich die schneeschwangeren Wolken. Zwischen den immer enger werdenden Gebirgswänden eingekeilt, wälzten sie sich träge im oberen Teile des Tales. Die anfänglich großen federartigen Schneeflocken wurden immer kleiner und kleiner. Schließlich wandelten sie sich in einen feinen körnigen Grieß, und ehe Hermann es sich versah, war er rings von undurchdringlichem Schneenebel umgeben. Scharf biß dieser ihm ins Gesicht und setzte sich in Haar und Kleider. Kräftiger holte Hermann Kämpfer aus. Bald perlte ihm der Schweiß trotz des Frostes von der Stirne.

Da begann der Nebel zu wirbeln und sich im Kreise zu drehn. Ein scharfer Wind fuhr dazwischen. Rasch wuchs er zum Sturme an. Ganze Frachten feinkörnigen Schneesandes schleuderte er dem Wanderer ins Gesicht und gegen den ankämpfenden Leib. Bis an die Knie, bald bis an die Hüften stand er im wehenden Schnee und konnte nicht mehr vorwärts und rückwärts. Wenn nun noch eine zweite Schneewoge sich auf die erste türmte, war er verloren. Klaren Sinnes machte Hermann sich auf den Tod gefaßt. Ein eigenartiges, geradezu wissenschaftliches Interesse erfüllte ihn, was dann wohl kommen werde. Dann werde er ja endlich Gewißheit haben und alles Zweifeln und Forschen, Quälen und Plagen hatte dann ein Ende. Ganz bequem stand er so da, von allen Seiten von weichen Armen gehalten. Eine wohlige Wärme durchströmte ihn. So wunschlos war er in seinem ganzen Leben noch nicht gewesen. Eine süße Mattigkeit kam über ihn, und eine Lust zu schlafen wandelte ihn an.

Da setzte aufs neue ein gewaltiger Windstoß ein. Wie von unsichtbaren Kräften geschoben rückte die Schneemasse, die Hermann gefangen hielt, von der Stelle. Und er bewegte sich mit. Aber er blieb hinter der Bewegung zurück, und plötzlich stand er da bis auf Fuß und Knöchel frei.

Erstaunt, fast unwillig, nahm er es wahr. Aber instinktiv begann er die Füße zu regen, trampelte ein paarmal mit den Schneehölzern hin und her, machte sich ganz frei und setzte den Weg zur Höhe fort, Stirn und Brust dem Sturme bietend.

Schwer wie Blei schleppte er sich anfangs dahin. Aber bald war die Kraft und das alte Leben wieder in ihm.

Mühsam arbeitete sich Hermann Kämpfer durch das schwere Wetter zum Kamm des Gebirges empor. Noch stundenlang rang er mit den tobenden Elementen. Aber er blieb Sieger. Das Schneegeriesel hörte nach und nach auf. Der dicke Nebel wurde lichter und lichter. Da trat plötzlich, zwar noch verschleiert, die Sonne hinter einem Berggipfel hervor. Aber ihre Lichtpfeile bohrten Löcher durch die Schleier, sprühende Lichtbüschel sprangen hinterdrein und rissen die Wolkenlöcher in Fetzen und bald strahlte die Weltenkönigin in ungehemmtem Glanze vom blauesten Mittagshimmel herab. Tief unten wogte das Nebelmeer, auf dessen Rücken diese überirdische Welt zu schwimmen schien.

An einem Felszacken, von dem aus der Höhenrücken zu überblicken war, machte Hermann halt, schnallte die Schneeschuhe ab und erkletterte den Felsen. Wie ein Adler, der vom Höhenfluge ausruht, horstete er dort oben. Tiefatmend öffnete er den Rock. Da löste sich Hermann Kämpfers ringende Seele von aller Erdenschwere und schwang sich jauchzend durch den sonnentrunkenen Weltenraum.

Wohl eine Stunde rastete er. Nachdem er dann einen Imbiß zu sich genommen und an der Hand der Karte seinen Standpunkt bestimmt und das Tagesziel festgelegt, untersuchte er den Felsen und gab sich Rechenschaft über die Geologie der Gegend. Sein geologisches Handwerkszeug hatte er stets bei sich. Mit dem Hammer schlug er ein Stück Gestein ab und prüfte es mit der Lupe und Säure. Dann kletterte er von dem Felsen wieder herab, schnallte die Schneeschuhe an und setzte seinen Weg über den mit Laub- und Nadelholz bestandenen Höhenrücken fort.

Lautlos glitt der einsame Wanderer durch die schweigende Winterpracht. Millionen und aber Millionen Krystalle funkelten im Sonnenglanze von allen Bäumen und Sträuchern, ein ganzer Sternenteppich lag flimmernd und glitzernd zu seinen Füßen gebreitet. Gleich einem Gotte über Sternenwelten schwebte er darüber hin. Wie armselig kam ihm hiergegen der Flitter-

kram vor, den er unter der Glasglocke in seinem Laboratoriums-schrank verschlossen hielt!

Nun betrat er den Hochwald. Wie verzauberte Prinzessinnen winkten ihm die schlanken Tannen zu. Jede einzelne von ihnen hatte sich in einen flimmernden Sternenmantel gehüllt. Unter der schweren Schneelast hingen die Äste von zartestem Spitzen- und Brokatwerk gesäumt, fast senkrecht herab, als wollten sie mit ihren Armen züchtig den Mantel zusammenhalten, der ihre jungfräulichen Leiber vor den Blicken des Wanderers barg. Eine mächtige Buche hatte einen schneebeladenen Ast gleich einem Triumphbogen über den Weg gespannt. In langen Ketten hingen die weißen Blüten bis dicht auf den Weg herab. Sie zu berühren sorglich vermeidend glitt der Wanderer zwischen ihnen hindurch. Aber doch von ungefähr war er darangestreift und ein feinster glitzernder Sternenregen stäubte im Sonnenglast auf ihn herab, in Haar und Augenwimpern hängen bleibend und auf seinem Rock zu Tau und Hauch vergehend.

An einer tiefverschneiten Holzhauerhütte kam er vorbei. War's eine Holzhauerhütte? Nein! Das Pfefferkuchenhäuschen aus dem Märchen war's! Deutlich sah er, als er zurückblickte, das spitze Gesicht der alten Hexe aus ihrer weißen Haube ihm nachschauen.

Ein Fuchs kreuzte scheu von fern seinen Weg. Ein Fuchs? Der Wolf war's, den die böse Hexe ausgeschickt, dem Rotkäppchen aufzulauern. Das aber saß geborgen zuhause in der warmen Stube beim Mütterchen und freute sich mit Brüderchen und Schwesterchen auf das liebe heilige Christkind, denn heute war ja Weihnachten!

Weihnachten!

4.

Wie mit Zauberschlag sah Hermann sich in seine Kindheit versetzt. Christbaumstrahlen und Glockenklang! Kinderjubel und Elternglück!

Mit dem Nikolaustag fing die geheimnisvolle Zeit an. Spornstreichs eilten die Kinder des Nachmittags aus der

Schule nach Hause, verzehrten ihr Vesperbrot und machten eiliger, aber gleichwohl sorgfältiger als sonst ihre Schulaufgaben, denn man konnte nicht wissen, ob sie der heilige Nikolaus nicht wieder nachsah, wie er es voriges Jahr so unerwartet getan. Dann saßen sie in der dunkelnden Stube um den schnurrenden grünen Kachelofen und brieten sich ihre Äpfel, bis sie puffend und zischend auf der heißen Platte herumtanzten. Der alte Lux, ein schwarzer Dobermannpinscher, saß dabei und blinzelte unverwandt ins Feuer. Dazu wurde das Lied gesungen:

„Morgen, Kinder, wird's was geben,
Morgen werden wir uns freun!
Welch ein Jubel, welch ein Leben
Wird in unserm Hause sein!
Einmal werden wir noch wach,
Heißa, dann ist Niklastag!"

Während des Liedes trat die Mutter ein. Sofort verstummte der Gesang. Alle fünf Kinder sprangen ihr entgegen und an ihr hoch.

„Mutter, Mutter, wann kommt der heilige Nikolaus?"

„Nur immer hübsch artig! Wenn's Zeit ist, wird der heilige Nikolaus schon kommen. Und nun zeigt mir mal eure Schulaufgaben."

Mit diesen Worten steckte die Mutter die große Petroleumlampe über dem Tische an. Dann sah sie, wie allabendlich, die Schulaufgaben durch, die ihr die Kinder heute mit stürmischem Eifer vorzeigten. Eilends radierte Hermann noch einen großen Klecks im Schreibhefte aus, während die Mutter mit Hans und Jürgen die Rechenaufgaben durchging. Das Grethel saß hierbei der Mutter auf dem Schoß und sah altklug der gelehrten Arbeit zu, während Fritz, der auch noch nicht zur Schule ging, am Boden saß und die Eingeweide seines geplatzten Hampelmannes untersuchte, deren aus Sägemehl bestehenden Inhalt er Grethels Puppe in den Mund und in die ausgeschlagenen Augen stopfte. Nachdem auch Hermanns Schreibheft, das anstelle des Kleckses nun ein großes Loch aufwies, nachgesehen war, löschte die Mutter wieder die Lampe und setzte sich mit den Kindern um den

Ofen, vor dem immer noch der alte Lux saß und ins Feuer blinzelte.

Der Feuerschein des Ofens erfüllte die Stube mit traulichem Flackerlicht. Der Kuckuck in der geschnitzten Schwarzwälder Uhr rief die sechste Stunde.

„Nun kommt er bald! Voriges Jahr kam er um halb sieben."

„Seid ja hübsch artig und ruhig!" beschwichtigte die Mutter die ungeduldigen Kinder, „und sagt nochmals eure Sprüche her, damit ihr ja nicht stecken bleibt!"

„Wo ist denn eigentlich nur der Vater?" rief Jürgen mitten in der Wiederholung der Sprüche.

Ein ernster Blick der Mutter hieß ihn schweigen. Nachdem das Aufsagen der Sprüche mit einiger Nachhilfe der Mutter beendet war, sagte sie:

„Vater ist mit der Bahn in die Stadt gefahren, um Besorgungen zu machen."

Jürgen machte ein höchst ungläubiges Gesicht, aber der Mutter zu widersprechen wagte er nicht.

In diesem Augenblicke ertönte auf dem Hofe Schlittengeläut. Die Kinder stürzten ans Fenster, aber nichts war zu sehen. Gleichzeitig ließ sich auf dem Hausflur ein lautes Poltern vernehmen. Lux schlug an. Ängstlich flüchteten die Kinder zur Mutter an den Ofen. Gespannt lauschten sie nach dem Hausflur.

Da dröhnten gegen die Tür drei wuchtige Schläge. Laut bellte Lux auf. Die Tür sprang auf, und in ihrem Rahmen stand leibhaftig der heilige Nikolaus mit langwallendem, weißem Bart in kurzer Mönchskutte und hohen mächtigen Stiefeln. Die Kapuze hatte er tief ins Gesicht gezogen. Auf dem Rücken trug er einen viertelgefüllten Kartoffelsack und unter dem Arm eine mit roter Schleife zusammengebundene Rute. An dem um seinen Leib gewundenen Strick baumelten einige auf Pappe gezogene Hampelmänner mit beweglichen Gliedern und eine Puppe mit echten Haaren und echten klappenden Augen.

Lux stellte das Bellen ein, beschnupperte vorsichtig den Heiligen und sprang dann plötzlich wedelnd an ihm empor. Ritsch hatte er einen Hieb mit der Rute weg, daß er heulend hinter den

Ofen fuhr. Laut schrie das kleine Grethel auf und klammerte sich weinend an die Mutter.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte mit tiefer Baßstimme der heilige Nikolaus.

„Amen!“ antwortete im Chorus Mutter und Kinder.

„Sind ich auch artige Kinder hier?“

„Ja, lieber heiliger Nikolaus!“ tönte es einstimmig zurück.

„Nur der Jürgen,“ setzte die Mutter hinzu, „ist wieder recht vorlaut gewesen.“

„Vortreten!“ befahl mit Donnerstimme der St. Nikolaus. Nun wurde Jürgen, der bisher prüfend dem Heiligen unter die Kapuze zu sehen sich bemühte, die Sache doch recht bedenklich. Scheu verkroch er sich hinter die Mutter. Die aber schob ihn mit beiden Händen mitten vor den Kuttenmann.

„Beten!“ herrschte der Nikolaus ihn an.

Jürgen sank in die Knie, aber kein Wort brachte er über die Lippen.

„Nun?“ ermutigte ihn die Mutter. „Kannst du nicht beten?“

Dabei faßte sie ihn sanft von hinten an den Schultern und flüsterte ihm den Anfang des Vaterunser ins Ohr. Ängstlich leierte der kleine Sünder das Gebet herunter und warf dann einen hoffnungsvollen Blick auf den Kartoffelsack.

„Nun sag noch deinen Spruch her!“ befahl ihm die Mutter.

Jürgen stammelte:

Ich bin ein kleiner Mann,
Der artig beten kann.
Will immer fleißig sein
Und folgen dem lieben Mütterlein.
Und auch dem Vater — dem Vater —“

Hierbei stockte er und sah dem heiligen Niklas forschend ins Gesicht. Der gab einen eigentümlichen Laut von sich und drehte sich um. Sofort jedoch besann er sich auf seine Heiligenwürde und griff nach der Rute. Da vollendete Jürgen schleunigst seinen Vers:

„Und auch dem Vater folg ich gern
Und Jesu, unserm lieben Herrn.“

Befriedigt griff der heilige Nikolaus in den großen Sack und spendete dem artigen jungen Mann eine Handvoll Nüsse und Äpfel und einen Strampelmann. Schleunigst brachte Jürgen die Beute in Sicherheit, denn voriges Jahr mußte er die sauer errungenen Herrlichkeiten wieder herausgeben, weil er bei ihrem Empfang dem heiligen Nikolaus frech ins Gesicht gelacht hatte.

Nun kam das Grethelchen an die Reihe. Weinend von der Mutter gehalten wimmerte es:

„Ich bin klein,
Mein Herzel ist rein,
Darf niemand hinein,
Als du, mein liebes Jesulein."

Tief griff der heilige Nikolaus in den Sack und warf dem Grethelchen zwei, drei Handvoll Äpfel und Nüsse vor die Füße. Wie ein Schießhund war Jürgen herbei und griff nach den am Boden kollernden Früchten. Aber ritsch und ratsch hatte er mit der Rute zwei Streiche über den Körperteil, der beim Rücken zu oberst war, und um eine Erfahrung reicher kroch er zu Lux hinter den Ofen. Das kleine Grethelchen aber erhielt vom heiligen Nikolaus noch die Puppe mit den echten Haaren und echten Augen, die richtig schlafen konnten.

Nun sagten noch Fritz und Hans und zuletzt Hermann ihre Sprüche her und als auch sie ihre Äpfel, Nüsse und Hampelmänner erhalten, überreichte der heilige Nikolaus der Mutter mit bedeutungsvollem Blick feierlich die Rute. Mit einem ehrfürchtigem Knix nahm sie diese in Empfang und steckte sie hinter den Spiegel. Darauf stimmte sie das Dankeslied an, in das die Kinder aufatmend einfielen:

„Wir danken dem heiligen Nikolaus
Für alle schönen Gaben,
Die wir im lieben Elternhaus
Von ihm empfangen haben.
Wir wollen immer artig sein,
Den Eltern Freude machen,
Dann bringt das heilige Christkindlein
Uns viele schöne Sachen."

Kaum war der letzte, von praktischer Lebensauffassung zeugende Vers verklungen, da entleerte der heilige Nikolaus mit mächtigem Schwung den Sack in die Stube, daß Äpfel und Nüsse, ganze und zerbrochene Pfefferkuchenmänner und allerlei Naschwerk nur so über die Diele prasselten. Mit den Worten „Reiche Gaben bringt euch bald der heilige Christ!“ verließ er die Stube und schlug holterdiepolter die Tür hinter sich zu.

Während die Kinder und Lux sich um die am Boden herumfahrenden Kostbarkeiten balgten, ertönte auf dem Hofe wieder das Schlittengeläut. Aber keiner der Knaben, nicht einmal Jürgen, zeigte jetzt hierfür irgend welches Interesse. Sie hatten vollauf damit zu tun, die unter Sopha und Kommode gekollerten Äpfel und Nüsse hervorzusuchen. Nur das kleine Gretchelchen lief ans Fenster, stellte sich auf die Zehenspitzen und lugte angestrengt in die Finsternis hinaus. Nun zündete die Mutter wieder die große Hängelampe an und die Magd deckte den Tisch und brachte das Abendbrot herein.

Kurze Zeit darauf kam der Vater aus der Stadt zurück. Jubelnd erzählten ihm die Kinder, daß der heilige Nikolaus dagewesen sei. Jürgen schaute dabei mit überlegenem Lächeln drein. Als ihm aber der Vater, um dessen Mund es merkwürdig zuckte, scharf ins Gesicht sah und dabei fragte, ob der heilige Nikolaus auch eine Rute gebracht habe, da wurde er sehr kleinlaut und faßte sich nach der Hose.

Nun folgten Wochen geheimnisvollen Ahnens und frohen Erwartens, denn von nun an ging das liebe heilige Christkind im Hause um.

Mit verdoppeltem Fleiß wurden nun die Schulaufgaben gemacht. Sogar Jürgen legte einen löblichen Eifer an den Tag. Denn sonst wurde nichts aus den Schlittschuhen, die er sich zu Weihnachten gewünscht. Obenan standen diese auf dem Wunschzettel. Vorsichtigerweise hatte er den Preis von 3.50 Mark daneben geschrieben, der in einem Schaufenster der Stadt angegeben war, denn die Mutter war vom Christkind beauftragt, die Wunschzettel durchzusehen. Bei ihr lag die letzte Entscheidung, ob ein Wunsch „nötig“ oder „unnötig“ sei, d. h. auf dem Zettel

stehen bleiben durfte, und aus Erfahrung wußte er, daß 3.50 Mark so gerade an der Grenze dessen lag, was das heilige Christkind für Wünsche, die nicht gerade unumgänglich „nötig“ waren, zu bewilligen pflegte. So hatte ihm die Mutter einmal empfohlen, statt einer Laterna magica sich einen neuen Anzug zu wünschen. Aber darauf ließ er sich nicht ein. Den neuen Anzug bekam er ja sowieso. Wozu sich also den Kredit beim lieben heilgen Christkind verderben! Und außerdem lag ihm an einem neuen Anzuge ganz und gar nichts. Im Gegenteil! Der vermehrte nur die Gelegenheit, mit der neuen Rute öfters bekannt zu werden, denn wenn der ein Loch bekam, dann verstand die Mutter keinen Spaß. Bei dem alten Anzug hingegen nahm sie es nicht so genau.

Hermann hatte sich einen Sammelkasten mit Glasdeckel für seine Schmetterlinge gewünscht, in späteren Jahren ein Experimentierbuch und allerhand chemisches und physikalisches Gerät. Die galvanischen Elemente und den Funkeninduktor verfertigte er sich selber, aber das Material dazu und die Geißlerschen Röhren mußte das Christkind bringen. Da die Mutter für diese Wünsche nicht sachverständig war, hatte das Christkind den Vater mit der Entscheidung darüber beauftragt. Selten gab es da eine Ablehnung, da der Vater selber für diese Dinge das regste Interesse hegte.

So schrieb jedes der Kinder seinen Wunschzettel. Diese wurden fein säuberlich, ein jeder für sich, in einen Briefumschlag getan und mit der Aufschrift versehen „An das liebe heilige Christkind im Himmel“. Die Briefe wurden abends vor das Fenster gelegt und über Nacht holte sie dann das Christkind ab. An Stelle jenes Briefes lag am andern Morgen ein Stückchen Zuckerzeug vor dem Fenster. War aber einmal einer der Briefe nicht abgeholt, so konnte man sicher sein, daß er noch mit einem ganz unerfüllbarem Wunsche belastet war. Mit Hilfe der Mutter wurde dann der Zettel in Ordnung gebracht. Ein so infolge eigener Unbelehrbarkeit verspätet abgelieferter Brief blieb jedoch in der Regel ohne Zuckerquittung. Das war Jürgen schon zweimal vorgekommen, drum war er eifrig darauf bedacht, daß der Wunschbrief von vorneherein den überirdischen Anforde-

rungen genügte. Einmal war sein Brief sogar drei Nächte hintereinander nicht abgeholt worden. Er hatte trotz Abratens der Mutter einen „unnötigen“ Wunsch aufgeschrieben und sich gleichzeitig noch eines Bestechungsversuches am lieben heiligen Christkind schuldig gemacht. Zu dem Wunsche, einem Paar „richtiger Stiefel mit richtigen Sporen dran“, hatte er nämlich sein Wochentaschengeld in Höhe von zehn Pfennig gelegt, in der Hoffnung, das Christkind werde sich dadurch bewegen lassen, ihm den Wunsch doch zu erfüllen. Der Brief wurde jedoch nicht eher abgeholt, als bis der Wunsch gestrichen und der schnöde Mammon entfernt war.

Einmal hatte ihn auch die Neugier geplagt, was wohl geschehen werde, wenn er den Wunschbrief nicht, wie es himmlische Vorschrift war, vors Fenster legte, sondern in den Postbriefkasten warf. Aber wie erstaunte er, als der Brief am übernächsten Tage beim Frühstück auf seiner Kaffeetasse lag! Nun war er von seiner revolutionären Gesinnung geheilt und machte sich nie wieder eines Verstoßes gegen die überirdische Ordnung schuldig.

Je näher nun das Fest kam, um so spürbarer wurde die Nähe des lieben heiligen Christkindes. Wenn es durch die verschlossene Tür der guten Stube gegangen war, waren goldene Haare an der Klinke hängen geblieben. Auch wenn die Kinder morgens erwachten, fanden sie oft die Spuren des Goldhaares an ihren Betten. Dann aber lag irgendwo in der Schlafstube süßes Naschwerk versteckt. Auch kam es vor, daß im Schulranzen oder an andern unvermuteten Orten sich eine süße Gabe vorfand. Manchmal, wenn die Kinder in der Dämmerstunde um den grünen Kachelofen saßen und ein Weihnachtslied gesungen hatten, hörte man in der daneben liegenden guten Stube noch ein feines leises Singen nachklingen, oder es ging auch leise die Tür auf und Zuckerwerk und vergoldete Nüsse flogen von unsichtbarer Hand geworfen unter die Kinder.

Die letzten zwei, drei Tage vor dem Fest zog Tannenduft durch das Haus. Deutlich konnte man wahrnehmen, daß er in der guten Stube seinen Ursprung nahm. Als Jürgen einmal durchs Schlüsselloch sah, konnte er sogar den Christbaum sehen.

Zum Teil war er bereits geschmückt und allerlei Pakete und geheimnisvoll verdeckte Gegenstände lagen im Zimmer herum. Als er aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit Hermann seine Entdeckung zeigen wollte, war die ganze Herrlichkeit verschwunden und man sah nur in ein finstres Loch. Groß war die Angst, das Verschwinden könne von Dauer sein, und klopfenden Herzens sahen die Kinder dem heiligen Abend entgegen.

Der Zeugnistag brachte freilich noch peinliche Stunden. Hermann zwar hatte nichts zu befürchten, denn bisher hatte er stets den ersten Klassenplatz innegehabt. Jürgen hingegen hatte unter den 32 Plätzen seiner Klasse den 31. in Erbpacht. Als er aber einmal wider alle Naturgesetze der Dreißigste geworden war, sah er sich in seinen guten Rechten dermaßen verletzt, daß er den Kameraden, der ihm seinen Stammsitz streitig gemacht hatte, weidlich verprügelte.

Eines Tages jedoch brachte Hermann auf dem Weihnachtszeugnis statt des ersten den zweiten Klassenplatz nach Hause. Isidor Rosenbaum hieß sein Nebenbuhler. Der war ihm im Prozentrechnen über. Unvergeßlich waren Hermann die Augen der Mutter, als er sein Zeugnis vorwies. Aber es genügte, Hermann die Tränen in die Augen zu treiben. Der Vater hingegen machte aus seinem Unmut keinen Hehl. Freudlos verlebte Hermann die Festtage. Als diese aber herum waren, setzte er sich hin und brachte es in der öden Prozentrechnung zu solcher Meisterschaft, daß er bereits Ostern den ersten Klassenplatz wieder zurückeroberte.

Jürgen jedoch, den die ganze Geschichte gar nichts anging, sah sich durch Isidor Rosenbaum in seiner Familienehre gekränkt. Ohne jemandem etwas davon zu sagen, überbrachte er ihm eine Herausforderung zum Zweikampf. Isidor Rosenbaum aber lehnte die Forderung ab. Nun lauerte Jürgen ihn am zweiten Feiertage auf und vergerbte ihm derart das Fell, das Isidor nach Schluß der Weihnachtsferien noch nicht wieder schulfähig war. Der alte Rosenbaum aber zeigte die Sache dem Schuldirektor an und der junge Wegelagerer bezog vom Vater seine Prügel. Diese ließ er aber nicht auf sich sitzen, sondern gab sie prompt an Isidor Rosenbaum

weiter, sobald er sich wieder blicken ließ. Die Folge war, daß nunmehr der Vater einen eingeschriebenen Brief erhielt, in dem Jürgens Ausschluß aus der Schule angedroht wurde. Auf dringendes Bitten der Mutter ließ er es diesmal bei eingehenden Ermahnungen bewenden, und da Isidor Rosenbaum sich nie wieder einer Verletzung von Jürgens Familienehre schuldig machte, war die Sache erledigt.

Endlich war der heilige Abend da. Öfters wurden die Kinder an diesem Tage aus dem Wohnzimmer herausgewiesen, da die gute Stube nur den einen Zugang durch das Wohnzimmer hatte. Der vorwitzige Jürgen aber lag dann irgendwo auf der Lauer und machte den Geschwistern spornstreichs von seinen jeweiligen Beobachtungen und Entdeckungen Mitteilung. So hatte er einmal wahrgenommen, daß aus dem großen Paket, das der Vater für das Christkind in die gute Stube trug, die Hörner des Rodelschlittens herausschauten, den er sich gewünscht hatte. Aber groß war seine Enttäuschung, als der Rodelschlitten dann bei der Bescherung nicht unter den Gaben zu finden war. Erst im weiteren Verlauf des heiligen Abends fand er sich von unsichtbaren Händen hereingetragen unversehens unter dem Christbaum.

Nach sechs Uhr wurden die Sonntagskleider angelegt und um sieben rief endlich der Kuckuck der Schwarzwälder Uhr zu Tisch. Beschert wurde erst nach dem Abendbrot. Gemeinsam, vom Vater eingeleitet, wurde das Tischgebet gesprochen:

„O Vater, kindlich bitten wir
Um unser täglich Brot zu dir.
Gib deinen Kindern, die du liebst,
Und segne was du huldreich gibst. Amen!“

Das zweite und dritte Wort des Gebetes wurde dabei als eines „O vaterkindlich“ ausgesprochen. Zu essen gab es alljährlich Bierkarpfen mit Pellkartoffeln und Sauerkohl. Für die drei Jüngsten, die mit den Fischgräten noch nicht umzugehen wußten, stand ein großer Topf mit süßem Griesbrei da. Aber auch die beiden Ältesten, Hermann und Jürgen, erhielten, sobald

sie ihr Karpfenstück verzehrt, noch von dem süßen Brei so viel sie nur mochten.

Längst waren Kinder und Mutter mit ihrer Mahlzeit fertig, während der Vater immer noch mit der größten Umständlichkeit die Köpfe der beiden Karpfen zerlegte, die seine Lieblingsspeise waren. Eine ganze Ewigkeit kam er damit nicht zu Ende. Fünf paar ungeduldige Kinderaugen verfolgten jeden Bissen, den er zum Munde führte. Lächelnd nahm er es wahr, ohne sich in seiner grausamen Geduld stören zu lassen. Selbst der Mutter dauerte es zu lang und mit einem bittenden „Mann, nu mach ocke“*) drängte sie ihn, das Folterspiel zu beenden.

Endlich war auch er so weit. Schmunzelnd wischte er sich Mund und Schnurrbart ab und sprach das Tischgebet:

„Herr, wir danken dir für deine Gaben,
Die wir wohl genossen haben. Amen.“

Nun wurde der Tisch abgeräumt. Alle Kinder halfen, denn bevor das Geschirr nicht gewaschen war, wurde nicht beschert. Der Vater verschwand unterdessen in einem geeigneten Augenblick in die gute Stube, um dem Christkind beim Baumanzünden behilflich zu sein.

Allmählich versammelten sich Mutter und Kinder wieder in der Wohnstube, und auch das Gesinde war wieder da. Die Mutter setzte sich, das Grethel auf dem Schoß aufs Sopha, die übrigen Kinder um sie herum. Das Gesinde stand etwas weiter entfernt.

Nun stimmte die Mutter das Lied an „Ihr Kinderlein kommet“, Hermann begleitete auf dem Klavier. Jürgen gab dabei seiner eigenen Lebensauffassung unbewußten Ausdruck, indem er den beiden letzten Versen

„Und seht was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude euch macht!“

die Fassung gab:

„Und seht was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude sich macht!“

*) Schlesisch: „Mann, nun mach voran!“

Dann folgte das Lied:

„Was ist das für ein holdes Kind,
Das man dort in der Krippe find't?
Ach solch ein süßes Kindelein,
Das muß gewiß vom Himmel sein!

Und die dort zu der Seite kniet
Und selig auf das Kindlein sieht,
Das ist Maria fromm und rein,
Ihr muß recht wohl im Herzen sein!

Und der dort zu der Seite steht
Und still hinauf zum Himmel fleht,
Das muß der fromme Joseph sein,
Der mag sich recht des Kindleins freun.

Und was dort in der Ecke liegt
Und nach dem Kindlein schaut vergnügt,
Ein Öchslein und ein Eselein,
Das müssen gute Tierlein sein.

Und was den Stall so helle macht,
Und was so lieblich singt und lacht,
Das sind die lichten Engelein,
Die schau'n zu Tür und Fenster 'rein.

Und die dort kommen fromm und gut
Mit langem Stab und rundem Hut,
Das ist der Hirten fromme Schar,
Die bringen ihre Gaben dar.

(Grethel sang hier: Die bringen ihre „Gabeln“ dar.)

Und die dort kommen ganz von fern
Und gläubig schauen nach dem Stern,
Das sind der heil'gen König drei
Mit Weihrauch, Gold und Spezerei.

Und ob dem Hüttlein flammt ein Stern,
Er leuchtet nah und leuchtet fern,
Er leuchtet auch in unsre Zeit,
Wird leuchten bis in Ewigkeit!

Nachdem das Lied verklungen, lauschte alles erwartungsvoll nach der guten Stube. Schon vernahm man von dort verheißungsvolles Knistern und heller Strahlenglanz drang durch die Türritzen.

Nun stimmte die Mutter das Lied an „Stille Nacht, heilige Nacht“ und anschließend „O Tannenbaum!“ Kaum war die letzte Strophe verklungen, da ertönte ein feines silbernes Glöcklein und die Tür öffnete sich. Mit lautem Jubel stürzten die Kinder hinein.

Da stand der herrliche Baum in seinem Lichterglanze! Vom Fußboden bis zur Decke reichte er, über und über besät mit bunten Wachslichtern, und unter jedem hing eine bunte Glaskugel, die mit ihrer Schwere dem Lichtlein die senkrechte Haltung gab. Vergoldete und versilberte Äpfel und Nüsse hingen dazwischen und saftige Apfelsinen in roten und grünen Netzen, dazu allerhand Zucker- und Schokoladenwerk. Ganz oben am Wirtel, dem ausgestreckten Arm kaum erreichbar, hingen die köstlichsten Stücke, das Innere mit süßen Flüssigkeiten gefüllt. Zerbrach man eines beim Pflücken, lief einem aus großen Adern der süße Inhalt über die Finger. Von Ast zu Ast zog sich feines Gold- und Silberhaar. An der Spitze des Baumes aber funkelte ein feinstrahliger Silberstern. Trotz aller Fülle schien der Baum, der immer eine Edeltanne und niemals eine Fichte war, nicht überladen. Nichts Unschönes und Unnatürliches hing daran. Alles war wohlgestaltet und wohlverteilt. Es war der herrlichste aller Christbäume, die es auf der ganzen Welt gab.

Auf langen, schmalen, weißgedeckten Tischen, längs der Zimmerwände waren die Gaben aufgestellt. Jürgen hatte herausgefunden, daß die Tische, deren Linnengedeck bis auf den Fußboden reichte, aus Bügel- und Nudelbrettern hergerichtet waren, und daß unter dem einen eine große Kiste mit Pfefferkuchen stand, aus der er während der Weihnachtswoche den Pfeffer-

kuchenvorrat auf seinem Backwerkkeller ab und zu heimlich ergänzte. Vor jedem Gabenplatz standen wie Schildwachen zwei große Pfefferkuchenmänner, Gesicht und Hände waren aus weißen Zuckerstrichen gemalt und der Leib mit allerhand weißen und roten Zuckerschnörkeln verziert. An einem besonderen Nebentische waren die Gaben für das Gesinde aufgebaut.

Während die Kinder sich unter ihren Geschenken tummelten und immer und immer wieder neue Überraschungen fanden, standen Vater und Mutter unter dem Christbaum und sahen dem fröhlichen Treiben zu. Der Vater hatte den Arm um die Mutter gelegt und Hermann sah, wie er sie an sich zog und küßte. Dann führte der Vater die Mutter an eine besondere Gabenecke, deren Aufbau mit einem großen weißen Tuche zugedeckt war, und ebenso überraschte die Mutter den Vater.

Inzwischen hatte Marie, die alte treue Magd, die schon seit Hermanns Geburt im Hause diente, den Tisch im Wohnzimmer wieder weiß gedeckt und Äpfel und Nüsse und Backwerk, bestehend aus allen möglichen Tieren, Sternen und Kringeln, aufgetragen. Die Mitte des Tisches beherrschte ein mächtiger Weihnachtsstriezel. Er war bereits angeschnitten und aus den köstlich duftenden goldgelben Scheiben lugten die großen schwarzen Augen der Rosinen hervor. Daneben stand die große Bowle aus bunt bemaltem matten Glas, bis zum Rande gefüllt mit süßem Getränk, ganze Apfelsinenscheiben schwammen darin. Mit einem gläsernen Schöpfer wurde der Inhalt in die Gläser gefüllt. Der Schöpfer war so ungeschickt gebaut, daß einem dabei immer ein Teil über die Finger floß. Nur die Mutter verstand es, die Gläser zu füllen, ohne etwas zu vergießen.

Am Arme des Vaters kam sie nun herein und versah ihr Schenkamt, während der Vater sich eine große Rosine aus dem Striezel suchte. Entrüstet schlug ihm die Mutter dabei auf die Finger.

Bis Mitternacht durften die Kinder heute aufbleiben. Dann wurden sie mit sanfter Gewalt zu Bett gebracht. Ihre Lieblingsgeschenke aber nahmen sie noch mit in die Schlafstube. Hier verrichtete die Mutter mit ihnen das Abendgebet. Dann erhielt jedes von ihr den Segen und einen Kuß auf die Stirn. Noch

lange konnten sie nicht einschlafen. Nur das Grethelchen entschlummerte recht bald, die Puppe die ihr der St. Niklas gebracht, in dem einen, und die noch größere und schönere, die das liebe heilige Christkind ihm beschert, im andern Arm.

Während der ganzen Weihnachtswoche wurde der Christbaum allabendlich nach dem Abendbrote angesteckt. Um die Mitte der Woche wurden die Kerzen nochmals erneuert, wobei Hermann dem Vater helfen durfte. Am Neujahrsabend brannte der Baum dann aus. Regelmäßig schimmerten dabei Tränen in den blauen Augen der Mutter und das kleine Grethel küßte sie dann inniger als sonst. Den folgenden Tag wurde der Baum den Kindern zur Plünderung überlassen, nachdem der Vater das nicht eßbare Zierwerk gesammelt und für das nächste Jahr sorgfältig aufgehoben. Dann sägte Hermann aus dem großen Tannenbaum einen kleinen zurecht und nun wurde noch den ganzen Rest der Weihnachtsferien von den Kindern „Weihnachten“ gespielt. Der kleine Baum wurde dabei aufs neue geziert, und den Puppen und Hampelmännern wurde regelrecht beschert. Schließlich nahm auch dieses zweite Christbaumglück sein Ende. Der Tannenbaum aber stand noch lange in einer Ecke des Hofes, bis er trocken und dürr und ganz gestorben war. Schließlich wurde er zersägt, aus den Astwirteln schnitzte der Vater Küchenquirle, der Rest wurde zerhackt und als Anfeuerholz benutzt. Ein Häuflein Asche war das Ende der ganzen Christbaumherrlichkeit.

5.

Von solch süßen Kindheitserinnerungen geleitet, fuhr Hermann fast lautlos durch den Winterwald. Die Dämmerung war hereingebrochen. Er achtete es nicht. Die Erinnerung an seine goldne ungetrübte Kindheit war das Einzige, das ihm das grausame Leben gelassen hatte. Bisher hatte er noch seine Wissenschaft gehabt, aber auch diese war ihm nun verloren. Als er zur Universität zog, da hatte er der Mutter versprechen müssen, jede Weihnachten, solange noch eines der beiden Eltern lebte, daheim zu verbringen. Freudig hatte er es gelobt. Aber nur

ein einziges Mal konnte er das Gelöbnis halten. Die gute Mutter, die unermüdliche, treusorgende, lag schon die ersten Weihnachten nach dem Unglück, das die Familie betroffen, unter der Erde, einsam und verlassen, denn den Vater hatte man nicht zu ihr gelegt. Auch der lag einsam und verlassen abseits des Friedhofs in ungeweihter Erde. Die Brüder waren in alle Winde zerstreut und das Jüngste, das süße Schwesterchen, das blonde Grethel — — ihn schauderte.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Aber erst als der Weg aus dem Walde auf eine Lichtung trat, erwachte Hermann aus seinen Jugendträumen. Es war eine sternenklare Nacht. In scharfen Linien setzten sich die Berge gegen den Horizont ab. Am Osthimmel ging der Orion auf. Bis zum leuchtenden Gürtel stand er bereits über dem Berg, unverwandt nach der ewig schönen Cassiopeia schauend, die ihr flimmerndes Sternenhaar kämmte.

„Ob wohl hoch da droben Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird,
Und der Freund im Tode sich trennen muß?"

Den unergründlichen Sternenhimmel hoch über sich und unergründliches Leid tief in der Brust, fuhr Hermann Kämpfer durch die Winternacht. Um den Bug der schlanken Gleithölzer sprühte knisternd der funkelnde Schnee, wie die Meerflut an der Brust eines schnellen Schiffes sich teilt, eine weithin leuchtende Bahn hinter sich lassend.

An einer Wegegabel machte er Halt. Er holte die Karte vor und orientierte sich beim Scheine der elektrischen Taschenlaterne. Elf bis zwölf Kilometer waren es noch bis zu dem internationalen Wintersportplatz, wo er zu übernachten gedachte. Der Weg führte bald wieder in den Wald und in vielfachen Windungen in ziemlichem Gefälle bergab, eine rasche Fahrt versprechend.

Während er noch die Karte studierte, war ein Hirsch, gefolgt von zwei Muttertieren, aus dem Waldsaum getreten. Neugierig sicherten sie zu ihm hinüber, vom grellen Schein der Laterne gelockt und geblendet. Als Hermann sich bewegte, zogen sie in heller Flucht davon.

Mit kräftigen Stößen holte er nun zur Abfahrt aus, vor der Brust die brennende Laterne, deren starkes Licht einen scharfen Kegel in die Nacht warf. Bald schoß er pfeilschnell bergab, an den Wegekrümmungen die Fahrt mit kräftigem Gegenstemmen mindernd. Eine Wolke sprühenden Schneestaubes zog hinter ihm drein.

Unmittelbar hinter einer plötzlichen Biegung lag eine mächtige, vom Sturm entwurzelte Tanne quer über den Weg. Mit gewaltigem Schwung warf er sich zur Seite, aber gleichwohl fuhr er mit dem Rückend krachend ins Geäst.

Wie betäubt lag er eine Weile. Dann regte er die Glieder. Nichts von Belang war ihm geschehen. Auch die Laterne brannte noch. Den gesamten Stoß hatte er mit dem Rücken aufgefangen. Aber das vordere Ende des einen Schiholzes, das im Sturz gegen einen Ast geprallt, war abgebrochen.

Mühsam arbeitete er sich aus dem Astegewirr heraus. Nur über der rechten Backe hatte er einen leichten Hieb, als käme er eben von der Mensur. Mit Hilfe der Eisenchloridwatte aus der Taschenapotheke war das Blut bald gestillt.

Umständlicher war die Wiederherstellung des zerbrochenen Schis. Aus dem Rucksacke suchte er den Reparaturbeutel hervor, entnahm ihm eine eiserne Jochklammer und zwängte mit kräftigen Schrauben die übereinander gelegten abgebrochenen Holzenden in sie hinein. Bald war er wieder unterwegs. Langsam, vorsichtig den Weg im elektrischen Strahlenkegel musternd, glitt er in mäßiger Fahrt zu Tal.

Wie ein Stern, der aus Himmelsfernen kommend, in Erdennähe irre wird an seiner durch ewige Gesetze ihm vorgeschriebenen Bahn, und nun in schwankender Kurve, mit gehemmter Bewegung durch den Weltenraum zieht, so fuhr Hermann Kämpfer auf gewundenem Pfad durch die Sternennacht neuen unbegreiflichen Schicksalen entgegen.

Ein Himmelswesen aber ist der Mensch. Aus der Ewigkeit kommt er herab auf die Erde und zurück zur Ewigkeit muß er, um leidgestärkt und qualgehärtet rein und reif zu werden für seine höhere Bestimmung, die er hienieden nur ahnt, und die

ihm Gott in unerforschlicher Weisheit zu unerforschlichen Zwecken gesetzt.

Noch ahnte Hermann nicht, daß der heutige Tag ein Gleichnis seines Erdenwallens war.

6.

In dem prunkvollen Festsaale des „Grand Hotel", dem gesellschaftlichen Mittelpunkte des Wintersportplatzes, herrschte reges Leben. Hunderte von Menschen, in großer Gesellschaftstoilette wimmelten da durcheinander. Eng gedrängt standen die kleinen Tische, an denen getafelt worden war. Mit Sektkübeln, Weinflaschen, Früchte- und Gebäckschalen waren sie nun bedeckt und bildeten eine Art Stammsitz für ihre Inhaber, die, durch das Gewoge sich schiebend, Bekannte im Saale oder anstoßenden Tanzsaal besuchten, um immer wieder zu ihrem Tischplatze zurückzukehren.

Die Mitte des licht- und musikdurchfluteten Saales wurde beherrscht durch einen riesenhaften Christbaum, der statt Wachskerzen, elektrische Glühbirnen trug. Mit weißen Asbestlagen waren seine Äste und Zweige bedeckt, und bunte Papiergirlanden bildeten seinen einzigen poesie- und geschmacklosen Schmuck. An seinem Wirtel war ein Bündel kleiner Fahnen befestigt, das sich aus den Flaggen aller Herren Länder zusammensetzte. Die englischen und amerikanischen Farben herrschten vor, die deutschen waren kaum darunter zu finden, trotzdem der Baum im Herzen Deutschlands stand.

Eine internationale Gesellschaft feierte hier Weihnachten auf internationale Art. Papierschlangen flogen durch die mit Zigarrenqualm und allerhand einander widerstrebenden Parfüms geschwängerte Luft. Sektpfropfen knallten, Konfettis wurden geworfen, papierene Mützen und Kappen, aus Knallbonbons gezogen, von Männern und Frauen als Kopfschmuck getragen, vervollständigten den Eindruck, daß hier nicht Weihnachten, sondern ein Narrenfest gefeiert wurde.

Von dem bis auf die Straße dringenden Schwall angezogen, war Hermann stehen geblieben, die Schneeschuhe unter dem Arm. Er hatte sie bereits abgelegt, da auf den Hölzern die mit Glatteis bedeckte steile Dorfstraße nicht hinauf zu kommen war.

Da drinnen war Leben! Das konnte die trüben Gedanken, die seine Seele füllten, vertreiben! Kurz entschlossen betrat er den Vorraum, übergab einem Diener die Schneehölzer und ließ sich ein Zimmer geben.

Mit kritischen Augen musterte ihn der Oberkellner, als er in seinem Sportanzug über die Diele dem offenen Festsaale zuschritt. Sich seiner nicht gesellschaftlichen Kleidung erinnernd, vermied er es, einzutreten. Er schritt das Säulengeländer entlang, das die Diele von dem etwas tiefer gelegenen, nach dieser Seite hin offenen Festraume trennte. Nur vereinzelte Gäste, die sich von dem Trubel etwas zurückgezogen hatten, saßen hier. Der vordere Teil dieses Raumes wurde durch das aus dem Saale heraufdringende Licht erhellt, weiter nach hinten herrschte wohltuendes Zwielicht. Hier nahm Hermann an einem kleinen Tische Platz. Das Festgewoge und auch den Tanzsaal konnte er bequem überschauen. Er bestellte sich etwas zu essen und ließ sich eine Flasche Wein kommen.

Gierig sog Hermann das flutende Bild in sich ein. Das also war das große Leben nach dem er sich so oft gesehnt hatte, dem aber sich hinzugeben er bisher nicht gewagt hatte aus Liebe zu seiner Wissenschaft. Wie das gleißte und glänzte und schimmerte und leuchtete! Diese eleganten kostbaren Toiletten der Damen, die sich so farbenfreudig von dem schwarzen Untergrunde der festlichen Herrenkleidung abhoben! Diese feingliedrigen, geschmeidigen Mädchengestalten, die lachend und quirlend sich da unten bewegten und mit Anmut im Arme der Tänzer sich auf dem spiegelnden Boden drehten mit ihren entzückenden, zierlich beschuhten Füßchen! Welch Gegensatz zu der kleinbürgerlichen Geselligkeit seines Universitätsstädtchens! Ein mächtiges Verlangen zog ihn, da unterzutauchen. Und das alles konnte er schon längst haben! Hätte er vor zehn Jahren das Angebot der chemischen Fabrik angenommen, so gehörte ihm längst diese glänzende Welt! Ein Narr war er, daß er über

seiner Wissenschaft das Leben, das Leben, das herrliche Leben versäumt und ihm seine kostbaren Jugendjahre geopfert hatte! Aber noch war es nicht zu spät! Dreißig Jahre war er ja erst alt und das eigentliche Leben lag ja erst noch vor ihm!

Hastig trank er ein Glas Wein aus und bestellte sich eine Flasche Sekt. Dann rückte er Tisch und Stuhl dicht an das Geländer heran um der Welt, die er sich nun erobern wollte, noch näher zu sein. Da erblickte er das Ungetüm von Christbaum, das ihm bisher ein Pfeiler verdeckt. Ein eigenartiges Gefühl bemächtigte sich seiner. Wie ganz anders war der Christbaum und das Weihnachtsfest zuhause und die Welt, aus der er kam! Eine tiefe Traurigkeit kam über ihn und mit düstern Augen starrte er in das Getümmel. Der Kellner brachte den Sekt, entkorkte ihn und schenkte ein Kelchglas voll. Er beachtete es nicht.

Lange hatte er so, über das Geländer gelehnt, in den Festsaal geblickt. Da kam dicht unter ihm, von mehreren Herren umflirrt, eine auffallend schöne Blondine vorbei. Sie mochte etwa zweiundzwanzig Jahre alt sein. Ein Kleid von lichtblauer Seide umfloß das herrliche Ebenmaß ihrer Gestalt. Nach Empireart hochgegürtet, schmiegte es sich eng den edeln Formen an, den oberen Teil der marmorschönen Brust und die prachtvoll gerundeten Schultern freilassend. Wie eine Blüte erhob sich auf schlankem, blendend weißem Halse der schöne Kopf, von einer Fülle goldblonden Haares gekrönt. Um den Hals trug sie einen kostbaren Diamantschmuck und ebensolche blitzende Krystalle in dem feinen, fast durchsichtigen Ohr. Wie von ungefähr sah sie zu Hermann auf, dessen ernsttraurige Augen sich mit den ihren trafen. Einen kleinen, kaum wahrnehmbaren Augenblick blieb sie stehen, ihn ansehend, dann ging sie mit den Herren scherzend weiter. Nach drei Schritten aber drehte sie sich um, und warf nach Hermann, der ihr verträumt mit den Augen gefolgt war, eine Papierschlange. Diese wickelte sich ihm um den Hals und lachend zog das schöne Mädchen vorsichtig an dem dünnen Streifen, als wollte sie den so Gefesselten zu sich herabziehen. Das Papier zerriß. Hermann, keiner Bewegung fähig, blieb stumm und starr. Da ging sie mit spöttischem Lächeln weiter.

Einer ihrer Begleiter sah durch sein Einglas mit herausfordernden Blicken nach Hermann zurück. Der achtete es nicht. Gebannt folgten seine Augen dem schönen Mädchen.

Siedend heiß schoß es Hermann den Rücken hinab. Der ganze Saal schien sich plötzlich um ihn zu drehen. Die Hand vor die Augen haltend, mußte er sich setzen. Plötzlich fuhr er wieder in die Höhe, um der davongehenden, ihn himmlisch dünkenden Erscheinung weiter nachzusehen. Aber spurlos war sie im Gedränge verschwunden.

Eine fieberhafte Unruhe kam nun über ihn. Hastig leerte er das Sektglas und schenkte es sofort wieder voll.

Noch kein Mädchen hatte Hermann in seinem Leben berührt, und das Gefühl der Liebe war ihm bisher fremd. Alles, was er an hohen und heiligen Empfindungen dieser Art in sich barg, hatte er der über alles geliebten Mutter und der einzigen Schwester geschenkt. Nachdem er beide verloren hatte, war seine Wissenschaft ihm Mutter und Schwester und Geliebte zugleich. Wohl gab es für ihn Zeiten, wo eine namenlose Sehnsucht über ihn kam, etwas in seine Arme zu schließen und es zu küssen. Dann hatte er sich unter den Töchtern des Universitätsstädtchens, mit denen er auf den üblichen Gesellschaften zusammenkam, nach einer Gefährtin umgesehen. Aber kein stärkeres Gefühl war in seinem Herzen rege geworden und seine unverdorbene Natur hielt ihn davon ab, sich mit einer Liebe zu begnügen, die nicht aus der Tiefe der Seele geboren war oder gar eine sogenannte gute Partie zu machen. Das einzige weibliche Wesen, mit dem er außerhalb der Gesellschaft zusammenkam, war Röschen Brunner, die liebliche spätgeborene Tochter des alten Laboratoriumsdieners. Sie räumte ihm die Zimmer auf, brachte ihm das Frühstück herein und stellte frische Blumen auf seinen Schreibtisch. Seit zehn Jahren kannte er sie. Ein Kind war sie noch, als er in seiner Dienstwohnung einzog. Inzwischen war sie 18 Jahre alt geworden. Wenn sie mit ihren goldbraunen Zöpfen durchs Zimmer ging und ein scheuer Blick aus ihren braunen Augen ihn manchmal traf, da war's ihm oft, als müßte er ihr nachspringen und ihren jungen Leib an sich pressen. Aber immer hatte er die Regung wieder unterdrückt, da er keine

Möglichkeit sah, sie in Ehren die Seine zu nennen. Dann hatte er wohl qualvolle Stunden und schlaflose Nächte durchlebt und nur schwer Beruhigung in seiner Wissenschaft gefunden. Aber immer war er seiner Herr geblieben und sein eiserner Wille hatte stets die aufrührerischen Sinne bezwungen.

Wie ganz anders waren die Empfindungen, die in diesem Augenblicke seine Brust durchwogten! Nicht das Verlangen nach körperlichem Besitz war es, den der Anblick dieses jungen blühenden Weibes in ihm wach gerufen hätte. Der einzigartige Blick, der aus dem Auge des schönen Mädchens ihn getroffen, hatte ihm ins Herz gezündet und die tiefsten Tiefen seiner Seele in Flammen gesetzt. Aufschreien hätte er mögen. Ein Dämmerschleier schien sich zwischen ihn und das Menschengewimmel zu legen, daß er es nur klein und winzig wie aus weiter Ferne sah. Bis zum Halse hinauf schlug ihm das Herz und unwillkürlich griff er danach, als säße dort ein Pfeil, der ihn zu Tode getroffen. Dann wieder hätte er aufspringen mögen, ihr nachlaufen, sich ihr zu Füßen werfen, um die letzte Fiber seines Seins ihr aufzuopfern. Das wußte er, wenn es ihm versagt blieb, all sein Leben und Streben, sein Dichten und Denken, all sein unermüdliches Ringen mit sich und der Welt, diesem überirdischen Wesen zu Füßen zu legen, dann hatte das Leben für ihn keinen Sinn und Zweck mehr.

Mitternacht war längst vorüber, der Saal begann sich bereits zu leeren, aber Hermann wich nicht von seinem Platze und ließ nicht ab von seinem Hoffen, sie möge noch ein zweites Mal vorüberkommen. Vergeblich. Da nahm er sich ein Herz und ging, seiner unfestlichen Kleidung nicht achtend durch den Saal, unbekümmert um die verwunderten und spöttischen Blicke der eleganten Gesellschaft. Erst nachdem er sich überzeugt, daß s i e, mit deren Seele die seine zusammengeschmolzen, nicht mehr da war, beglich er seine Rechnung und wanderte ins Freie, um die heiße Brust und die glühende Stirn in der Sternennacht zu baden.

7.

Ruhelos wandelte Hermann durch die Winternacht. Dann bestieg er einen Aussichtsturm und sah lange dem Uhrwerk der Gestirne zu. Orion und Sirius waren bereits unter den Horizont getaucht und Procyon sprang schon über die Milchstraße hinter ihnen drein, als er den Rückweg zum Hotel antrat. Traumlos schlief er dann bis in den hellen Tag. Erst der laute Schlag des Gongs, der die Gäste zum Mittagessen rief, weckte ihn.

Vergebens suchte er bei der Mittagstafel nach dem Gegenstande seiner Sehnsucht. Auch der Oberkellner vermochte ihm keine Auskunft zu geben. Drei Tage hindurch suchte er die großen Hotels und Sportplätze des Ortes ab, aber nirgends fand er eine Spur der Angebeteten.

Wer war sie? Ein jäher Schreck durchfuhr ihn bei dem Gedanken, sie könnte wohl von so hoher Herkunft sein, daß jede Möglichkeit, sich ihr zu nähern, ausgeschlossen, der Gedanke an ihren Besitz gar Wahnsinn sei. Aber so huldvoll war sie ihm ja genaht und hatte unter Hunderten von festlichen Gästen gerade ihn, den Unfestlichen, ausgezeichnet! Oder war das nur das Spiel einer Laune, von ihr selber wieder längst vergessen, während er vermessen sein ganzes Leben darauf aufzubauen wagte? Wer waren die Herren ihrer Begleitung? Er hatte sie sich nicht näher angesehen, denn er sah nur *sie*. Vielleicht war sie gar eine Fürstentochter, die dem Einfall folgte, im Schutze ihrer Umgebung sich unerkannt unter gewöhnlichen Sterblichen zu tummeln? Vielleicht belustigte es sie, daß er die Taktlosigkeit besaß, als einziger Nichtfestlicher sich dem Feste aufzudrängen? Für wen mochte sie *ihn* wohl halten? Der Riß, der ihm von dem gestrigen Unfall her noch auf der Backe brannte, ließ ihn wohl als einen Studenten erscheinen, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als die erste Trophäe des Fechtbodens prahlerisch zur Schau zu stellen. Darüber hatte sie sich nun lustig gemacht! Und was *war* er denn anderes als ein Student, ein ewig Unfertiger, der immer suchte und nie mit sich zu Ende kam? Nun war es ihm, als habe nur Spott und Hohn aus ihrem Blicke gesprochen, der ihm erst das Paradies zu verheißen schien. Natürlich war es so und er war und blieb der Narr und der Phantast, der

immer Wunsch und Wirklichkeit verwechselte im Leben ebenso wie in der Wissenschaft!

Aber sehen wollte er sie wenigstens noch einmal, Gewißheit sich verschaffen, wenn er auch bei dem Gedanken bebte, sie möchte ihn überhaupt nicht mehr wiedererkennen oder gar mit höflicher Kühle abweisen! Und dann wieder plötzlich trug ihn das Hoffen über alle Abgründe des Zweifelns und der Verzweiflung nach jenen lichten Höhen der Gewißheit empor, die den überirdischen Regionen, aus denen wir stammen, so nahe sind, und ein Ahnen unermeßlichen Zukunftsglücks erfüllte ihn.

In solch wechselnder Stimmung fuhr Hermann nun auf den Schneeschuhen auch die benachbarten Kurorte ab, als müsse er ihr irgendwo unerwartet begegnen. Mit geradezu wissenschaftlicher Methode ging er dabei zu Werke. Auch seinen Gesellschaftsanzug, den einzigen, den er besaß, ließ er sich von Röschen Brunner schicken, und an den gesellschaftlichen Zusammenkünften, die allabendlich in einem andern Hotel stattfanden, teilnehmen zu können. Auch Geld ließ er sich von der Bank, bei der er seine Ersparnisse untergebracht, kommen. Aber Neujahr war bereits vorüber und die Weihnachtsferien gingen schon ihrem Ende zu, ohne daß seine Nachforschungen das geringste Ergebnis gehabt hätten.

Da hatte er eines Tages ein Erlebnis, das ihn auf eigenartige Weise seinem Ziele näher brachte. Auf seinen ruhelosen Fahrten hatte sich die eiserne Klammer, die den zerbrochenen Schi zusammenhielt, gelockert, ohne daß er es wahrnahm. Bei einer steilen Abfahrt, die er besonders liebte und die er in letzter Zeit öfter und tollkühner als sonst unternahm, löste sie sich ganz. In jähem Sturze überschlug er sich und verstauchte sich das rechte Fußgelenk. Mit Mühe schleppte er sich auf die Fahrstraße. Ein älterer Herr, der in vornehmem Schlitten dahergefahren kam, nahm ihn mit. Der Fremde, der ihm wenig Zuneigung einflößte, stellte sich ihm, seine Namensnennung erwidernd, als Kommerzienrat Burghamer vor. Sein Gesicht, von einer großen Pelzmütze und dem hochgeschlagenen Kragen des Pelzmantels eingerahmt, hatte etwas Diabolisches. Unter dichten schwarzen, leicht ergrauten Brauen lauerten ein Paar tiefschwarze, zu-

sammengekniffene Augen. Eine unschöne, träg gebogene Nase ließ graues Gestrüpp aus ihren Öffnungen hervorwuchern. Der ungepflegte, stark ergraute, schwarze Schnurrbart fiel in langen Zotten über den wulstigen Mund, dessen dicke Unterlippe herabhing. Schwarzgraue Stoppeln bedeckten Backen und Kinn.

Aufmerksam, mit fast vorsichtigen Seitenblicken, musterte der Herr seinen Fahrgast, als er ihn nach Art und Umständen seines Unfalls fragte. Sein offenes Wesen schien ihm zu gefallen, er setzte seine Fragen fort, und es dauerte nicht lange, da war er über Hermanns Herkommen, Beruf und Lebensumstände unterrichtet. Auch daraus machte Hermann kein Hehl, daß er beabsichtigte, die Wissenschaft mit der Praxis zu vertauschen. Nur von dem Ziele seines Suchens und Sehnens, das seit dem Weihnachtsabend ihn erfüllte, sagte er nichts. Das war sein ureigenes Geheimnis.

Der Kommerzienrat erbot sich, seinen Gast bis an dessen Hotel zu fahren. Dankbar nahm Hermann das Anerbieten an. Als er sich nach etwa einstündiger gemeinsamer Fahrt verabschiedete, lud der Fremde ihn mit freundlichen Worten ein, ihn zu besuchen, sobald sein Fuß es ihm erlaube. Er wohne in der und der Villa und sei noch etwa acht bis zehn Tage hier. Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags sei er stets zuhause. Hermann sagte höflich zu, ohne über die Einladung erfreut zu sein.

8.

Dank der Umschläge von essigsaurer Tonerde und der Knetkur, die er sich selber verordnete, war Hermann nach einigen Tagen soweit wieder hergestellt, daß er am Stocke gehen konnte. Gleichwohl zögerte er, den Kommerzienrat zu besuchen. Eine innere Stimme, genährt durch die tiefe Abneigung, die er vom ersten Augenblicke an gegen den Fremden empfand, hielt ihn davon zurück. Schließlich aber wollte er nicht undankbar sein und vor allen Dingen sein Versprechen halten. So suchte er denn eines Tages den Kommerzienrat auf.

Zu seiner Überraschung entdeckte er, daß die Villa ihm

bereits bekannt war. Auf der Suche nach der schönen Unbekannten war er diese Straße schon öfters entlang gegangen und vor ihr, die sich durch Größe und Stil vor den übrigen Villen des Ortes auszeichnete, stehen geblieben. Da war ihm wohl der Gedanke gekommen, in diesem schönen stattlichen Hause könne die heimlich Geliebte wohnen. Aber so oft er auch daran vorüberging, kein menschliches Wesen hatte sich jemals dort gezeigt. Nun pochte ihm das Herz. Er stellte sich vor, die Ersehnte träte plötzlich aus der Tür ihm entgegen.

Zögernd drückte er den Klingelknopf neben der geschlossenen Tür des Vorgartens. Sie sprang auf, und als er die Steintreppe der Villa emporschritt, öffnete sich auch die Haustür. Ein Diener empfing ihn, nahm ihm Hut und Mantel ab und ersuchte ihn, in einem Ledersessel der behaglich durchwärmten Diele Platz zu nehmen. Während der Diener, dem er seine Karte gegeben, sich entfernte, ließ er sich in einen tiefen Sessel nieder. Durch eine geöffnete Flügeltür konnte er in ein anstoßendes Zimmer sehen.

Plötzlich hielt er sich erschrocken an beiden Lehnen des Sessels fest. Gerade vor ihm an der gegenüberliegenden Wand des geöffneten Zimmers hing ein lebensgroßes Gemälde. Aus dem schweren Goldrahmen schien eine Mädchengestalt in das Zimmer treten zu wollen. Sie war es!

Es war ihm, als sähe er eine Erscheinung. Sie schritt einen sanft abfallenden, sonnengetränkten Waldweg herab, in lichtem, duftigem, fußfreiem Sommerkleide, den Hut am Arm, einige zusammengeraffte Wiesenblumen in der Hand.

Da sprang er auf und eilte auf sie zu. Freundlich lächelte sie ihn an, als freue sie sich des Wiedersehens.

Der Diener kam zurück mit der Meldung, der Herr Kommerzienrat lasse bitten.

„Wer ist die Dame?“ wollte er fragen. Aber teils aus Furcht, sein Liebesgeheimnis zu verraten, teils aus einer unerklärlichen ihn beklemmenden Angst brachte er kein Wort über die Lippen.

Mit bebenden Knien folgte er dem Diener die Treppe hinauf. Auf der Wendung blieb er stehen und sah nach dem Bilde zurück. Nur die zierlichen Füße und die berückend schön ge-

formten Knöchel waren noch zu sehen. Die übrige Gestalt war durch den Türrahmen verdeckt. Der Diener lächelte. Hermann nahm es wahr und ging nun entschlossenen Schritts den Rest der Treppe hinauf.

Der Kommerzienrat saß an seinem Schreibtisch über Briefen und empfing ihn sehr freundlich. Ohne aufzustehen, forderte er Hermann auf, in dem Klubsessel unmittelbar dem Schreibtisch gegenüber Platz zu nehmen. Nachdem er sich ohne sonderliche Teilnahme nach Hermanns Befinden erkundigt, sagte er unvermittelt:

„Also Sie wollen den Professor an den Nagel hängen?“

„Ich ginge sehr gern in die Praxis, das heißt, wenn ich eine Stellung finde.“

„Versteht sich. Bei der Professorei schaut doch nichts Rechts heraus. Und warum sollten Sie keine Stellung finden? Sie haben ja was gelernt, sind Doktor, Professor —“

„Verzeihung!“ fiel Hermann ihm ins Wort, „ich bin nur Privatdozent. Auch den Titel „Professor“ habe ich noch nicht.

„Wie haißt Privatdozent! Wie haißt Professor! Se sind was und Se können was, das is de Hauptsache! Damit kommen Se in de Praxis! Garantier ich Ihnen!“

Hermann begann es zu überlaufen. Dieser Kommerzienrat jonglierte da plötzlich mit den Händen in der Luft herum und mauschelte wie ein galizischer Jude. Der Gedanke, der ihn vorhin beklemmte, er könne oder müsse der Vater des angebeteten Mädchens sein, amüsierte ihn jetzt nur noch. Mit einer gewissen komischen Freude folgte er von nun an den gebärdereichen Worten seines Gegenüber.

„Sie sprechen ja gerade, als ob Sie schon eine Stelle für mich hätten!“ lachte er.

„Hab ich! Hab ich! Will heißen je nach de Umständ!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Hermann neugierig.

„Verstehen Se was von Farben?“

„Für die Chemie der Farbstoffe habe ich mich als Student sehr interessiert. Aber in der Chemie muß man sich sehr bald auf ein Sondergebiet beschränken. Wie ich Ihnen ja bereits neulich erzählte, bin ich Eiweißchemiker.“

„Auch was Guts, Eiweißchemiker! Sehr was Guts! Hat 'ne große Zukunft! Kann ich Ihnen sagen! Wenn mer erst Mehl und Zucker werden machen aus Hobelspänen! Millionär können Se werden, wenn Se das erfinden! Aber main ich, von der Farbstoffchemie verstehen Se auch was?“

„Wie ich Ihnen ja eben sagte, habe ich —“

Der Kommerzienrat ließ ihn den Satz nicht vollenden. Lebhaft sprang er vom Schreibtisch auf und trat dicht vor Hermann hin.

„Sehen Se her, Herr Doktor! Ich fabrizier nämlich Schiefer, fest wie Eisen! Sehen Se her!“ Dabei nahm er von einem Seitentische eine dünne hellgraue, rhombische Platte. „Da! Sehen Se her!“ Mit seinen von schwarzen Haaren bedeckten Händen machte er anstrengende Bewegungen, als versuche er mit großer Mühe, die Platte zu zerbrechen.

„Zerbrechen Se se mal!“

Er reichte Hermann die Platte, die nun auch dieser vergeblich zu zerbrechen suchte.

„Na? Können Se?“ grinste triumphierend der Kommerzienrat. Se können nich!“

Er nahm Hermann die Platte wieder aus der Hand und warf sie mit Wucht zu Boden. Sie zerbrach nicht.

„Na? Sehen Se?“ frohlockte er.

„Das ist allerdings erstaunlich,“ sagte Hermann mit ehrlicher Bewunderung. Dabei bückte er sich, hob die Platte wieder auf und warf sie mit einer etwas geringeren Kraft, als der Kommerzienrat es getan, wieder auf den Boden, als fürchte er, sie könne doch zerbrechen. Aber sie blieb wieder ganz.

„Un das is noch gar nix!“

Mit diesen Worten ging der Kommerzienrat geradezu wütend auf die Platte los und trat mit dem Absatz seines Schuhes mit heftigen Stößen auf ihr herum. „Sehn Se? Sehn Se? Nun versuchen Se mal ob Sie's schaffen!“ Dabei forderte er Hermann mit lebhaften Arm- und Handbewegungen auf, heranzutreten und nun seinerseits das Zerstörungswerk zu versuchen.

Zögernd hob Hermann zum Stoß ausholend, seinen benagelten Bergschuh.

„Nur Kurasch! Nur Kurasch!“ ermunterte ihn eindringlich der Kommerzienrat.

Hermann trat einen starken Tritt auf die Platte. Sie zerbrach wieder nicht. Mutwillig versetzte er ihr nun rasch hintereinander mehrere kräftige Fußtritte. Sie blieb nach wie vor ganz.

„Nu-n? Nu-n? Was sagen Se nu-n?“ fragte fast höhnend der Kommerzienrat den sehr erstaunten Hermann. Statt einer Antwort hob dieser die Platte auf und betrachtete, sie nach allen Seiten drehend, mit wissenschaftlichem Eifer ihr Gefüge.

„Aus was ist die Platte gemacht?“ fragte er mit dem Zeigefinger auf sie klopfend. Sie gab einen hellen Ton.

„Ja, aus was ist die Platte gemacht!“ grinste der Kommerzienrat. „Js das main Geheimnis! Patent!“

„Ein Geheimnis kann das unmöglich sein, sagte Hermann gleichmütig. „Selbst wenn die Platte patentiert ist. Ihre Zusammensetzung läßt sich durch eine chemische Analyse leicht feststellen. Hier kann man übrigens schon mit bloßem Auge sehen, daß sie Asbest enthält.“

Mit diesen Worten zog Hermann sein Taschenmesser hervor und legte an einer Kante der Platte eine Asbestfaser bloß.

Der Kommerzienrat machte ein respektvolles Gesicht.

„Und wetten möchte ich, daß da auch Kalk drin ist. Kohlensauerer Kalk natürlich.“ Dabei holte er das geologische Säurefläschchen aus der Tasche seines Sportanzugs und ließ einen Tropfen auf die Platte fallen. Sofort entwickelten sich auf der befeuchteten Stelle zahlreiche Gasbläschen, ein Beweis, daß er mit seiner Vermutung recht hatte.

„Da! Sehen Sie!“ sagte er zu dem Kommerzienrat, „Kohlensäure!“ Die Platte genau betrachtend setzte er dann hinzu: „Die Bindemasse besteht wahrscheinlich aus Zement, sonst würde die Platte unter der Säure viel stärker aufbrausen!“

Geradezu verdutzt hörte der Kommerzienrat diese Erklärungen an.

„Na, habe ich recht?“ fragte Hermann lächelnd.

Mit einem Gemisch von Respekt und Mißtrauen blinzelte der Kommerzienrat ihn eine Weile aus seinen zugekniffenen

Augen an. Dann sagte er plötzlich, Hermann jovial auf die Schulter klopfend:

„Se sin mein Mann!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Mehr sag' ich nich! Ich sag' bloß, Se sin mein Mann! Aber nu sagen Se mal! Is das nun 'ne Platte oder is das keine Platte? He? Was?"

„Sie sprachen vorhin bereits schon von künstlichem Schiefer. Ich nehme an, daß die Platten zur Dachbedeckung dienen sollen. Das ist allerdings eine ganz vorzügliche und obendrein vollkommen wetter- und feuersichere Dachbedeckung!"

„Sie raten aber auch alles, Herr Doktor! Das is freilich 'ne Dachbedeckung! Was Se aber nich raten: M a i n e Erfindung is es! Maine Erfindung!" Dabei steckte er triumphierend beide Daumen in die Achsellöcher seiner Weste und wippte mit den Fußspitzen auf und ab.

„Da kann man Sie allerdings beglückwünschen!" sagte Hermann ehrlich. „Wie fabrizieren Sie denn die Platten? Werden die gepreßt, gezogen, geschnitten?"

„Ja wie ich die fabriziere! Sie wollen aber auch alles wissen!"

„Ich will nicht weiter in ihr Geheimnis dringen! Aber wenn ich das durchaus wollte, brauchte ich ja nur die Patentschrift nachzulesen!"

„Nix können Se lesen de Patentschrift! Gar nix! Jawohl l e s e n können Se de Schrift! Aber nachmachen? Habens schon andere nachmachen wollen! Wie Dreck sin de Platten aus'nander gefallen!" schrie nun geradezu der Kommerzienrat den wißbegierigen Frager an.

Betroffen schwieg Hermann. Als ob er einen Feind vor sich hätte, bohrte der Kommerzienrat seine Augen in die Hermanns. Dann verzog er langsam sein Gesicht zu einem gutmütigen Grinsen und sagte, ihm wieder auf die Schulter klopfend:

„Besuchen Se mich mal in Berlin! Vielleicht zeig ich Ihnen dann, wie se gemacht werden de Platten!"

„So, Sie wohnen in Berlin?" fragte Hermann mit lebhaftem Interesse und eine Purpurröte überzog sein Gesicht. Ahnungsvoll

brachte er das Wort „Berlin“ in Zusammenhang mit der heimlich Geliebten. Denn daß das Mädchen, dessen Bild unten im Zimmer hing, auch da wohnen müsse, wo der Kommerzienrat wohne, das lag nahe, wenn er auch nicht für möglich halten konnte und wollte, daß der Kommerzienrat ihr Vater sei.

Dem Kommerzienrat entging die Bewegung Hermanns nicht. Mißtrauisch, ja feindselig sah er ihn wieder an. „Wieso wundern Se sich darüber?“ fragte er dann lauernd.

Einen Augenblick stockte Hermann. Dann log er: „Ich wollte demnächst sowieso mal nach Berlin fahren, um mich nach einer Stellung umzusehn. Das wäre ja wunderschön, wenn ich Sie bei dieser Gelegenheit dort besuchen könnte. Sie haben wohl in Berlin auch Ihre Fabrik?“

Nun lachte der Kommerzienrat.

„Meine Fabrik? Welche Fabrik meinen Se denn?“

„Nun Ihre Fabrik, in der Sie diesen ausgezeichneten Schiefer fabrizieren!“

Fast mitleidig sah der Kommerzienrat Hermann an.

„Se sin soweit en ganz heller Kopf, mein lieber guter Dokter! Aber ganz hell sin se noch nich! Wie haißt Fabrik! Keine Fabrik hab' ich nich und doch hab' ich siebzehn Stück!“

„Das verstehe ich nicht.“

„Se müssen halt noch heller werden, Herr Doktor! Wozu hab' ich denn mei Patent? Wo werd' ich mir das Gebocher von 'ner Fabrik auf den Hals laden mit Maschinen und Menschen und Häusern und Risiko? Lizenzen geb' ich! Lizenzen für Daitschland, für Österreich-Ungarn, für Frankreich, für Italien, für Spanien, für Portugal, für England, für Amerika, für Australien, Lizenzen für die ganze Welt! Natürlich hab' ich Aktien von den Fabriken! Sogar sehr viel Aktien! Von der in Berlin fast alle! Drum hab' ich keine Fabrik nicht und hab' doch siebzehn Stück! Haben Se noch nie was von dem Evonit gehört?“

„Von was?“ fragte Hermann verwundert.

„Na da! Von dem Evonit!“ Dabei zeigte der Kommerzienrat auf die Platte.

„Ach so! Nun versteh ich! „Aevonit“ haben Sie das Material genannt, aus dem Sie die Platten machen oder viel-

mehr machen lassen! In der Tat eine treffende Benennung! Von „aevum“ zu deutsch: „Ewigkeit“! Ewigkeitsstoff heißt das! Wahrhaftig eine ganz glänzende Bezeichnung! Haben Sie die auch erfunden?“

„Nu-n wie haißt erfunden! Wosu hat mer denn seinen Anwalt? Geld hat er mir genug dafür abgenommen! Fünftausend Mark hat der Haderlump gefordert für die paar Buchstaben! Und dabei hat er das Wort noch nich mal selber gemacht! Aus dem Italienischen hat er's genommen!“

„Sie wollen sagen aus dem Lateinischen!“ fiel Hermann ein.

„Nu ja, aus dem Lateinischen oder Italienischen. Das weiß ich heut' nicht mehr so genau. Sind schon über zehn Jahre her. Aber viertausend fünfhundert hab' ich ihm nur gegeben. Und die hat er auch nur bekommen für den ersten Buchstaben, für das „E“, das er aus dem „A“ gemacht hat, weil sonst das Patentamt den Namen nich patentiert hätte. Der Name von meiner Erfindung is nämlich „Evonit“ nicht „Aevonit“, mit „so einem“ E und nich mit „so einem“. Dabei schrieb er die Buchstaben E und A mit dem Finger auf die Platte.

„Ich verstehe!“ lächelte Hermann. „Aber nun sagen Sie mal,“ fuhr er gleich fort, „da nicht Sie, sondern ein anderer den Namen erfunden hat, so sind Sie am Ende auch gar nicht der eigentliche Erfinder von dem Stoff, der diesen Namen trägt?“

Feindselig blitzte der Kommerzienrat den Frager an.

„Ich meine,“ erklärte Hermann, „daß Sie vielleicht auch die Erfindung selber einem andern abgekauft haben, so daß es eigentlich gar nicht Ihre Erfindung ist?“

„Wie haißt nicht maine Erfindung?“ sagte der Kommerzienrat gedehnt. „Wenn ich kann zahlen von mainem Geld den Erfinder und ihm kann abkaufen für bares Geld de Erfindung, is das dann nicht maine Erfindung? Was hätte denn der Erfinder machen können mit der Erfindung ohne main Geld? Un hat er nich haite noch seine Perzente von der Erfindung? Zehn Perzent von allem, was die Lizenzen tragen? Un hat er von mir nicht außer den Perzenten bekommen hundert-

tausend Mark, wo ich ihm hab' zevor ausbezahlt bar auf den Tisch? Resch dann? Un das is dann nich m a i n e Erfindung?"

Seiner kommerzienrätlichen Würde völlig vergessend, gab Burghamer die reinste jüdische Vorstellung. Hermann konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

„Nu-n? Was lachen Se?"

„Verzeihen Sie nur, Herr Kommerzienrat! Sie verstehen mich falsch! Ich zweifle ja nicht im geringsten daran, daß Sie der rechtmäßige Besitzer der Erfindung sind! Aber nun kann ich mich wohl verabschieden, es wird bereits dunkel.

Ohne Hermanns Absicht, aufzubrechen, zu beachten, drehte der Kommerzienrat das elektrische Licht an und drückte auf einen Klingelknopf.

„Aber sehen Sie, Herr Doktor," fuhr er dann fort, sich sprachlich dabei sittlich zusammennehmend, denn es war ihm offenbar zum Bewußtsein gekommen, daß im Eifer des Gefechts, wie das oft vorkam, sein galizischer Ahnherr wieder einmal mit ihm durchgegangen war. „Setzen Sie, der Evonit hat noch einen großen Fehler, er ist zu hell. Die Leute wollen schwarze oder rote Dächer haben, besonders in Deutschland. Ist ja eigentlich lächerlich, aber was wollen Sie machen! Die Deutschen sind mal so. Drum muß der Evonit gefärbt werden. Aber die Farbe hält nicht, der Regen wäscht sie immer wieder ab. Ich habe schon alles mögliche versucht, aber — — —"

Er hielt plötzlich inne, da er wahrnahm, daß Hermann gar nicht zuhörte.

Als das Zimmer plötzlich erleuchtet wurde, war Hermanns Blick auf das in Öl gemalte lebensgroße Brustbild einer Frau gefallen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Mädchen seiner Sehnsucht hatte. Sie war ebenso schön und blond, nur reifer und voller und mochte etwa vierzig Jahre zählen. Zweifellos war sie die Mutter des Mädchens.

„Sie hören ja gar nicht zu, Herr Doktor!"

„Verzeihen Sie! Ich habe alles gehört. Also der Evonit soll gefärbt werden," sagte Hermann, sich nun wieder dem Kommerzienrat zuwendend.

„So ist's. Aber die Farbe hält nicht."

„Sie dürfen die Farbe natürlich nicht auftragen, sondern müssen direkt die Faser färben, am besten die Farbe direkt chemisch auf der Faser erzeugen!“

„Das kann man?“ fragte erstaunt der Kommerzienrat?

„Für einen Chemiker ist das, — na, in diesem Falle, wo es sich um die Färbung eines mineralischen Gewebes handelt — vielleicht keine Kleinigkeit, aber jedenfalls eine durchaus lösbare Aufgabe. Haben Sie denn noch nie einen Chemiker befragt?“

„Das ist eben der Haken! Wer kann denn heutzutage noch jemandem trauen! Die Spitzbuben sehen ja alle wie Menschen aus! Wer garantiert mir denn, daß so ein Kerl, ehe das Verfahren patentiert ist, nicht einfach auskneift und mir die Erfindung vor der Nase wegschnappt?“

Hermann konnte sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Wie war dieser Mensch doch der Sklave seiner Habsucht und seines Mißtrauens!

„Alle Menschen sind ja schließlich keine Gauner!“ sagte er. „Im übrigen bin ich überzeugt, daß diese Platte hier sich auf chemischem Wege so tiefschwarz färben läßt, daß kein Regen imstande ist, die Farbe wegzuwaschen.“

„Se machen wohl Spaß!“

„Keineswegs!“ Das kann ich Ihnen auf der Stelle beweisen, vorausgesetzt, daß ich mir zu dem Versuch die erforderlichen Reagentien beschaffen kann. Ich will sehen, ob sie in der hiesigen Apotheke zu haben sind. Ist das der Fall, so werde ich, wenn Sie es wünschen, morgen wiederkommen und die Platte hier vor Ihren Augen haltbar färben!“

Mit aufgerissenen, ja gierigen Augen hatte der Kommerzienrat zugehört.

„Wenn Se das fertig kriegen, dann sind Se ein gemachter Mann! Garantier ich Ihnen!“ sagte er ungläubig. Gleich aber setzte er hinzu: „Sie werden doch wiederkommen, Herr Doktor?“

„Wenn ich Ihnen das verspreche, müßte Ihnen das eigentlich genügen! Wenn Sie mir jedoch mißtrauen, so — —“

„Wer redet denn von Mißtrauen? Wer? — Also abgemacht, Sie kommen morgen um die gleiche Zeit wieder und bringen das chemische Zeugs mit? Gilt's? Hand drauf!“

Mit diesen Worten hielt er Hermann die Hand hin. Mit einem Gefühle des Unbehagens legte dieser die seine hinein. Dabei stand er wie auf Kohlen. Es war ihm, als müßte jeden Augenblick eine der beiden Frauen ins Zimmer treten. Auf dem Flur hörte er leichte Schritte. Da ging auch die Tür, aber herein trat nur ein Zimmermädchen, ein silbernes Tablett mit zwei dampfenden Teegläsern und einem Teller Gebäcks in der Hand. Es war ein zierliches, schlankes, junges Ding. Allerliebst stand ihr das weiße Häubchen auf dem üppigen blonden Haar.

Merkwürdig! Alle Menschen in diesem Hause waren blond, bis auf den Hausherrn! Auch der Diener war blond, wie Hermann nachträglich bei sich feststellte.

Das Mädchen stellte das Teebrett auf den Tisch und verließ das Zimmer ebenso flink wie es gekommen war. Hermann nahm deutlich wahr, daß ihr die Augen des Hausherrn mit Wohlgefallen folgten.

Ohne nach Hermanns Einwilligung zu fragen, schob der Kommerzienrat ihm ein Teeglas zu. Dabei warf er ihm zwei, drei, vier, fünf Stück Zucker in das Glas, daß Hermann ängstlich die Hand darüber hielt. Dann bediente er sich selbst und schlürfte mit lautem Geräusch das heiße Getränk, wobei ihm der ungepflegte Schnauzbart in die Flüssigkeit hing. Ab und zu tauchte er ein Stückchen Gebäck in den Tee, ließ es, nachdem er davon abgebissen, hineinfallen, um es mit den Fingern wieder herauszufischen und schmatzend zu verschlingen.

„Ein gemachter Mann sind Se, wenn Se das fertig kriegen mit den Platten," sagte er zwischendurch, Hermann dabei vergnügt mit den kleinen pechschwarzen Augen zuzwinkernd.

Eine nicht mehr zu bändigende Unruhe fieberte in Hermanns Gliedern. Die Importe, die ihm der Kommerzienrat nach dem Tee anbot, lehnte er dankend ab und drängte zum Aufbruch in der unbestimmten Hoffnung, dabei den Damen zu begegnen. Nach ihnen zu fragen wagte er nicht. Der Kommerzienrat begleitete ihn bis unten an die Haustür. Aber Hermanns Hoffen blieb unerfüllt, keine der beiden Damen ließ sich blicken.

„Se werden doch ganz bestimmt morgen wiederkommen?"

fragte abermals mißtrauisch der Kommerzienrat. Dabei hielt er die Hand des Gefragten fest.

Hermann hatte Mühe, ein an Ekel grenzendes Gefühl zu überwinden, das von der kaltfeuchten Hand des Kommerzienrats auf ihn überrieselte. Es war ihm, als hielte er einen Frosch in der Hand. Langsam, um nicht unhöflich zu erscheinen, löste er seine Finger aus der amphibischen Umklammerung.

„Ich habe es Ihnen ja versprochen!“ sagte er und entfernte sich raschen Schritts.

9.

Etwa fünfzig Schritt von der Villa entfernt blieb Hermann stehen und schaute zurück.

„Wie, wenn sie ihm nachsah?“

Still und dunkel lag das Haus. Nur die Fenster des Untererdgeschosses, das die Wirtschaftsräume enthalten mochte, waren erhellt. Das Arbeitszimmer des Kommerzienrats lag hinten zum Garten hinaus, vermutlich auch die Privaträume der Damen. Wie ein Riesendiamant funkelte der Sirius unmittelbar über dem Dach. Rauchwolken kräuselten aus den Kaminen. Aber nichts regte sich an den Fenstern.

Sich seines kindischen Gedankens schämend, setzte Hermann rasch seinen Weg fort. Gleichwohl mußte er sich zwingen, nicht nochmals zurückblicken.

Im Hotel angelangt schloß er sich in sein Zimmer ein, wie immer, wenn er mit sich über irgend etwas ins Reine kommen wollte.

Daß die heimlich Geliebte die Tochter dieses widerwärtigen Menschen sein sollte, war ihm unerträglich und zugleich unfaßlich. Und doch war ein Zweifel kaum mehr möglich. Die beiden Damenbildnisse bestätigten es ja. Die ältere war des Kommerzienrates Frau und das Mädchen beider Tochter. Beider?

Eine neue Hoffnung stieg in Hermann auf. Es brauchte ja gar nicht *seine* Tochter zu sein! Sie konnte ja aus einer

früheren Ehe der Mutter stammen! Ja die Mutter brauchte nicht einmal die Frau des Kommerzienrates zu sein! Wer weiß, wie der Alte zu diesen beiden Bildern kam! An blonden Frauen, ja überhaupt an blonden Menschen schien er ja seine besondere Freude zu haben. Vielleicht hatte er auch deshalb nur Gefallen an ihm selber gefunden. Die beiden Frauenbildnisse hatte er vielleicht in irgendeiner Kunstausstellung gekauft. In was für dumme törichte Befürchtungen hatte er sich da nur hineingeredet! War denn der Kommerzienrat überhaupt verheiratet? Hermann konnte sich nicht erinnern, einen Trauring an seiner Hand bemerkt zu haben. Vielleicht kannte er die beiden Damen nicht einmal persönlich, ja wußte vielleicht überhaupt nicht, wer sie waren!

Dieser Gedanke beunruhigte ihn nun aufs höchste, und er machte sich Vorwürfe, daß er den Mut nicht gefunden zu fragen, wen die Bildnisse darstellten. Kaum konnte er den nächsten Tag erwarten. Noch am gleichen Abend ging er in die Apotheke und war glücklich, die Reagentien, die er zu dem Versuche brauchte, zu erhalten.

Schlag drei des folgenden Tages stellte er sich wieder in der Villa ein. Der Diener hatte Auftrag, ihn sofort in das Zimmer des Kommerzienrats zu führen. Ungeduldig, neugierig und mißtrauisch erwartete der ihn bereits. Nur einen flüchtigen Blick konnte er im Vorbeigehen auf das Bild der heimlich Geliebten werfen. Freundlich lächelte sie ihn an wie Tags zuvor.

Hermann machte dem Kommerzienrat den Vorschlag, den Versuch im Badezimmer anzustellen, da man dazu reichlich Wasser, eine Spülvorrichtung und dergleichen benötige und bei einem etwaigen Verspritzen der chemischen Flüssigkeiten dort am wenigsten Unheil anzurichten sei. Insgeheim hoffte er, auf diese Weise irgendwie mit den Damen des Hauses in Berührung zu kommen, denn der Gedanke, daß sie doch wohl zum Hause gehören müßten, war auf dem Herwege doch wieder in ihm mächtig geworden.

Der Kommerzienrat ging ohne weiteres auf seinen Vorschlag ein, aber keine der Damen bekam Hermann zu Gesicht.

Ohne Umschweife ging er nun ans Werk. Er ließ sich zwei

Waschschüsseln geben. In die eine goß er eine grünliche, in die andere eine gelbliche Flüssigkeit. Dann gab er in jede Schüssel soviel Wasser zu, daß die hineingelegte Platte eben bedeckt wurde. Nachdem die Platte mit der einen Flüssigkeit behandelt war, hob er sie heraus, ließ sie abtropfen und brachte sie nun in die andere Flüssigkeit. Augenblicks färbte sie sich tiefschwarz.

Der Kommerzienrat war sprachlos.

Hermann nahm nun die gefärbte Platte heraus und spülte sie kräftig unter der Wasserleitung. Sie behielt dabei ihre tiefschwarze Farbe.

Über alle Maßen erstaunt nahm der Kommerzienrat die Platte in die Hand und wischte mit dem Finger darüber. Sie färbte dabei nicht die Spur ab.

„Fabelhaft!“ rief er aus.

Hermann erklärte ihm nun das Geheimnis dieser innigen Verbindung zwischen Farbe und Mineral, soweit es möglich war, es dem Laien begreiflich zu machen. Dann fuhr er fort:

„Wir wollen nun die Platte ins Freie bringen und sie draußen eine Zeitlang liegen lassen, um zu sehen, ob sie sich an der Luft verändert. Sollte das der Fall sein, so müßte der Versuch mit andern Lösungen wiederholt werden. Es gäbe eine ganze Reihe von Möglichkeiten, aus Ziel zu gelangen, nur müßte man dabei streng methodisch zu Werke gehn und Mühe und Geduld nicht scheuen.“

Der Kommerzienrat schüttelte ein über das andere Mal staunend den Kopf. Immer wieder betrachtete er die Platte, spülte sie mit Wasser, wischte mit dem Finger darüber, stets mit dem gleichen befriedigenden Ergebnis. Schließlich sagte er:

„Kommen Se rauf in mein Zimmer!“

Oben angelangt setzte der Komerzienrat sich an seinen Schreibtisch und ersuchte Hermann, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Is das Material teuer, das Sie da zum Färben benutzten?“ fragte er.

„Ich glaube, daß es ein billigeres nicht gibt,“ erwiderte

Hermann. „Die eine Flüssigkeit war eine Eisenlösung, die andere ein Auszug aus Galläpfeln."

„Was wollen Se haben für die Erfindung?" fragte hastig der Kommerzienrat und heftete dabei einen lauernden, fast gehässigen Blick auf Hermann.

„Eine Erfindung ist das gar nicht," erwiderte dieser ruhig. „Das Verfahren ist längst bekannt. Die beiden Stoffe sind das Material, aus dem man früher die Tinte machte. Jeder Schüler weiß das heutzutage."

Das Gesicht des Kommerzienrates verzog sich zu einem Grinsen.

„Also jeder darf das nachmachen und zu patentieren braucht man's gar nicht?"

„Das Erzeugen der schwarzen Farbe in der primitiven Weise, wie ich's Ihnen eben zeigte, ist natürlich nicht patentfähig," entgegnete Hermann mit gleichmäßiger Ruhe. „Aber so einfach, wie Sie sich das vorzustellen scheinen, ist die Sache doch nicht! Man wird da Monate, vielleicht Jahre herumprobieren müssen, bis man die richtige, in der Praxis verwendbare Methode gefunden hat. Was ich Ihnen eben zeigte, war ein oberflächlicher erster Laboratoriumsversuch, der Ihnen nur beweisen sollte, daß die Aufgabe grundsätzlich auf chemischem Wege zu lösen ist. Voraussichtlich werden eine ganze Reihe von Patenten auf das Verfahren genommen werden müssen, wenn etwas Brauchbares zustande kommen soll."

Das leuchtete dem Kommerzienrat ein.

„Wollen Sie's machen?" hastete er nach einer Weile hervor.

„Warum nicht?" erwiderte Hermann mit verhaltener Erregung. Eine ganze Folge von Zukunftsbildern trat ihm plötzlich vor die Seele. Er dachte an die Geliebte und die Möglichkeit, sie sich zu erringen. Geld verdienen mußte er dazu vor allem, wer immer sie auch sei, um ihr ein ihrer würdiges Dasein bieten zu können, und hier war die Gelegenheit dazu!

„Und was für Bedingungen stellen Sie?"

„Soweit sind wir ja noch nicht. Das wird sich im Laufe der Arbeit ja von selbst ergeben. Zahlen Sie mir einstweilen einen Gehalt in der Höhe meines gegenwärtigen Einkommens

und über den Gewinnanteil, der mir aus der Erfindung zufallen soll, werden wir uns dann schon einigen!"

„Wieviel verdienen Sie gegenwärtig?" sprudelte der Kommerzienrat hervor.

„Mit meinen Kollegiengeldern stehe ich mich jährlich auf etwa zweitausendfünfhundert Mark bei freier Wohnung, Licht und Heizung."

Der Kommerzienrat brach in lautes Lachen aus.

„Und dafür spielen Se Professor?"

„Meinen Ansprüchen genügte das Einkommen bisher durchaus," entgegnete Hermann.

„Na, in Berlin kommen Se damit nich rum, mein Lieber. Sie müssen natürlich nach Berlin ziehen. Ich werd' Ihnen in der dortigen Fabrik ein Laboratorium einrichten, damit Se an Ort und Stelle die Versuche machen können. Ich will Ihnen mal was sagen: ich zahl Ihnen ein Jahresgehalt von fünftausend Mark und zehn Perzent von dem, was die Erfindung trägt. Sind Sie damit einverstanden?"

Hermann zögerte. Das Gehalt erschien ihm fürstlich, aber der Gewinnanteil niedrig genug. Aber schließlich, wenn die Sache glückte, konnte er auch dann viel damit verdienen.

„Nu-n? — Will ich sogar sagen fünfzehn Perzent (er sagte in Erinnerung an Galizien immer P e r zent statt P r o zent), aber mainer Seel, wenn ich sag' mehr, is mai Bankerott!"

Da fiel Hermanns Blick auf das Frauenbildnis und rasch entschlossen streckte er dem Kommerzienrat die Hand hin.

„Also gemacht!" sagte dieser, in die dargebotene Hand schlagend, griff zu Papier und Feder und setzte den Vertrag auf.

Hermann war wie im Traum. Als er den Kommerzienrat so dasitzen und auf dem Papiere kritzeln sah, da war es ihm, als habe er die gleiche Lage schon einmal durchlebt. Genau so saß damals an jenem verhängnisvollen Ostersonntag der Jude am Tische und setzte jenen Vertrag auf, der das Glück seines Elternhauses zerstörte und Vater, Mutter und Schwester ums Leben brachte. Ein erstickendes Angstgefühl, die Ahnung von etwas Entsetzlichem beschlich ihn plötzlich und er war drauf und dran,

dem Kommerzienrat in die Feder zu fallen und das Schriftstück zu zerreißen. Da begegnete sein Auge wieder dem Frauenbildnis. Er sah im Geiste, wie die Geliebte am Weihnachtsabend an ihm vorbeikam, ihn ansah, kaum merklich stehen blieb, weiter ging, sich umdrehte und die Papierfessel nach ihm warf, als wolle sie ihn an sich ketten, wie die Fessel zerriß und sie mit einem unbeschreiblichen Blicke dann davon ging ohne sich nochmals nach ihm umzuwenden. Eine seelenverzehrende Sehnsucht stieg da in ihm auf und ein Ahnen unermeßlichen Glücks gemischt mit Bangen, Hoffen und Zagen.

Nun stand der Kommerzienrat auf und reichte ihm die Feder zur Unterschrift. Das war dieselbe Bewegung, derselbe Blick, mit dem auch damals der Vater aufgefordert wurde, sein Unglück zu unterschreiben. Und auch die Worte waren die gleichen: „Den notariellen Vertrag machen wir morgen!“

Hermann stand wie gelähmt. Der Blick des Kommerzienrats haftete auf ihm wie der einer Schlange, die ihr Opfer bannt.

„Nu-n?!“ sagte er erstaunt, als Hermann zögerte. „Wenn Se nich wollen, dann lassen Se's! Dann such ich mir nen andern!“

Eine jähe Eifersucht schlug ihre Krallen in Hermanns Brust. Ein Anderer! Mit plötzlichem, ja wildem Entschluß nahm er das Schriftstück zur Hand, durchflog es und setzte seinen Namen darunter.

Erleichtert aufatmend trat er vom Schreibtisch weg und blieb vor dem Frauenbildnis stehn. Als sei es selbstverständlich, sagte er:

„Das ist wohl Ihre Frau Gemahlin?“

Der Kommerzienrat, das unterzeichnete Schriftstück mit dem Löscher trocknend, blickte auf und bestätigte: „Meine Frau.“ Und mehr prahlend als mit begreiflichem Stolz, setzte er hinzu „Sehr eine schöne Frau! Was?“

Hermann nickte. Dann fragte er in möglichst gleichgültigem Tone weiter, ohne von dem Bilde wegzusehen:

„Und die junge Dame, deren Bild unten im Zimmer hängt, ist dann wohl Ihr Fräulein Tochter?“

„Ham's die auch schon entdeckt?“ lachte der Kommerzienrat.

„Is meine Tochter," fuhr er renommierend fort. „Und gescheidt is se wie die Mutter! Spielt und singt und is firm in jedem Sport und spricht dabei perfekt vier Sprachen!"

Wie blaue Blitze liefen die Worte des Kommerzienrates Hermann den Rücken hinab. Die Frage schwebte ihm auf den Lippen, ob die Tochter verlobt oder verheiratet sei, aber er wagte nicht, sie auszusprechen. Nur mit äußerster Mühe beherrschte er seine Erregung, und nur um sie zu verbergen, fragte er weiter:

„Und sonst haben Sie keine Kinder?"

Des Kommerzienrats Mienen verfinsterten sich.

„Keine," erwiderte er.

Nun wagte Hermann die Frage, ob er den Damen des Hauses seine Aufwartung machen dürfe. Da erfuhr er, was er bereits befürchtete, daß sie schon abgereist seien. Gleich am ersten Feiertag, nach der Riviera.

Der Diener trat ein und brachte die Post.

Der Kommerzienrat ging die Anschriften durch. Plötzlich nahm seine Miene einen überraschten Ausdruck an. Mit den Worten „von meiner Tochter" griff er einen Brief heraus, riß ihn auf und entnahm ihm eine Karte. An einer Stelle stockte er, als könne er sie nicht entziffern. Schließlich fragte er Hermann, auf ein bestimmtes Wort deutend, ob er es lesen könne.

Klopfenden Herzens nahm Hermann die Briefkarte zur Hand. Es war eine klare, steile, große Schrift. Nur das eine Wort war mehrfach verbessert und unleserlich. Vielleicht ergäbe sich das Wort aus dem Zusammenhang, meinte Hermann und fragte, ob er den Inhalt lesen dürfte. Der Kommerzienrat bejahte, und Hermann las:

„Bordighera, Villa Monfalcone, den 7. Januar.

Lieber Papa! Ich habe in meinem Zimmer einen Roman liegen lassen, broschiert, in gelbem Umschlag, er ist halb aufgeschnitten. Bitte schicke ihn mir sofort nach, ich bin gerade in der Stimmung, ihn zu lesen. Auf Titel und Autor vermag ich mich nicht recht zu besinnen, er ist, glaube ich, von — — (und hier folgte das unleserliche Wort). Verwechsle ihn bitte

nicht mit den andern Romanen, die noch auf meinen Schreibtisch liegen. Verzeih, daß ich Dich damit belästige, aber ich fürchte, das Mädchen schickt mir das falsche Buch. Ich danke Dir im voraus für Deine Mühe. Die Auskunft habe ich erhalten, auch dafür besten Dank. Mama läßt grüßen und ich schließe mich an.

Elisabeth."

Das unleserliche Wort konnte Dostojewski heißen. Hermanns Vermutung wurde bestätigt, als das Zimmermädchen auf Befehl des Kommerzienrats sämtliche in Frage kommenden Bücher, etwa ein Dutzend, herbeibrachte.

„Elisabeth!" Das war also ihr Name! Wie ein kostbarer Edelstein, der in einen tiefen Brunnen gefallen war, ruhte dieser Name nun in Hermanns Herz. Allerdings wunderte er sich über die karge, geradezu geschäftliche Art, in der das Mädchen an ihren Vater schrieb. Diese Erkenntnis aber war nur danach angetan, ihn froh zu stimmen. Der Brief bewies, daß sie dem Kommerzienrat, dem sie äußerlich so unähnlich wie nur möglich war, auch innerlich nicht nahe stand. Als Hermann den Kommerzienrat fragte, ob er denn nicht um die Damen besorgt sei, wenn sie so alleine reisten, erhielt er die Antwort, daß Geschäfte ihn davon abhielten, sie zu begleiten. Aus der Antwort war aber zu ersehen, daß dies nur eine Ausrede war. Übrigens seien die Damen in guter Hut, fügte der Kommerzienrat hinzu. Der Regierungsassessor Baron v. Werheim, ein guter Bekannter, begleite sie.

Wie ein Donnerschlag traf Hermann diese Erklärung. Wer war dieser Regierungsassessor? Zweifellos, der Monokelmann, der ihr unter ihren Begleitern am Weihnachtsabend ganz besonders den Hof zu machen schien. Eine wilde Eifersucht bäumte sich plötzlich in Hermann auf. Unfähig, sich noch weiter zu unterhalten verabschiedete er sich rasch. Der Kommerzienrat legte ihm noch ans Herz, ja morgen pünktlich zum notariellen Vollzug des Vertrages zur Stelle zu sein.

10.

Auf der Terrasse der Villa Monfalcone lag in einem Liegestuhl behaglich ausgestreckt Elisabeth Burghamer. Sie las in einem Buche. Doch die Lektüre schien sie nicht sonderlich zu fesseln. Oft ließ sie das Buch in den Schoß sinken und sah sinnend und träumend aufs Meer hinaus. Der Frühling war dies Jahr noch eher als sonst an der Riviera eingezogen. Es war erst Anfang Februar, und schon schleppte der Gärtner die Palmen aus dem Gewächshaus ins Freie. Auf den frischgrünen Wiesenteppichen prangten die Magnolien im Schmucke ihrer Riesenblüten und die Bäume des Parks waren mit zartgelbem, knospendem Grün überhaucht. Fröhliches Vogelgezwitscher drang daraus zu der Terrasse herüber. Ein feiner Dunst lag über der Landschaft, und wenn von dem tiefblauen Meere, in dessen glatter Fläche sich die milde Frühjahrssonne wohlig badete, ein linder Windhauch ab und zu herüber wehte, brachte er einen unbeschreiblich köstlichen Duft mit, den das junge Mädchen gierig einsog. Da nahten sich hinter ihr von der Villa her männliche Tritte. Sofort nahm sie das Buch wieder auf und stellte sich in die Lektüre vertieft.

„Guten Tag, mein gnädiges Fräulein!" erklang es nun hinter ihr.

Ohne den Gruß zu erwidern oder auch nur von dem Buche aufzusehn, streckte sie lässig die eine Hand nach der Richtung, aus der die Stimme kam.

Baron Dr. Edgar v. Werheim, ein junger Mann von etwa 28 Jahren, sprang eilends herbei. Er ließ das Einglas fallen und begrüßte sie mit einem etwas mehr als gesellschaftlichem Handkuß.

„Darf ich mich erkundigen, wie dem gnädigen Fräulein der gestrige Ball bekommen ist?"

„Danke. Habe mich ganz gut amüsiert."

Dabei sah sie wie lesend immerfort noch ins Buch.

Der Baron setzte das Einglas wieder ein. Dann sagte er betreten:

„Ich störe wohl!"

„Ganz und gar nicht!“ war die Antwort. Dabei klappte Elisabeth das Buch zu, und ihn nunmehr ansehend fragte sie: „Und Sie? Auch gut amüsiert?“

„Offen gestanden nein. Ich habe mich reichlich gelangweilt.“

„Daran sind Sie wohl selber schuld, mein Bester! Auf einen Maskenball muß man maskiert kommen, sonst ist's aus mit dem sogenannten Vergnügen! Übrigens das Kabarett, das wir nach der Demaskierung darstellten, konnte sich doch wohl sehen lassen! Im chat noir in Berlin oder gar im Pariser moulin rouge können Sie's kaum echter und pikanter haben! Wie konnten Sie sich da nur langweilen?“

„Ich gebe zu,“ lächelte der Baron, „das war eine ziemlich gute Sache. Allerdings —“

„Ach, Sie meinen, daß die Aktricen alles n u r Damen der besten Gesellschaft waren? Das müßte doch eigentlich euch Herren der Schöpfung, die ihr den haut-goût doch im Überfluß genießt, eine erhöhte Emotion sein! Schon der Neuheit wegen!“

„So meinte ich das keineswegs! Ich wollte ganz im Gegenteil sagen, wenn man den Maßstab strenger Korrektheit anlegte — —“

„Nun tun Sie nur nicht so, Barönchen! Sie moraltrompeten ja gerade wie ein Professor der Ethik! Heute sind wir rot, morgen sind wir tot! Eigentlich scheußlich der bloße Gedanke. Aber gerade darum! Ich kann Ihnen sagen, wenn ich ein Mann wäre, ich machte es nicht anders wie ihr alle!“

„Sie verstehen mich noch immer nicht, meine Gnädigste! Gegen derlei Chosen habe ich natürlich innerlich nicht das Allermindeste einzuwenden. Ich meine natürlich einen rein äußeren Maßstab. Sehen Sie, ich bin Regierungsbeamter und möchte Karriere machen. Darum strebe ich danach, ein durchaus korrekter Mensch zu sein, wenigstens den Eindruck eines solchen zu machen. Das ist mir sozusagen Bedürfnis und hat auch seine Vorteile. Nach außen sowohl wie nach oben. In dem Augenblick zum Beispiel, wo ich das Glück hätte, Sie meine Braut zu nennen, wäre es mir äußerst peinlich, wenn Sie — —“

„Wenn ich als Tingel-Tangelsängerin, wie gestern Abend, aufträte, wollen Sie sagen.“

„Keineswegs mein gnädiges Fräulein! So philisterhaft denke ich nicht. Namentlich nicht, wenn es sich dabei um Damen der allerbesten Gesellschaft handelt, wo jeder haut-goût, wie Sie das vorhin so treffend nannten, ja ganz ausgeschlossen ist. —"

„Na, na!" fiel ihm die junge Dame ins Wort. „Weiß man denn das immer so genau?"

„Darauf kommt es ja gar nicht an! Die Hauptsache ist, daß nach außen hin die Form korrekt gewahrt wird! Ich meine —"

„Nun bin ich aber wirklich gespannt, worauf Sie eigentlich hinaus wollen!" unterbrach ihn abermals das Mädchen.

„Ich meine, es könnte von korrekt denkenden Menschen hohen und höchsten Beamten zum Beispiel, übel vermerkt worden sein, daß Sie mich gestern den ganzen Abend sozusagen als nicht anwesend behandelt haben, trotzdem doch jedermann weiß, — — —"

„Nun gestatten Sie mal, mein lieber hochkorrekter Herr Regierungsassessor und Baron Dr. Edgar v. Werheim! Erstens ist es mit uns beiden noch nicht so weit, und zweitens werden Sie doch nicht erwarten, daß ich mich für Sie, seien Sie nun mein Verehrer oder Bräutigam oder gar mein gestrenger Herr Gemahl, auf einem venedischen Karneval monopolisiere!"

„Das allerdings nicht. Aber immerhin erforderte es die Korrektheit, namentlich wo hier doch alle Welt weiß, wie sehr ich Ihnen den Hof mache, daß Sie ein klein wenig von meiner Wenigkeit Notiz genommen hätten, zumal ich nicht maskiert war. Verzeihen Sie, meine Gnädigste, wenn ich in aller geziemenden Form Ihnen das vortrage, ohne Ihnen dadurch einen Vorwurf machen zu wollen!"

„Na Sie sind gut!" lachte das schöne Mädchen ihn an. Außerdem geht das ganz wider unserer Abrede!"

„Allerdings! Aber —"

„Was heißt hier ‚aber'!" sagte nun recht ärgerlich die junge Dame. „Als Sie mir Weihnachten Ihren Antrag machten, da hatte ich mir ein Vierteljahr Bedenkzeit ausgebeten. In dieser Zeit sollte jedes von uns treiben und tun und lassen dürfen, was es nur wollte! Stimmt das oder stimmt das nicht?"

„Allerdings! Aber —"

„Nichts ‚aber'! Gar nichts ‚aber'! Sind die drei Monate etwa herum?"

Der Baron wollte wieder etwas einwenden. Sie ließ ihn aber gar nicht dazu kommen, sondern fuhr fort:

„Sie versprachen mir vor Ablauf dieser Zeit nicht wieder in mich zu dringen! Nur unter dieser Bedingung habe ich Ihnen überhaupt gestattet, uns hierher zu begleiten. Das geben Sie doch zu?"

Nun trat der Baron dicht an sie heran, ergriff ihre Hand und sagte mit einer Leidenschaft, deren Echtheit schwer festzustellen war:

„Elisabeth! Quälen Sie mich nicht länger! Machen Sie ein Ende! Entscheiden Sie sich so oder so!"

Sachte ihre Hand der seinen entwindend, sagte sie mit lächelnder Ruhe:

„Nun holen Sie sich mal vor allen Dingen dort einen Stuhl und setzen Sie sich mal hübsch ruhig hierher, dann wollen wir offen und ehrlich weiter mit einander reden."

Der Baron kam der Aufforderung nach. Das schöne Mädchen, dessen Wangen eine lebhafte Farbe angenommen hatten, erhob sich von dem Liegestuhl, setzte sich quer darauf wie auf eine Bank und begann:

„Als Sie mir Weihnachten Ihren Antrag machten, kannten Sie von mir selber kaum mehr als das Bankkonto meines Vaters."

Der Baron machte eine beschwörend verneinende Bewegung.

„Bitte, bitte! Sie brauchen das nicht zu leugnen oder sich deswegen gar zu entschuldigen. Ich nehme Ihnen das keineswegs krumm und finde es ganz ‚korrekt' und durchaus in der Ordnung. Was konnten und brauchten Sie auch weiter von mir zu wissen, wenn Sie mich heiraten wollten? Wir kannten uns bereits volle drei Wochen, hatten einige Male zusammen gerodelt und getanzt und im übrigen uns miteinander herzlich gelangweilt. Genügte das nicht?"

Der Baron wollte Einspruch erheben, aber sie ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen.

„Bitte! Es hat ja gar keinen Sinn, das abzustreiten, und es

schadet ja weiter auch gar nichts! Im Gegenteil! Ganz gute Auspizien für eine moderne Ehe, wie ich sie brauche und vermutlich auch Sie. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Es hat gar keinen Zweck, daß wir uns gegenseitig etwas vormachen! Ein Regierungsbeamter, der heutzutage Karriere machen will, muß vor allem ein nobles Haus machen, und dazu bietet Ihnen die Ehe mit mir die allerbesten Aussichten. Und was mich angeht, nun, da liegt die Sache ähnlich. Ich muß die Rolle, die mir auf dem Theater der obersten Zehntausend zugeteilt worden ist, wohl oder übel weiter spielen, weil man eben im Leben irgend etwas spielen muß, seit man nicht mehr imstande ist, das Leben selber zu leben. Sie machen ein erstauntes Gesicht. Wahrscheinlich verstehen Sie mich gar nicht und halten mich wohl für verrückt. Schadet nichts. Hören Sie mich nur weiter an. Ich für meinen Teil habe den ganzen Blödsinn unseres sogenannten Lebens gründlich satt. Ich kann Ihnen nur sagen, daß mich der Ekel würgt, wenn ich von Bars und Tango, Wohltätigkeitsfesten und Premieren, venezianischen Nächten und Pferderennen, Bobsleighs und Automobilen nur reden höre! Die täglich mehrmals wiederkehrende Frage, was soll ich anziehn, kann mich rasend machen! Und all das fade Geschwätz über Reinhard und Richard Strauß, Liebermann und die Sezession, über Monismus und Futurismus, Wedekind und Strindberg, und in einem Atem das Schwärmen für Bach und Beethoven, Lissauer und Sternheim, Puppchen und Goethe, es kann einem schon übel werden! Eine Freundin habe ich nicht, wenigstens nicht eine, wie ich sie brauche, eine ehrliche gleichgestimmte Seele. Wo soll auch heutzutage die Ehrlichkeit herkommen! Ein jedes will ja nicht das sein, was es ist, sondern um jeden Preis irgend etwas scheinen, was es nicht ist und nicht sein kann! Daher all der verstiegene Blödsinn und das hochtrabende Geschwätz! In Wahrheit drehen sich alle Interessen unserer Mädchen doch nur um die Frage, wie werde ich meine liebe Freundin ausstechen, wie werde ich ihr ihren Flirt ausspannen und wie werde ich schließlich eine gute Partie machen. Kinder kriegen, das einzige, was unserm Leben schließlich noch Inhalt geben könnte, wollen sie nicht. Und wenn sie wider Willen doch eines oder zwei zur Welt bringen, dann

werden diese armen Würmer den Ammen und Erzieherinnen ausgeliefert und kommen möglichst bald in eine Pension. Das einzigste herrlichste Glück, das einem Weibe von der Natur beschieden ist, Kinder zu gebären, zu nähren und zu erziehen, das gilt als shocking und ist auch so überaus lästig und unbequem! Kurzum, mein lieber Baron, ich stehe so ziemlich mutterseelenallein und habe das Gefühl, als schwämme ich verlassen in einem strudelnden Ozean. Selbstverständlich habe ich schon versucht, an Land zu kommen und mir mein eigenes Leben zu bauen. Ich habe versucht zu studieren, um irgend etwas brauchbares zu tun und zu werden und den Menschen etwas zu nützen. Aber es ist etwas in meinem Blute, das mich nicht aushalten oder zu folgerichtigen Entschlüssen kommen läßt. Das mag an meiner Erziehung, an meiner Verwöhnung oder an Mangel an Talent liegen, kurzum, ich weiß nicht. Das einzige, was mich noch retten könnte, wäre die ehrliche Liebe eines ehrlichen Mannes. Aber diese kann ich mir für mein vieles Geld nicht kaufen. Ich kann Ihnen sagen, daß ich voriges Jahr drauf und dran war, einen kerngesunden prächtigen Bauernburschen zu heiraten, der sich ehrlich bis über die Ohren in mich verliebt hatte. Eine Wonne wäre es mir gewesen, mich von ihm zum Weibe und zur Mutter machen zu lassen, ein halbes Dutzend strammer Jungen zur Welt zu bringen und zwischendurch Kohl zu bauen und Kühe zu melken. So ein Leben hätte doch noch einen Sinn und einen Zweck gehabt und diesen ganzen blöden Gesellschaftsirrsinn wäre ich los gewesen. Aber wie ich Ihnen schon sagte, es ist nichts Ganzes in mir. Eine Art Halbheit oder Feigheit, oder nennen Sie es, wie Sie wollen, hält mich immer davon ab, das zu tun, wozu es mich eigentlich treibt. Glauben Sie ja nicht, daß die sogenannte gute Sitte mich davon abgehalten hätte! Gute Sitte! Wieder solch eine Lüge! Gute Sitten kennen wir ja gar nicht! Erbärmliche Heuchelei und Verlogenheit ist das, was wir so in unsern Kreisen die gute Sitte nennen! Schein, Lug, Trug ist alles und erst recht unsere Moral! Ich wette — ich brauche gar nicht zu wetten, denn ich weiß es — noch nicht die Hälfte der Mädchen unserer sogenannten guten Gesellschaft, die diese sogenannte gute Sitte in Erbpacht hat, gehen heutzutage noch als Jungfrauen in die Ehe, und von

den Verheirateten hält von Hunderten kaum eine ihrem Manne die Treue. Sie lächeln! Sie wissen es also! Ja ist das nun ekelhaft oder nicht? Nein! Die sogenannte gute Sitte ist es nicht, die uns in den gesellschaftlichen Bann zwingt! Die Lüge ist es! Sie ist der Tyrann, dem keiner von uns ins Gesicht zu schlagen wagt! Sie ist es, die uns festhält und nicht mehr los läßt! Ihr sind wir verfallen mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele, bis wir abzutreten genötigt sind hinter die schwarze Kulisse, wo erst recht keiner weiß, wie's dahinter aussehen mag trotz Häckel und Ostwald! Also, lieber Baron, es bleibt uns eben nichts anderes übrig, als uns mit diesen Dingen abzufinden und sie uns so erträglich wie möglich zu machen, und dazu brauchen Sie eine Repräsentationsdame für Ihr Haus und ich einen legitimen chaperon, violà tout! Fragt sich nur, ob wir uns über die gegenseitigen Bedingungen zum Eingehen einer derartigen Interessengemeinschaft einigen können oder nicht."

„Aber mein gnädiges Fräulein!" fiel nun beinah empört der Baron ihr ins Wort, „zweifeln Sie etwa an der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe?"

Sie lächelte.

„Stürzen Sie sich nicht in Unkosten, mein lieber Baron! Soweit Sie einer wärmeren Empfindung überhaupt fähig sind, glaube ich gern, daß Sie mir sie entgegenbringen. Aber die Gefühle, die Sie mir zu widmen für vorteilhaft finden, mit dem inhaltsschweren Worte „L i e b e" zu bezeichnen, wäre doch wohl ebenso albern wie geschmacklos. Was wäre wohl aus Ihrer unwiderstehlichen „Liebe" zu mir geworden, wenn die Auskunft, die Sie über mich eingezogen, Ihnen die Angaben Ihres Heiratsbüros nicht bestätigt hätte, daß meine Mitgift aus einer siebenstelligen Zahl besteht?"

Ohne irgendwie in Verlegenheit zu geraten, erwiderte lächelnd der Baron:

„Sie sind eine zu gescheite junge Dame, als daß Sie von mir hierauf eine Antwort erwarteten. Sie haben zweifellos inzwischen durch I h r Auskunftsbüro auch erfahren, daß mein Vermögen dem Ihren nicht unebenbürtig ist, wenn mir auch meine Korrektheit verbietet, das besonders hervorzuheben. Und

ich bezweifle sehr, ob Sie beziehungsweise Ihre werten Eltern mir erlaubt hätten, Sie nach hier zu begleiten, wenn die Auskunft über mich nicht in jeder Beziehung zufriedenstellend ausgefallen wäre."

„Vielleicht!" entgegnete mit schnippischem Achselzucken das junge Mädchen.

„Wenn Ihnen also die Entscheidung über meinen Antrag so schwer wird, so kann die Ursache doch wohl nicht in meinen Verhältnissen liegen!"

„Da haben Sie ganz recht!"

„Na also! Oder haben Sie etwa an mir persönlich etwas auszusetzen?"

„Sie scheinen ja von Ihrer eigenen Vollkommenheit recht überzeugt zu sein, daß Sie so etwas gar nicht für möglich halten!"

„Wie meinen Sie das, mein gnädiges Fräulein? Was haben Sie an mir auszusetzen?" fragte, sichtlich erstaunt das Einglas einsetzend, der Baron.

„Daß ich Sie ganz gut leiden kann, habe ich Ihnen ja bereits gesagt, als Sie mir Ihren Antrag machten. Sie sind mir nicht unsympathischer als alle die tadellosen Kavaliere, die ihre Liebe zu meinem Geldbeutel mit der Liebe zu meiner Person ehrlich oder unehrlich verwechseln. Auch die Auskunft, die ich noch besonders über Ihre moralische Vergangenheit einziehen ließ, ist leidlich zu meiner Zufriedenheit ausgefallen. Sie scheinen selber hierüber erstaunt? Mein Gott, daß Sie jahrelang die kleine Schauspielerin ausgehalten haben und daneben noch ein anderes Verhältnis hatten, ja zeitweilig sogar deren zwei, eines mit, eines ohne Kind, das stört mich weiter nicht. Bei der Interessengemeinschaft, die wir zusammen eingehen wollen, spielt das ja nicht die geringste Rolle. Sie standen bisher mit dem Strafgesetzbuch noch nicht im Konflikt und brauchten sich noch nicht mit Salvarsan impfen zu lassen, das ist mir die Hauptsache. Alles andere Ihrer Vergangenheit interessiert mich nicht. Oder etwas vielleicht doch, aber dafür können Sie nichts."

„Was meinen Sie?" fragte lächelnd der Baron.

„Darf ich ganz offen sein?"

„Ich bitte dringend darum!"

„Nun, es ist Ihr Name, der mir nicht gefällt."

„Mein Name?" fragte mit gedehntem Erstaunen der Baron. „Stört es Sie, daß ich adelig bin?"

„Das weniger. Wohl aber, daß man dem Namen deutlich ansieht, welch klotzige Summe Ihr seliger Herr Vater es sich kosten ließ, die erste Silbe des Namens um einen Buchstaben zu verkürzen. Ich gebe zu, Baron v. Werheim klingt besser als Baron v. Wertheim. Aber man merkt der Sache doch zu sehr die Beschneidung an, und das verstimmt."

„Verzeihen Sie, mein sehr verehrtes gnädiges Fräulein," erwiderte der Baron, dabei beteuernd die rechte Hand flach auf die flache Brust drückend, „ich bin als Christ geboren ebenso wie Sie!"

„Ja doch! Deshalb wäre es aber doch nicht nötig, daß Ihr Name einen das Gegenteil vermuten läßt. Sie selber sehen ja bis auf das verdächtige schwarze Kraushaar und den obligaten schwarzen Schnurrbart ganz christlich aus, besonders wenn Sie sich noch diese verwünschte Scherbe ins Gesicht klemmen. Aber wie gesagt, über einen gewissen degout an der Sache bin ich noch nicht hinaus. Möglich, daß sich das mit der Zeit legt, aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, es sei heute schon der Fall."

„Darf ich mir nun in aller Bescheidenheit auch eine Bemerkung über Sie erlauben, mein gnädiges Fräulein?" sagte mit süffisanter Miene und Stimme der keineswegs gekränkte Baron.

„Aber selbstverständlich!" klang es herausfordernd zurück.

„Nun ich meine, wer im Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen!"

„Darf ich Sie bitten, sich vielleicht etwas deutlicher auszudrücken, Herr Baron?" sagte mit schneidender Kälte das schöne Mädchen. Hierbei verwandelte sich das lichte Blau ihres Auges in aschgrauen Stahl.

Der Baron zögerte.

„Nun bitte!" höhnte es messerscharf ihm ins Gesicht.

Der Baron fuhr sich mit dem Zeigefinger zwischen Hals und

Stehkragen einmal hin und her. Dabei schnitt er mit kraus gezogener Nase eine so starke Fratze, daß ihm das Einglas entfiel. Den dicklippigen Mund zu einem geckenhaften Oval verziehend, setzte er das Glas mit gutgespielter Gleichgültigkeit wieder ein und lächelte verschmitzt sein schönes Gegenüber an.

„Courage scheint nicht Ihre stärkste Seite zu sein, Baron v. Werheim!" sagte Elisabeth verächtlich mit besonderer Betonung der ersten Silbe seines Namens.

Das wirkte.

„Wenn Sie es denn durchaus hören wollen, mein gnädiges Fräulein — aber es liegt mir gänzlich fern, Sie zu kränken!"

„Sie k ö n n e n mich gar nicht kränken, Herr Baron! Und wenn Sie jetzt nicht auf der Stelle sprechen, dann verlasse ich Sie!"

Hierbei stand die vor Zorn hochgerötete schöne Sprecherin auf und machte Miene, ihre Drohung auszuführen.

„Nun, es betrifft auch Ihren Namen, mein gnädiges Fräulein!" sagte mit überlegener Ruhe der Baron.

„Meinen Namen?" fragte aufs höchste erstaunt das junge Mädchen. „Was haben Sie an meinem Namen auszusetzen?"

„Auszusetzen? Davon ist gar keine Rede! Aber da Sie mich vorhin so freundlich über die Etymologie m e i n e s Namens belehrten, bin ich gern bereit betreff des Ihren, Ihnen den gleichen Dienst zu erweisen, falls Sie das wünschen, heißt das."

„Ja das wünsche ich!" herrschte das vor Erregung bebende Mädchen den Baron an.

„Gut," sagte dieser und setzte sich, eine Grimasse schneidend, von neuem das Einglas ein.

„Nun bin ich wahrhaftig neugierig!" lachte krampfhaft Elisabeth heraus. „Burghamer! Ist das nicht ein sehr schöner Name? Klingt der nicht geradezu altgermanisch? Und hört der sich nicht viel adeliger an als der Ihre, trotzdem ihm das „von" vorläufig noch fehlt?"

Der Baron lächelte.

„Was gibt es denn da zu lachen?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht, mein gnädiges Fräulein, ist das Ihr Ernst oder machen Sie Spaß? Sie werden doch wohl nicht

glauben, daß Ihre Vorfahren — väterlicherseits meine ich natürlich — einem altgermanischen Rittergeschlecht entstammen?"

„Warum sollten sie das nicht? — Allerdings habe ich darüber noch nicht weiter nachgedacht," setzte sie, lebhaft errötend, etwas kleinlaut hinzu.

„Sie sind entzückend, mein gnädiges Fräulein!" Verückt küßte er ihre Hand.

„Nun bitte! Was haben Sie mir über meinen Namen zu sagen?"

„Lassen wir das. Ich möchte Ihre Illusionen nicht zerstören," sagte nun geradezu herzlich der Baron.

„Nun will ich's aber gerade wissen!" rief mit dem Fuße stampfend das ahnungslose Mädchen.

„Na denn schön! — Kannten Sie Ihren Herrn Großvater noch? Ich meine natürlich Ihren Herrn Großvater väterlicherseits!"

„Nein. Er starb im gleichen Jahre, in dem ich geboren wurde."

„Aha! — Der hieß nämlich nicht Burghamer!"

„Nicht? Na wie hieß er denn?" fragte maßlos erstaunt Elisabeth.

„Nu Gott, er hieß ähnlich. Als er nämlich mit seinem Lumpen- und Altkleiderhandel, den er von seinem Vater geerbt, so viel verdient hatte, daß er ein standesgemäßes Geschäft anfangen konnte, nahm er mit seinem Namen eine ähnliche Operation vor wie mein seliger Vater mit dem seinen."

„Was?! Ließ er sich auch adeln? Warum führen dann wir den Adelstitel nicht?"

Der Baron konnte sich nicht enthalten, laut heraus zu lachen.

„Zum Adel langte der Mammon damals wohl noch nicht!" sagte er dann, nur mit Mühe sich wieder zum Ernste zwingend. „Aber eine kleine Namensoperation kostet ja nicht alle Welt."

„So hat er nur einen Buchstaben fallen lassen?" fragte Elisabeth nun enttäuscht. „Aber das ist doch nicht denkbar! Was für ein Buchstabe sollte das wohl sein?"

Der Baron brach in neues Gelächter aus.

„Ich glaube, Sie machen sich über mich nur lustig!“ sagte nun Elisabeth in flammendem Zorn.

„Ganz und gar nicht, mein gnädiges Fräulein! — Man braucht ja nicht gerade einen Buchstaben fallen zu lassen, um seinem Namen einen — na sagen wir mal gefälligeren Klang zu geben! Man kann ja auch eine kleine Silbenumstellung vornehmen!“

„Silbenumstellung? Also hieß er Hamerburg?“

„Sie sind von einer geradezu köstlichen Naivität, mein gnädiges Fräulein!“

„Ich glaube alles andere als naiv zu sein, mein lieber Baron! Und nun ersuche ich Sie dringend, mich nicht länger zu foppen, sonst sind wir geschiedene Leute!“

„Also kurz und gut! Ihr seliger Herr Großvater hieß Isidor Hamburger.“

Entsetzt fuhr das blonde Mädchen zurück. Ihre Augen feuchteten sich.

„Sie sind abscheulich!“ sagte sie dann.

„Ich war es nur auf Ihren Befehl!“ entgegnete betreten der Baron. Als er aber sah, daß sie ernstlich mit ihren Tränen zu kämpfen begann, ging er nicht ohne Bewegung auf sie zu und griff ihre Hand.

„Was ist denn da weiter dabei, Elisabeth! Die Gesellschaft hat von der Vorgeschichte Ihres und meines Namens ja keine Ahnung! Und darauf kommt es doch nur an! Und im übrigen ist es gut, daß Sie es nun wissen. Das wird Sie meinem Namen gegenüber versöhnlicher stimmen. Wir haben uns beide gegenseitig nichts mehr vorzuwerfen! Nicht wahr, Elisabeth?“

„O erlauben Sie mal!“ rief sie, ihn empört von sich stoßend, aus. „Das ist denn doch etwas ganz anderes! Ich will ja nichts von Ihnen, Sie aber wollen etwas von mir! Da Sie mir einen Heiratsantrag machten, und nicht ich Ihnen, muß ich doch wohl annehmen, daß Ihnen meine sämtlichen Verhältnisse konvenieren, auch mein Name! Wenn nicht, dann ziehen Sie bitte Ihren Antrag zurück, und ich bin Ihnen weiß Gott darüber nicht böse! Aber wenn ich Ihre Frau werden soll, da werde ich mich für den Namen, den ich einmal zu führen

habe, doch wohl noch interessieren dürfen! Den meinigen lege ich dann ja ab!"

Der Baron machte eine stumme Verbeugung.

„Oder sieht man mir etwa irgendwie an, daß mein Vater sich taufen ließ? Wie?" flammte das Mädchen blitzenden Auges ihn an. „Und meine Mutter stammt aus einer rein christlichen Familie.

Statt zu antworten, küßte der Baron ihr inbrünstig die Hand.

In diesem Augenblick erschien ein Diener mit der Meldung, die Frau Kommerzienrätin lasse zum Tee bitten.

Mit einer Verbeugung reichte der Baron Elisabeth den Arm, den sie ohne Zögern nahm, und beide schritten dem Eingange der Villa zu.

11.

Die Kommerzienrätin erwartete die beiden jungen Leute am Teetisch. Sie war in der Tat die schöne blonde Frau, die das Bild im Zimmer des Kommerzienrats darstellte. Sah man sie so neben ihrer Tochter, konnte man sie wohl für die ältere Schwester halten, so jugendlich sah sie noch aus und so überraschend war die Ähnlichkeit. Ihre Schönheit erschien durch ihr Frauentum nur noch reicher und reifer als die der Tochter und durch einen Zug stillen Leids verinnerlicht. Es war offenbar, all der Reichtum, der sie umgab, machte sie nicht glücklich. Ein aufmerksamer Beobachter konnte auch noch folgenden Unterschied zwischen Mutter und Tochter erkennen. Während der schöne Mund der Mutter in vollkommenstem Ebenmaß gebildet war, erschien die Unterlippe der Tochter leicht verdickt und etwas herabhängend. Dieses kleinen, dem Durchschnittsauge kaum wahrnehmbaren Schönheitsfehlers schien sie sich auch bewußt zu sein, denn sie war sichtlich bestrebt, die Unterlippe etwas einzuziehen und an die Oberlippe zu pressen, wenn sie den Mund geschlossen hielt. Dies schien das einzige körperliche Erbe zu sein, das sie vom Vater überkommen hatte.

„Na? Ihr habt euch wohl wieder mal gezankt!“ sagte die Kommerzienrätin, als sie die Einsilbigkeit ihrer Tochter wahrnahm.

„Keineswegs, Mama! Der Baron hat sich nur darüber beschwert, daß ich mich gestern Abend nicht sonderlich viel um ihn kümmern konnte, und ich habe ihm klar gemacht, daß er noch nicht das geringste Anrecht darauf hat, von mir in irgendeiner Weise bevorzugt zu werden. Nicht wahr, Barönchen?“

Dabei wippte Elisabeth mit dem Zeigefinger über die Nase des Barons und schenkte ihm, noch bevor sie die Mutter bediente, Tee ein.

„In der Tat, gnädige Frau! Fräulein Elisabeth hat mich gestern Abend miserabel behandelt. Das müssen Sie doch zugeben! Sie scheint das sogar nun selber einzusehen, da sie sichtlich bemüht ist, es wieder gut zu machen.“

„Fällt mir gar nicht ein!“ sagte Elisabeth lachend, nahm dem Baron die eben gefüllte Tasse fort, reichte sie der Mutter und stellte dafür deren noch leere vor den Baron. Dann goß sie sich selber ein und sah triumphierend zu Werheim hinüber. Aber noch ehe dieser die veränderte Lage begriff, nahm sie ihm die leere Tasse wieder fort und stellte ihm dafür ihre eigene hin, die sie soeben gefüllt. Schmunzelnd küßte der Baron ihr die Hand.

„Na, sind Sie nun zufrieden?“ sagte lächelnd die Kommerzienrätin.

Statt ihr zu antworten, küßte der Baron auch ihr die Hand.

„Nachdem dieser Zwischenfall nun in aller Korrektheit,“ bei diesem Worte hielt Elisabeth den Kopf neigend einen Augenblick inne und sah den Baron mit ironischer Ergebenheit von unten an, „zu allseitiger Befriedigung erledigt ist, können wir wohl zur Tagesordnung übergehen. Das Wort hat der Herr Kultusminister in spe Baron Dr. Edgar v. Werheim.“

„Ich bin von Ihrer außerordentlichen Liebenswürdigkeit so betroffen, mein gnädiges Fräulein, daß mir in der Tat die Worte fehlen, irgend etwas zu sagen,“ erwiderte lächelnd der zukünftige Kultusminister. „Außerdem habe ich alles, was ich Ihnen zu sagen habe, bereits vorhin im Garten gesagt!“ setzte er noch mit bedeutungsvollem Blick hinzu.

„Keinen Nachtusch, Herr Baron! Um Gotteswillen keinen Nachtusch! Das ist inkommentmäßig und höchst inkorrekt!“ fiel lebhaft Elisabeth ein. „Die Sache ist erledigt! Hier stecken Sie sich mal die Friedenspfeife an!“ dabei reichte sie ihm von dem in der Nähe stehenden Rauchtisch eine silberne Dose mit Zigaretten und steckte sich selber eine an. Das brennende Streichholz hielt sie wartend noch in der Hand, so daß der Baron sich beeilte, ihrer Aufforderung nachzukommen. Als er Elisabeth das Streichholz abnehmen wollte, wehrte sie ihm ab und hielt ihm selber die Flamme an die Zigarette.

Mit stummer Verbeugung und sichtlichem Behagen quittierte der Baron diese neue Aufmerksamkeit, während die Kommerzienrätin mit zufriedenem Lächeln das Spiel der beiden jungen Leute verfolgte. Um diese nun ganz ungestört zu lassen, empfahl sie sich bald unter einem schicklichen Vorwande.

Wie beneidete sie ihre Tochter! Wie frei und unabhängig war diese in der Wahl ihres Gatten! Unter welch bitterem Zwang dagegen hatte s i e gestanden, als sie vor 23 Jahren als unerfahrenes siebzehnjähriges Mädchen dem ungeliebten Manne in die Ehe folgte!

Ihr Vater war Oberlehrer in einem Landstädtchen Schleswig-Holsteins. Von sieben lebendigen Kindern war sie das jüngste. Ohne jedes Vermögen hatte ihr guter Vater soweit es nur in seinen Kräften stand, für die Erziehung und das Weiterkommen der Kinder gesorgt. Ebenso wie ihre vier älteren Schwestern sollte sie einen Beruf ergreifen, um auf eigenen Füßen zu stehen und imstande zu sein sich selber für den Fall ihrer Verheiratung eine, wenn auch noch so bescheidene Aussteuer zu ersparen. Seit ihrem fünfzehnten Jahre hatte sie die Handelsschule besucht und mit 17 Jahren ihre erste Stellung im Kontor der Getreideagentur Burghamer und Compagnie in Hamburg angetreten. Der Sohn des Firmenchefs, ihr jetziger Gatte, hatte damals ein Auge auf sie geworfen. Ohne daß sie auch nur die leiseste Neigung für ihn empfand, ließ sie sich von ihm den Hof machen. Das bereitete ihr ein noch nie gekanntes kindliches Glück. Nach all der Not und Enge ihrer Kindheit trank sie in durstigen Zügen das Großstadtleben, das sie durch

ihn kennen lernte. Eines Tages nach dem Besuch der Oper, zu der er sie, wie schon so oft, eingeladen hatte, war sie ihm trotz anfänglichen hartnäckigen Sträubens noch zum Souper in eines der glänzenden Restaurants am Alsterbecken gefolgt, während er sie sonst immer, ohne zudringlich zu sein, gleich nach dem Theater in ihre bescheidene Pension zurückgebracht hatte. Wie es kam, wußte sie nicht, aber in jener Nacht war sie zum ersten Male nicht nach Hause gekommen und am nächsten Morgen in einer ihr völlig fremden Wohnung aufgewacht. Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie zur Besinnung kam und begriff, was ihr Verführer ihr angetan hatte! In ihrem Schreck kleidete sie sich an und lief davon. Mit dem nächsten Zuge fuhr sie zurück zu ihren Eltern, warf sich ihnen weinend vor die Füße und gestand, was sie selber kaum wußte. Der Vater wollte sie aus dem Hause jagen, aber die Mutter litt es nicht. Als ihre und der Eltern Befürchtungen sich bestätigten, nahm der Vater Urlaub und fuhr nach Hamburg. Mit mitleidigem Lächeln wurde er von Burghamer Vater und Sohn empfangen. An eine Heirat sei infolge der Vermögenslosigkeit des Mädchens nicht zu denken, aber man sei bereit, eine „Entschädigungssumme“ zu zahlen. Um zwanzig Jahre gealtert, war der Vater von Hamburg zurückgekehrt. Ihr Bruder Kurt, der Leutnant, war gerade zu Besuch. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er Reitpeitsche und Revolver und kam mit dem schriftlichen Heiratsversprechen von Hamburg zurück. Bald darauf war die Hochzeit. Elisabeth war das Kind, das die junge, noch nicht achtzehnjährige Frau einige Monate später in der Schweiz zur Welt brachte. Inzwischen war ihr Mann nach Berlin übergesiedelt, wo er ein Makler- und Vermittelungsgeschäft eröffnete und damit im Laufe der Jahre Millionen verdiente.

Als ein Glück in all dem Unglück erschien es der jungen Mutter, daß ihr Kind auch nicht die allergeringste Ähnlichkeit mit seinem Vater aufwies, sondern ganz und gar ihr Ebenbild war. Erst als es älter wurde, bildete sich die kleine Ähnlichkeit der Unterlippe heraus. Eine weitere Freude war es ihr, daß das zur Jungfrau heranreifende Mädchen ihre Abneigung gegen den Vater teilte, ohne daß es die geringste Ahnung von

den Umständen hatte, denen es sein Dasein verdankte. Ängstlich hütete sie das Geheimnis und war darauf bedacht, daß es Elisabeth ewig verschlossen blieb. Mutter und Tochter hielten sich möglichst vom Vater fern. Stillschweigend waren sie übereingekommen, nie von dem meist Entfernten zu sprechen. Im Verkehr mit ihm, besonders vor andern, wahrten sie jedoch die Form. Da sie meist auf Reisen waren und fast immer nur in Gegenwart von Fremden mit dem Vater zusammenkamen, wurde ihnen das nicht allzu schwer, und die wenigen näheren Freunde vermuteten ganz andere Gründe für dieses kühle Verhältnis und waren rücksichtsvoll genug, nie daran zu rühren.

Über den wahren Grund ihrer tiefen Abneigung gegen den Gatten und Vater waren sich aber weder Mutter noch Tochter klar. In den herkömmlichen biblischen Anschauungen der Schule erzogen, die ahnungs- und kritiklos an den Problemen des alten Testamentes vorübergehen und blind sind für die unüberbrückbare, rassisch bedingte geistige Kluft, die zwischen altem und neuen Testamente gähnt, waren ihnen willkürliche Dogmen gleichbedeutend mit Religion, und Religion wieder gleichbedeutend mit irgend einem Buchstabenbekenntnis. So hatten der brave und biedere Vater des verführten Mädchens und ihr ahnungsloser schneidiger Bruder nicht das geringste Bedenken, das unglückliche Geschöpf an den Schänder seines Leibes und seiner Seele fürs ganze Leben durch eine Heirat zu ketten, da er dem äußeren Bekenntnis nach Christ war wie sie selber. Gegen diesen brutalen Akt sträubte sich vergebens das innere Empfinden der Mutter des Mädchens ebenso wie alle seelischen und körperlichen Organe des Mädchens selber. Daß aber der Verführer sich seinerzeit nur hatte taufen und seinen Namen ändern lassen, um desto unauffälliger sein Ausbeutehandwerk an den christlichen Glaubensgenossen ausüben zu können, der Gedanke lag ihnen allen weltenfern, und hätte ihn jemand ausgesprochen, sie wären harmlos ungläubig darüber hinweggegangen. Oder hätte ihnen jemand gesagt, daß alles Wasser und alles Feuer des Himmels und der Erde nicht imstande sei, Tatsachen des Blutes und der Seele und einer vieltausendjährigen Vergangenheit hinwegzuwaschen, so hätten sie in verständnislos an-

gelächelt, ihn ob seines unchristlichen Glaubens bemitleidet und für sein Seelenheit gebetet.

So ahnte weder Mutter noch Tochter, daß es in Wahrheit ihr Germanenblut war, das sich dagegen sträubte, durch fremdes unreines, dem dunkelsten Völkerchaos entsprungenes Blut besudelt zu werden. Die Mutter erklärte ihre Abneigung, ja ihren Haß gegen den Gatten durch das Verbrechen, das er an ihr begangen, die Tochter ihre Abneigung gegen den Vater durch die Liebe, die sie mit der Mutter verband, und ihre Bedenken gegen eine Ehe mit dem Baron durch die gesellschaftlichen Vorurteile, die man immerhin gegen die Juden, auch gegen die getauften, hatte, und gegen die anzugehen peinlich oder unbequem war. Tiefer über diese Dinge nachzudenken, dazu hatten Mutter und Tochter weder Trieb noch Veranlassung, denn ihre ursprünglich gesunden Instinkte waren durch die kritiklose Erziehung, durch Verweichlichung und Wohlleben, durch fadeste und zugleich entnervende Genüsse derart stumpf, ja verkehrt geworden, daß sie das Widernatürliche als natürlich empfanden. Ein letzter Rest gesunden und ursprünglichen Empfindens, der sich manchmal noch mächtig in Elisabeth aufbäumte, wurde niedergehalten durch den gesellschaftlichen Zwang, dem sie unterlag und den zu zerbrechen, ihr Kraft und Entschluß fehlte. So taumelte sie dahin zwischen Genuß und Ekel vor dem Genuß und gleichzeitiger Gier nach dem Genuß. Je nach Wetter und Laune und den zufälligsten Umständen gab sie diesen Empfindungen Ausdruck und tyrannisierte damit sich, ihre Umgebung und alle Welt.

Als sie an jenem Weihnachtsabend Hermann Kämpfer begegnete, da regte sich einen Augenblick triebartig der unverdorbene Rest ihres Blutes. Der ernste blonde junge Mann mit dem frischen Hieb über der Wange, in dem verwetterten Sportanzug, den all der fade Gesellschaftskram nichts anzugehen schien, hatte es ihr für einen Augenblick angetan. Aber da der blöde junge Mensch auf ihr Spiel nicht einging, war sie achtlos weitergegangen. Seither hatte sie kaum mehr an ihn gedacht. Zuweilen noch, wenn sie müßig ging, sah sie im Geiste seine ernsten traurigen und doch so feurigen Augen vor sich, wie vor-

hin, als sie auf dem Liegestuhl ins Meer hinausträumte. Aber sie achtete weiter nicht auf das Traumbild. Was sollte ihr auch ein junger grüner Student! Da war der Baron doch ein ganz anderer Mann. Seine Selbstsicherheit, deren gutgespielte Pose sie nicht durchschaute, imponierte ihr, und seine „Korrektheit", nur die Maske für seine innere Hilflosigkeit, gefiel ihr, wenngleich sie sich darüber lustig machte.

An der Liebe des Barons zweifelte sie nicht. Seine Eifersucht war ja grenzenlos! Und echt! Darauf verstand sie sich. Ihr ganzes Leben seit dem Eintritt in die Gesellschaft bestand ja nur im Flirten, Hoffnungen erwecken, eifersüchtig machen und Körbe austeilen. Auch den Baron zu frozzeln und zappeln zu lassen, machte ihr köstlichen Spaß, trotzdem sie längst entschlossen war, seinen Antrag anzunehmen. Liebte sie ihn denn? Vielleicht! Klar darüber war sie sich nicht. Eine dunkle Ahnung schien ihr zu sagen, daß die wahre Liebe wohl doch ganz anders beschaffen sein müsse. Aber die war ihr bis jetzt nicht begegnet, und sie ging bereits ins dreiundzwanzigste Jahr! Welch entsetzliches Alter! Da war es hohe Zeit, daß sie unter die Haube kam und ihren Freundinnen, die längst verlobt oder verheiratet waren, nicht noch mehr Gelegenheit zum Sticheln und Necken gab. Die Partie war zudem derart, daß sich sobald nicht wieder eine ähnliche Gelegenheit bot. Wie oft hatte sie erlebt, daß echte Barone aus altem Adelsgeschlecht ihr allen Ernstes den Hof machten, sich aber alsobald wieder zurückzogen, wenn sie ihren Vater kennen lernten. Das hatte sie schon wütend gemacht. Aber sie war klug genug, über unabänderliche Dinge sich nicht länger aufzuhalten. Nur aus diesem Grunde verdroß es sie, daß man dem Baron von Werheim sowohl seine eigene als auch die Abkunft seines Adels deutlich ansah. Aber deswegen ihm einen Korb zu geben, daran dachte sie nicht. Seinen Weg würde er zweifellos machen. Ehrgeizig war er ja, und sie wollte schon dafür sorgen, daß sein Streben nach der Höhe nicht nachließe, wenn sie nur erst mal seine Frau sei! Zum Minister sollte er es wenigstens bringen! Wenn sie ihn öfters lachend „Kultusminister" nannte, so war das mehr als ein bloßer Scherz. Den hochnäsigen Gräfinnen und Baroninnen, die sie und ihre Mutter

gesellschaftlich nicht für voll nahmen, wollte sie es schon noch zeigen! Sie konnte den Tag kaum erwarten.

Allerdings hatte sie sich eine dreimonatige Bedenkzeit ausgebeten. Das war aber nur eine Form, die ihr weiblicher Instinkt ihr eingab, sich dem unwiderstehlich dünkenden Freier, den sie kaum drei Wochen kannte, nicht geradezu an den Hals zu werfen. Seitdem sie jedoch beobachtete, daß der Baron ein mehr als flüchtiges Interesse an der kleinen Komtesse v. Witzleben zu nehmen schien, die er in den letzten Tagen kennen gelernt und die sie selber wider Willen entzückend fand, da reute es sie doch, daß sie sich die lange Frist gesetzt. Sie freiwillig abzukürzen, verbot ihr Stolz und Instinkt. Die Komtesse war vermögenslos, das verrieten ihre unmodernen Kostüme und ihre ganze Lebenshaltung. Aber sie war ältester Adel und ihr Vater war Mitglied des Herrenhauses und von Einfluß bei Hofe. Alles Umstände, die den Baron wohl veranlassen mußten, eine Heirat mit der „adeligen Göhre“ trotz ihrer Vermögenslosigkeit in den Kreis seiner Erwägungen zu ziehen. Und daß der sehr reiche Baron bei der Komtesse und ihrem alten Herrn nicht übel Glück hatte, das war ganz offenkundig. Nun hieß es klug sein und handeln und vor allen Dingen sich nichts merken lassen. Das einzigste Mittel, unter solchen Umständen den Baron an der Kandare zu halten, war, seine Eifersucht ins Maßlose zu steigern, und in dieser Berechnung hatte sie sich zu ihrer großen Genugtuung keineswegs getäuscht. Das bewies ihr der Erfolg des gestrigen Abends. Sie hatte bestimmt darauf gezählt, daß er nun erneut in sie dringen werde, die Bedenkzeit abzukürzen. Aber so rasch darauf einzugehn, erschien ihr nicht ratsam. Sollte er jedoch, nachdem sie ihm vorhin diese Abfuhr erteilt, sie erneut zur Entscheidung drängen, so könne sie es jetzt wohl wagen, „aus Mitleid“ ihm nachzugeben oder als „Beweis ihrer Liebe“, ohne sich etwas dabei zu vergeben. Es war ihr daher höchst erwünscht, daß die Mutter sie mit dem mehr ungeduldigen als ungestümen Verehrer nun allein ließ, nachdem sie zu einem neuen Angriff ihm Mut gemacht.

„Darf ich an Sie eine Frage richten, Elisabeth?“ sagte

der Baron ganz unvermittelt, als sie sich über eine halbe Stunde über das gleichgültigste Zeug unterhalten hatten.

„Bitte!“ antwortete sie mit mühsam verhehlter Neugierde.

„Wollen Sie mir auch versprechen, die Frage so offen und freimütig zu beantworten, wie Sie vorhin im Garten mir Ihre Bekenntnisse über sich machten?“

Die feierliche Art, mit der der Baron diese Frage vorbrachte, beunruhigte sie etwas. Was führte er im Schilde?

„Aber selbstverständlich!“ entgegnete sie nervös.

„Ich deutete Ihnen vorhin im Garten schon an, daß die Ursache Ihrer Unentschlossenheit meinem Antrage gegenüber nicht in mir und meinen Verhältnissen, sondern einzig und allein in Ihnen liegen muß. Die Ausführungen, die Sie mir daraufhin zu machen die Güte hatten, haben diese meine Vermutung keineswegs entkräftet.“

„So? Da bin ich nun wahrhaftig neugierig!“

„Seien Sie ganz ehrlich, Elisabeth! Gehört Ihr Herz einem andern?“

Das Mädchen hatte Mühe, ihren Triumph zu verbergen.

„Wie kommen Sie denn auf eine solche Vermutung?“ sagte sie in einem Tone, der den eifersüchtigen Mann in seiner Annahme nur bestärken mußte.

„Ich erinnere Sie an den Weihnachtsabend. Ich glaube annehmen zu müssen, daß der blonde Student in dem gefährlichen Räuberzivil Ihnen nicht ganz gleichgültig ist!“

„Und was berechtigt Sie zu der Annahme?“ sagte sie pikiert.

„Nun, Sie zeichneten ihn doch in ganz unerhörter Weise aus! Und noch dazu in meiner Gegenwart, wenige Stunden, nachdem ich Sie um Ihre Hand gebeten hatte!“

„Verstieß das etwa gegen unsere Abrede?“

„Das allerdings nicht. Aber es war doch recht auffallend, zumal Sie sich sonst Unbekannten gegenüber einer sehr korrekten Zurückhaltung befleißigen. Ich muß notgedrungen annehmen, daß Sie den Studenten persönlich kennen, und daß er Ihnen nicht gleichgültig ist!“

Elisabeths Selbstbeherrschung war auf eine harte Probe gestellt. Am liebsten hätte sie laut heraus gelacht. Ihr Inneres

jubelte. Daß der Baron ihr das Gewinnen der Partie so leicht machen und ihr solche Trümpfe in die Hand spielen würde, das hatte sie nicht erwartet. Sie warf sich in den Sessel zurück, wippte mit den Fußspitzen auf und ab und blies in langsamen Stößen den Rauch ihrer Zigarette vor sich hin. Sie überlegte, wie sie am besten, diese unerwartet günstige strategische Lage taktisch ausnützen solle. Sollte sie nun die Beleidigte, Empörte oder nur Gekränkte spielen oder sich in bedeutsames Schweigen hüllen und den Ärmsten noch länger zappeln lassen? Oder sollte sie ihm gar irgendeinen Brocken hinwerfen, an dem seine Eifersucht aufs neue zu schlingen und zu schlucken hatte? Einen bittern Brocken oder einen süßen, halb oder ganz vergifteten? Das letztere zu tun, prickelte ihr nur so im Blute. Oder täuschte sie sich am Ende über die Gunst der Lage? Unterschätzte sie vielleicht die Stärke des Gegners? Wie, wenn das nur der Auftakt zu der Entscheidung war, die in diesem Augenblick herbeizuführen er entschlossen war so oder so? Oder war das vielleicht bereits das Rückzugssignal und kam es ihm auf eine Entscheidung gar nicht mehr an? Das wäre ja eine ganz unerträgliche Blamage! D i e Gesichter und d i e teilnahmsvollen Worte ihrer Freundinnen! Sie dachte an die Witzleben. Der bloße Gedanke machte sie rasend. Und dieser feierliche, getragene Ton, in dem der Baron sprach, den hatte sie bisher noch nie an ihm wahr genommen! Kein Zweifel, sie hatte den Bogen bereits allzustraff gespannt. Nun hieß es nachgeben, wenn er nicht zerbrechen sollte.

Mit raschen, kurzen Zügen rauchte sie die Zigarette zu Ende, tippte den brennenden Rest im Aschenbecher aus, kreuzte die Hände hinter ihrem Nacken, und mit beiden Füßen wieder auf- und abwippend begann sie langsam die Melodie zu pfeifen „Du bist verrückt mein Kind!“

„Was soll das!“ sagte höchst indigniert der Baron.

Da trat die Kommerzienrätin wieder ins Zimmer. Während der Baron mit einer Verbeugung sich erhob, sprang Elisabeth plötzlich auf, nahm den Baron bei der Hand und ihn der Mutter zuführend, sagte sie:

„Darf ich dir hier meinen Bräutigam vorstellen?“

Sprachlos sah der Baron sie an. Verwundert blickte die Kommerzienrätin von ihrer Tochter auf den Baron, da dieser in komischem Erstaunen dastand.

„Nun sieh mal, Mama, nun glaubt er's nicht! Diesem Menschen kann man es doch auf keine Weise recht machen!“

„Elisabeth!“ kam es da freudig von den Lippen des überraschten Bräutigams. Er eilte auf das schöne Mädchen zu, um es in seine Arme zu schließen, aber rechtzeitig besann er sich noch auf seine Korrektheit und küßte ihr nur, aber doch um einige Nüancen inniger als sonst, die Hand. Auch der Kommerzienrätin küßte er die Hand.

12.

Unmittelbar nach Vollzug des notariellen Vertrages war Hermann Kämpfer wieder nach Hause gefahren. Eine Weile hatte er noch geschwankt, ob er nicht nach Bordighera weiterreisen solle, um auf irgendeine Weise eine Begegnung mit Elisabeth herbeizuführen, ja sie nur wiederzusehen. Aber die Ferien waren in drei Tagen zu Ende, und über diese hinaus Urlaub zu erbitten und seine Vorlesung abzusagen, widerstrebte seinem Pflichtgefühl. Als er dann wieder in seinem Laboratorium stand und sich vergegenwärtigte, daß er nun diese Räume, in denen er zehn Jahre hindurch Tag und Nacht gearbeitet, für immer verlassen solle, da war ihm doch recht eigenartig zu Mute. Den Schrank aufzuschließen und nach der Krystallschale zu sehen, in der nunmehr seine heißgeliebte Wissenschaft begraben lag, wagte er nicht aus Furcht, wieder unschlüssig zu werden. Erst wollte er dem Chef mitteilen, daß er zu Ostern sein Amt niederlegen und aus dem Verbande der Universität ausscheiden werde, um so gleichsam das Siegel auf seinen Entschluß zu drücken, ihn zu einem unwiderruflichen zu machen und alle Brücken hinter sich abzubrechen. Aber das wurde ihm doch schwerer als er es sich vorgestellt hatte.

Nachdem es geschehen und er den wohlgemeinten Rat des

Chefs und der Kollegen, doch ja nichts zu übereilen und sich die Sache nochmals reiflich zu überlegen, standhaft zurückgewiesen, versah er seinen Dienst und hielt seine Vorlesung, als sei alles wie zuvor. Nur seine wissenschaftliche Privatarbeit nahm er nicht mehr auf. Die Krystallschale blieb im Arbeitstisch verschlossen. Einem Kollegen, der wie er auf dem Gebiete der Eiweißchemie arbeitete, wollte er sein gesamtes Material übergeben samt seinen wissenschaftlichen Ideen, aber erst zum Semesterschluß, kurz vor seiner Abreise. Dafür machte er sich nun mit Eifer jetzt schon an seine neue technische Aufgabe.

Der Kommerzienrat schien ihm seit dem Abschluß des notariellen Vertrages rückhaltlos zu vertrauen. Bereitwillig hatte er ihm die Patentschrift geschickt und ihm jede gewünschte Auskunft erteilt. Bald war Hermann mit der Zusammensetzung und dem Herstellungsverfahren des Evonits und der Fabrikation der Platten aufs beste vertraut. Mit wissenschaftlicher Methode und der ihm eigenen, in den Kern jeder Sache eindringenden Gründlichkeit, gab er sich nun seiner neuen Arbeit hin.

Unaufhörlich weilten dabei seine Gedanken bei der Geliebten. Was er auch unternahm, er tat es nur im Gedanken an sie und für sie. Auch die unbedeutendste Handlung brachte er zu ihr in Beziehung. „E l i s a b e t h!“ flüsterte er oft vor sich hin. Wohl brachen alle Organe der Eifersucht in ihm los, wenn er an den Baron dachte, der sie begleiten durfte. Daß sie aber für „solch einen Fatzken“ etwas übrig haben könne, erschien ihm bei ruhiger Überlegung so ungereimt, daß er sich selber auslachte.

War die Laboratoriumsarbeit getan, so studierte er früher die Literatur seines Fachgebietes. Jetzt las er im Plato. Auf der Schule hatte er den Göttlichen nur flüchtig kennen gelernt. Aber das hatte genügt, eine tiefe Liebe zu ihm zu entzünden. Als Student hatte er dann eine Vorlesung über Plato und auch über Kant gehört. So sehr ihn auch diese philosophischen Studien fesselten, seine Fachwissenschaft hatte ihm niemals Zeit gelassen, sie folgerichtig zu betreiben, und doch lag es in seiner Natur, ja war überhaupt seine Natur, alles, was er einmal auffaßte, ganz und gründlich und mit Methode zu tun. Das brachte ihn bei der Mannigfaltigkeit seiner lebhaften Interessen in härteste

und schmerzlichste Konflikte. Aber es nutzte nichts. Wollte er es in seiner Wissenschaft zu etwas bringen, so mußte er sich zur Einseitigkeit bescheiden. Diese erbarmungslose Fachwissenschaft war ein Moloch, der ihn und alle seine sonstigen Gaben und Sehnsüchte verschlang. Andere Götter duldete der nicht neben sich. Mit Grauen hatte er sich als Student einmal ausgerechnet, daß der Tag 32 Stunden haben müsse, wenn es ihm möglich sein sollte, nur die täglich erscheinende chemische Fachliteratur zu studieren! Damals war er der Verzweiflung nahe, weil es ganz unmöglich war, selbst nur ein Sondergebiet der Naturwissenschaft, wie es die Chemie doch nur ist, vollkommen zu beherrschen. Und er wollte doch nicht nur die Chemie, sondern die gesamte Naturwissenschaft und auch ihre Nachbargebiete einschließlich der Philosophie verschlingen! Mit kläglichstem Stückwerk mußte er sich da begnügen und aus einem Sonderfache wiederum ein engumzirkeltes Sondergebiet herausschneiden, um es überhaupt zu einiger Meisterschaft und zu greifbaren Zielen zu bringen. Nun aber war er frei! Ein Narr war er gewesen, daß er diese fachwissenschaftliche Sklavenfessel nicht schon längst zerbrochen, um endlich Mensch sein zu können! Mit welchem Entzücken malte er sich aus, wie er der Geliebten Plato's Gastmahl vorlesen werde! Wahrlich, das Leben war doch herrlich und wert gelebt zu werden! Nur wollte es *erlebt* und nicht *erspekuliert* sein! Mit Freuden sah er, daß er des Griechischen von der Schule her noch soweit mächtig war, um die Werke im Urtext zu verstehen. Ein Genuß sondergleichen war es ihm, die schönsten Stellen, nachdem er an der Hand trefflicher Übersetzungen ihren Sinn genau erfaßt, im Urtext sich laut vorzulesen, ja auswendig zu lernen. Elisabeth mußte Griechisch lernen, das stand fest. Wie freute er sich darauf, sie selber zu unterrichten!

Einzelne Gedanken des Plato erinnerten ihn lebhaft an das Neue Testament. Er nahm es wieder vor, und da ging ihm zum ersten Male in seinem Leben Inhalt und Sinn der christlichen Heilslehre auf. Wie hatten doch öde Schulmeister und stumpfsinnige Pfaffen ihm als Kind den lebendigen Sinn für das Gotteswort erstickt! Zum traurigsten Geschäft wurden die Beziehungen zu Gott herabgewürdigt! Lohn für Gutes, Strafe für

Böses! Auge um Auge, Zahn um Zahn hieß es da, genau wie im Alten Testament, nur in anderer, den gleichen Sinn grob verschleiernder Form! Die Beziehungen zu Gott wurden zu einer sehr nüchternen Rechenaufgabe, die man lösen mußte, wollte man sich nicht die größten Unannehmlichkeiten zuziehen. Angst und Furcht waren ihre Voraussetzungen, Schlauheit, bestenfalls Klugheit ihre Methode, und Plus oder Minus, je nach der Geschicklichkeit des Rechners, das Ergebnis. So sah die „frohe Botschaft" aus, die man den kindlichen Hirnen und Herzen eindrillte! Als ein entsetzlicher Richter und Rächer erschien einem Gott, der nach dem Evangelium doch unser Vater und die Liebe selber ist! „Ausgegangen bin ich vom Vater und kehre zurück zum Vater, so sollt auch ihr den Weg zurückfinden zum Vater, den ihr verloren habt", dieser einfache, welterhabene und weltüberwindende Sinn der Heilslehre, wie wurde er entstellt und verzerrt und verdreht und verdeutelt! Und vierhundert Jahre vor Christus hatte ihn bereits Plato in seiner Art gelehrt, wenn er sagte, unsere Sehnsucht nach Schönheit und Wahrheit sei nur die Erinnerung an die Anschauung Gottes, die wir vor dem Eintritt in dieses Leben hatten, durch Übermut uns aber verscherzten!

Zurückzufinden den Weg zum Vater, das war der einzig mögliche Sinn und Zweck dieses irdischen Lebens, den keine Wissenschaft und keine Weltweisheit aufdecken und finden konnte, das war die Offenbarung der Frohen Botschaft, die Hermann Kämpfer in seinem dreißigsten Lebensjahr geworden war. Aber noch begriff er nicht die ganze Tiefe ihres Sinnes, sonst hätte er sich jetzt still bescheiden den einfachen Forderungen des Tags gefügt, die Beruf und Leben an ihn stellten. Noch wollte er über sich und seine irdische Aufgabe hinaus. Allzusehr trübten ihm noch die Leidenschaften und Vergänglichkeiten dieser zeitlichen Welt den Blick zur Erkenntnis des Ewigen, Unvergänglichen und darum mußte er noch unermeßliches Leid erleben, ehe er reif zur tiefsten Einsicht war.

Als er eines Tages wieder in eiteln Zukunftsgedanken schwelgte und sich vorstellte, wie er reich geworden an Ruhm und Geld, vor die Geliebte treten werde, sie um ihre Hand zu

bitten, kam Röschen Brunner ins Zimmer und brachte ihm die Post.

Die einzige Briefverbindung, die er hatte, war die mit dem Kommerzienrat. Er war mit ihm längst übereingekommen, die praktische Auswertung seiner Versuche durch Errichtung einer Fabrik in Deutschland selber zu betreiben und Lizenzen nur für das Ausland abzugeben. Regelmäßig berichtete er ihm nun über den Fortgang seiner Arbeit und nahm von ihm neue technische und kaufmännische Auskünfte und Erklärungen aller Art entgegen. Auch der Brief, den er eben erhielt, trug die Handschrift des Kommerzienrats, aber das Format war größer als gewöhnlich und auf dem Umschlag fehlte die Firma. Als er den Brief öffnen wollte, entdeckte er, daß er gar nicht geschlossen war. Es war nur eine Drucksache. Neugierig entnahm er sie dem Umschlag. Da vermeinte er, der Himmel stürze über ihm ein. Er las:

„Die Verlobung ihres einzigen Kindes Elisabeth mit dem Baron Dr. Edgar v. Werheim, Königlich Preußischem Regierungsassessor, beehren sich anzuzeigen
Kommerzienrat Karl Burghamer und Frau Elisabeth geborene Wicking.“

Hermann war wie erschlagen. Mehrere Tage dauerte es, bis er überhaupt zur Besinnung kam. Ein entsetzlicher Druck lauerte unmittelbar unter seiner Schädeldecke und kroch bohrend zwischen Stirn und Auge zusammen. Außerstande, seinen Dienst zu versehen, meldete er sich krank. Eine Nervenkrise kam über ihn und er mußte sich in klinische Behandlung begeben.

Aber nichts brachte der Arzt aus ihm heraus. Allem Fragen, was er denn Erschütterndes erlebt habe, und allen Bitten, es dem Arzt doch anzuvertrauen, um sich zu erleichtern und die Möglichkeit zu geben, seelisch und zweckentsprechend klinisch auf ihn einzuwirken, setzte er hartnäckigen Widerstand entgegen. Nach drei Wochen bat er um Entlassung aus der Klinik. Er werde jetzt schon mit sich selber fertig werden.

Lange hatte er darüber hingebrütet, ob es unter den neuen Umständen überhaupt noch einen Sinn habe, den Vertrag mit

dem Kommerzienrat zur Durchführung zu bringen. Er hatte ihn ja nur gemacht, um Gelegenheit und Möglichkeit zu finden, die Geliebte heimzuführen. Diese Möglichkeit bestand nun nicht mehr. Was lag ihm an dem künstlichen Schiefer und dem Problem seiner Färbung oder an dem Geld, das damit zu verdienen war! Der Vertrag selber würde ihn trotz des notariellen Vollzugs nicht hindern, seinen Entschluß wieder rückgängig zu machen. Er hatte bereits tüchtig an der Sache gearbeitet und wertvolle Versuchsergebnisse erzielt. Wenn er sie ohne Entschädigung dem Kommerzienrat zur weiteren Verwertung überließ, würde dieser sicher in die gütliche Lösung des Vertrages willigen. — Die akademische Laufbahn brauche er ja nicht aufzugeben, wenn er sich nunmehr bescheidenere wissenschaftliche Ziele setzte. Lehrer der Jugend zu sein, sie einzuführen in die Wunder der Wissenschaft, sei doch auch eine herrliche Lebensaufgabe. Und wenn ihm das Wirken in einem engumgrenzten Fachgebiete zu einseitig sei, so könne er ja Oberlehrer werden. Die einzelnen Fächer der Naturwissenschaft habe er ja gründlich durchstudiert und die erforderlichen Examen alle gemacht. Wozu also mit dem einmal gewählten Berufe gewaltsam brechen, wenn das Ziel, das dadurch zu erreichen war, nicht mehr bestand? Die Verlockungen der großen Welt hatten ihren Reiz für ihn ebenso schnell verloren, als sie ihm plötzlich begehrenswert erschienen waren. Nur der Geliebten wegen, die dieser großen Welt angehörte, strebte er noch danach, sich diese Welt zu erobern. Nun diese Aussicht entschwunden war, wozu noch das eitle Bemühen? Seine Welt lebte tief im Innern seiner Brust, was hatte er mit dieser unbeständigen, ewig wechselnden, rast- und ruhelosen Außenwelt zu schaffen? Und doch und trotz alledem zog es ihn wie mit magnetischen Kräften hin zu dieser flutenden Welt. Oft war es ihm, als würde er nicht eher von der Sehnsucht nach ihr erlöst, als bis er einmal gründlich in sie untergetaucht sei.

Diese auf- und abschwankende Unentschlossenheit war es hauptsächlich, die den langanhaltenden Krankheitszustand bedingte, in den ihn die Verlobungsanzeige versetzt hatte. Hermann Kämpfers Art war es, Gefahren und unabänderlichen Dingen fest und unerschrocken ins Auge zu sehen und sich nicht

mit unfruchtbaren Grübeleien aufzuhalten. Aber so rasch und sicher er auch zu handeln vermochte, in Augenblicken der Gefahr oder überhaupt in Lagen, die ein längeres Besinnen unmöglich machten — das hatte er bei Luftballonfahrten, die er mit einem befreundeten Metereologen öfters unternahm, mehr als einmal bewiesen — so schwer konnte er zu einem Entschlusse kommen, wenn ihm hinreichend Zeit gelassen war, das Für und Wider zu überlegen. Sein wissenschaftlich geschulter, methodisch denkender Verstand lag dann im Kampfe mit seinem impulsiven Temperament und instinktiven Gefühl, das allen Berechnungen zum Trotz meist das Richtige traf und oft gerade dann, wenn alle Vernunftgründe das Gegenteil zu fordern schienen. Diese unerklärliche, aber unumstößliche Tatsache war ihm dann immer ein Beweis, daß jenseits aller Vernunft Mächte in uns wirksam sind, deren wir uns nur nicht bewußt werden. So war er denn auch diesmal wieder einer blitzartigen Eingebung gehorchend zu dem Entschluß gekommen, der neuen Lebensbahn, die ihm durch den Vertrag mit dem Kommerzienrat gewiesen war, zu folgen und sich von ihr durch äußere Einwirkungen nicht abbringen zu lassen.

Von diesem Augenblicke an war er innerlich beruhigt und in wenigen Tagen wieder gesund wie zuvor. Er brachte es sogar fertig, dem Kommerzienrat zur Verlobung seiner Tochter in aller Ruhe Glück zu wünschen, die Verspätung seines Glückwunsches mit inzwischen überstandener Krankheit entschuldigend. Als sei nichts geschehen, nahm er nun seinen Dienst, seine Vorlesungen und seine technische Arbeit wieder auf, trotzdem in wenigen Wochen das Semester zu Ende war. Seine Pflicht zu erfüllen bis zum letzten Augenblick, war ihm natürliches Bedürfnis.

Einige Tage vor Semesterschluß übergab er dem einzigen Kollegen, der außer ihm an der Universität das Gebiet der Eiweißchemie bearbeitete, dem Privatdozenten Dr. Siegfried Salomon, sein gesamtes experimentelles und handschriftliches Arbeitsmaterial zur weiteren wissenschaftlichen Verwertung, ohne daß nochmals eine Spur von Reue oder schwankender Unsicherheit über ihn kam. Er hatte abgeschlossen mit der Wissenschaft, dem praktischen Leben sollten von nun an alle seine Kräfte ge-

hören. Hierauf traf er die Vorbereitungen zu seiner Übersiedelung nach Berlin.

Dabei leistete ihm Röschen Brunner treue Hilfe. Schneeglöckchen und erste Veilchen standen täglich auf seinem Schreibtisch. Ganz besondere Sorgfalt verwandte sie auf das Einpacken seiner Bibliothek, da sie in all den Jahren wohl beobachtet hatte, mit welcher Liebe er jedes einzelne Buch behandelte. Fürsorglich schlug sie jedes für sich in Zeitungspapier, ja sogar die Bücher, die Schutzhüllen aus Pappe hatten, wurden noch besonders eingeschlagen. Das Einpacken der Bücher in die Kisten aber besorgte Hermann selbst und Röschen reichte ihm jedes Buch. Dabei berührte ihre Hand manchmal die seine und siedend heiß lief es dann durch ihren jungen Körper. Eine Kiste jedoch hatte sie ganz allein zu packen gewagt, als Hermann auf einige Zeit zum Chef gerufen worden war, der noch etwas mit ihm zu besprechen hatte. Stolz aber auch ängstlich, sie könne es ihm nicht gut genug gemacht haben, harrte sie seiner Rückkehr. Als er sie jedoch lobte, übergoß flammender Purpur ihr hübsches Gesicht. Eilends bückte sie sich über eine der noch leeren Kisten, damit er's nicht wahrnähme.

Mit Macht war der Frühling über Nacht gekommen. Im Universitätspark sangen schon die Nachtigallen. Als Hermann am Vorabend seiner Abreise unerwartet aus der Stadt zurückkehrte, wo er noch letzte Besorgungen gemacht hatte, fand er in der Dämmerstunde Röschen in seinem Zimmer vor. Den Kopf auf dem Arm aus Fensterkreuz gelehnt, starrte sie mit großen tränenschweren Augen in den Frühlingsabend. Unbemerkt war er eingetreten. Als sie ihn entdeckte, wollte sie eilends an ihm vorbei zur Tür hinaus. Er fing sie in seinen Armen auf. Willenlos ließ sie sich von seinen heißen Küssen bedecken und jene letzte Nacht brachte den beiden jungen glühenden Menschen die Erfüllung, gegen die sich beide so viele Jahre hindurch so standhaft gewehrt hatten.

13.

Seit einem halben Jahre lebte Hermann nun in oder vielmehr bei Berlin. Die Evonitfabrik, in deren Nebenräumen der Kommerzienrat ein Laboratorium nach Hermanns Plänen hatte einrichten lassen, lag in Groß-Lichterfelde. In ihrer Nähe hatte er eine ihm zusagende eingerichtete Zweizimmerwohnung gefunden. Die Schwierigkeiten, die sich der Lösung des Färbungsproblems entgegenstellten, waren größer, als er vorausgesehen hatte. Der Weg, den er auf Grund des ersten Versuches eingeschlagen hatte, erwies sich als nicht gangbar. Neue Methoden mit neuen Materialien mußte er ersinnen. Zwar war es ihm gelungen, eine wetterfeste Färbung der Platten herzustellen. Aber nach längerer Zeit bildeten sich auf der schwarzen Oberfläche weiße Flecken von ausschwitzendem Ätzkalk, der sich an der Luft zu weißen Krusten von kohlensaurem Kalk verhärtete. Versuche, den Kalkgehalt der Grundmasse so zu mindern, daß diese Ausschwitzungen unterblieben, scheiterten, da zur Abbindung des Zements ein Überschuß von Ätzkalk erforderlich war, und durch den Abbindeprozeß sich immer neue Mengen von Ätzkalk bildeten. Ein Weg mußte gefunden werden, nach dem erledigten Abbindeprozeß im Zemente und vor der Färbung der Platten den überschüssigen Ätzkalk in unslöslichen kohlensauren Kalk zu verwandeln. Da aus ökonomischen Gründen hierzu die Kohlensäure der Luft verwendet werden mußte, war das Verfahren ziemlich umständlich. Die Platten mußten längere Zeit in geeignet geformten Räumen gelagert werden, durch die bis zur Absättigung mit Kohlensäure beständig Luft hindurch gesaugt wurde. Aber schließlich war Hermann aller Schwierigkeiten Herr geworden und das Patent konnte angemeldet werden. Sofort machte er sich nun an die Gründung der Fabrik, um das Patent für Deutschland selber auszunutzen. Der Kommerzienrat, der Hermanns wissenschaftliche und praktische Tätigkeit nicht genug bewundern konnte, ging auf alle seine Pläne und Vorschläge ein. Hermann sollte als technischer Leiter der Fabrik mit besonderem Gehalte angestellt und mit einem vollen Drittel am Reingewinn beteiligt werden.

Nun begann für Hermann eine arbeits- und genußreiche Zeit. Das Aussuchen des Baugeländes, die Verhandlungen mit den Unternehmern und Architekten, mit den Maschinenfabriken und sonstigen Lieferanten, alles erledigte er selber. Kräfte fühlte er sich regen und wachsen, von denen er bisher keine Ahnung hatte. Das war ein anderes Leben und Wirken, Planen und Schaffen als die gelehrte Stubenhockerei.

Darüber war der Herbst gekommen, ohne daß er Elisabeth gesehen hätte. Zwar hatte er in der luxuriösen Grunewaldvilla des Kommerzienrats bald seinen Besuch gemacht, aber die Herrschaften waren Frühjahr und Sommer über auf Reisen. Elisabeths Bild war natürlich noch nicht aus seinem Herzen geschwunden. Aber immer seltener gedachte er ihrer und dann nur noch mit der Resignation des Mannes, der endgültig mit einer Liebe abgeschlossen hat. Dafür weilten seine Gedanken öfters bei Röschen Brunner. Im Traume hielt er oft das liebezitternde junge Geschöpf in seinen Armen, und die bittersten Vorwürfe machte er sich, daß er dem Mädchen den Herzensfrieden geraubt und in letzter Stunde nicht Herr und Meister seiner Sinne geblieben war. Dreimal hatte sie ihm noch geschrieben, ganze Seiten voller süßer, unbeholfener Liebesworte. Geantwortet hatte er ihr nicht. Dies schien ihm für das Mädchen die schmerzloseste Art, die Beziehungen zu ihr, die doch zu keinem Ergebnis führen konnten, abzubrechen. Seine Mutter hätte er da freilich nicht zum Richter über sich gewünscht. Einige Monate später hatte Röschen ihm noch zwei Briefe geschickt, aber diese hatte er uneröffnet in seinen Schreibtisch gelegt. Sie zu verbrennen erschien ihm lieblos, sie zu lesen zwecklos. Auch schämte er sich zu sehr vor sich selber. Seither schwieg sie.

Die Geschäfte führten ihn öfters nach Berlin. In dem Gewirre und Getriebe der Großstadt vermeinte er jedesmal ersticken zu müssen und froh war er allemal, wenn er wieder nach dem ruhigen ländlich gebauten Vorort zurückkehren konnte. Da war doch Luft und Licht und Himmel und Sonne und einige Bäume! Ja sogar wogende Ährenfelder lagen in unmittelbarer Nähe! Wenn er diese im Sommer öfters durchstreifte, war er immer mit der Hand liebkosend über die goldenen Halme ge-

fahren. Aber die Erinnerung an seine Kindheit war dann jedesmal so schmerzlich in ihm wach geworden, daß er diese Gänge unterließ. Im Berliner Tiergarten jedoch weilte er gern und ganze Nachmittage verbrachte er im Zoologischen Garten. Er wurde nicht müde, den Tieren in die Augen zu schauen und die stumme Weisheit ihrer Jahrmillionen alten Vergangenheit aus ihnen zu lesen. Ein Hauptanziehungspunkt war ihm das geologische und paläontologische Museum. Die ganze Schöpfungsgeschichte, ganze Äonen durchwanderte er da im Geiste.

Beim Anblicke der Reiter im Tiergarten hatte ihn eines Tages die Lust angewandelt, selber wieder einmal zu reiten. Er rechnete nach, wie lange er kein Pferd mehr unter sich gehabt. Zwölf Jahre waren das her! In jenen verhängnisvollen Osterferien, da der Jude das Unglück über sein Vaterhaus gebracht hatte, war es zum letzten Male gewesen. Kurz entschlossen ging er in die am Tiergarten gelegene Reitschule, lieh sich ein Paar Reitgamaschen und Sporen und stieg zu Pferde, wie er gerade ging und stand. Aber auf dem stöckrigen Mietsgaul war das nur ein mäßiges Vergnügen. So oft die Reitbahn des Hippodroms den zum Stalle zurückführenden Weg kreuzte, suchte der bockige Schinder auszubrechen. Hermann hatte niemals Reitunterricht genossen. Wie auf dem Lande üblich, war er als Junge aufgesessen und davongeritten. So war er mehr ein kühner, ja verwegener als guter Reiter. Gleichwohl blieb er Herr des Gauls und brachte ihn nach Ablauf der Stunde, für die er ihn gemietet, glücklich wieder in den Stall zurück. Rasch entschloß er sich nun, sich ein eigenes Reitpferd zu halten. Leisten konnte er sich das jetzt. Nach wenigen Tagen hatte er gefunden, was er suchte. Er erstand einen prächtigen fünfjährigen Halbblutwallach, einen Kohlfuchs, Romeo geheißen. Nun nahm er sich einen Reitlehrer, um diese Kunst nach allen Regeln methodisch zu erlernen. Bald hatte er es darin zu ansehnlichen Leistungen gebracht und bei einem Wettschulreiten sogar einen zweiten Preis davongetragen. Mit Leidenschaft betrieb er das Springen. Kein Graben war ihm zu breit und kein Hindernis zu hoch. Kaum erwarten konnte er es, die erste Schnitzeljagd mitzureiten, deren die Reitschule allherbstlich mehrere veranstaltete. Er ließ sich

dazu einen eleganten roten Rock und eine weiße Reithose bauen. Zu seiner Überraschung und Bestürzung las er in der Anmeldeliste zur Jagd auch den Namen Elisabeths und ihres Verlobten.

Nun verfiel er wieder in qualvolle Unschlüssigkeit. Sollte er einem Wiedersehen aus dem Wege gehn? Sollte er zur Jagd absagen? Setzte er sich nicht, wenn er Elisabeth begegnete, neuen unnützen Qualen und Kämpfen aus? Wohl war seine Herzenswunde geschlossen, aber noch nicht vernarbt. Wozu sie von neuem aufreißen? Aber eine Begegnung mit der verlorenen Geliebten war auf die Dauer doch nicht zu vermeiden. Er hatte ja in der Familie des Kommerzienrats Besuch gemacht. Wozu also einer Sache ausweichen, die über kurz oder lang doch an ihn herantreten mußte? Außerdem würde ihn Elisabeth ja höchstwahrscheinlich gar nicht wiedererkennen! Trotz all dieser Gründe konnte er zu keinem klaren Entschlusse kommen. Als aber der Tag der Jagd anbrach, da zog er sich den roten Rock an.

14.

An einem sonnenprächtigen Septembervormittag versammelte sich das aus etwa dreißig bis vierzig Herren und Damen bestehende Feld im Hofe der Reitschule. Aber weder Elisabeth noch der Baron waren dabei. Einige Hochkutschen standen angespannt für die Zuschauer bereit, um die Reiter nach dem Grunewald zu begleiten und dann auf dem Halali-Platz den Auslauf zu erwarten. Unter Führung des Jagdleiters, des „Meisters“, bewegte sich die Gesellschaft den Kurfürstendamm entlang über Halensee nach dem Grunewald. Hermann ritt an der Spitze dicht hinter dem Leiter. Am Ende der Kaiserstraße, da wo der Weg nach dem See abbiegt, erwartete eine aus fünf Reitern bestehende Gruppe die Gesellschaft. Es waren einige Teilnehmer aus dem Grunewaldviertel, die sich von hier aus dem Felde anschließen wollten, um den Umweg über die Reitschule zu ersparen. Wie ein Stich fuhr es Hermann durchs Herz, als er darunter Elisabeth an der Seite ihres Bräutigams entdeckte.

Man begrüßte sich. Weder Elisabeth noch der Baron erkannten Hermann wieder. Eine Schnallpause von etwa einer Viertelstunde wurde gehalten, dann setzte sich die Jagd in Bewegung. Einige hundert Meter ritt der Fuchs voraus und streute die Schnitzel. Das Brautpaar, das inzwischen einige Bekannte begrüßt, ritt nun mit diesen in der vorderen Hälfte des Feldes. Hermann richtete es so ein, daß er unmittelbar hinter Elisabeth ritt. Erst im Schritt, dann in leichtem Trabe ging es das Ufer des Sees entlang, am Hubertusschlößchen und der Seeschenke vorbei. Von da aus führte die Fährte quer durch den Wald in der Richtung nach Onkel Toms Hütte.

Elisabeth saß glänzend zu Pferde. Sie ritt eine Goldfuchsstute edelsten Geblüts. Ihr Bräutigam, dessen angehende Wohlbeleibtheit eine weniger gute Figur machte, bewegte einen Rappen nicht minder edeln Blutes. Elisabeth saß im Damensattel, trotzdem das unschöne Reiten nach Herrenart unter den Damen gerade Mode geworden war. Prachtvoll kam ihre Gestalt in der enganliegenden schwarzen Reittracht zur Geltung. In dichten Wellen durch ein feines Netz zusammengehalten quoll die Fülle ihres blonden Haares unter dem steifen Herrenhut hervor. Meisterlich regierte sie ihr feuriges Pferd, während der Baron mit sichtlich harter Hand seinem Tiere im Maule lag. Er hatte einen nach links geneigten schiefen Sitz und trotz krampfhaften Bemühens keinen richtigen Schenkelschluß. Seine zappelnde Unruhe übertrug sich auf das Pferd, so daß es hin- und herzackelte.

Nun legte der Leiter einen leichten Trab und darauf, nach einer kurzen Schrittpause den ersten Galopp ein. Sofort blieben von der Spitze einige Herrschaften zurück. Elisabeth hielt sich unmittelbar hinter dem Leiter, der Baron mit Anstrengung neben ihr. Hermann ritt stets dicht hinter der verlorenen Geliebten, als wolle er sie fürs Leben noch einholen. Bald kamen die ersten künstlichen Hindernisse, leichtere Hürden und niedere Stangen. Wie eine Schwalbe flog Elisabeth darüber, ebenso Hermann, der Baron, wie ein plumpes Huhn hinter beiden drein. Beim Anzug eines Hindernisses stutzte er jedesmal und purzelte sozusagen darüber. Leicht verhielt nun Hermann sein Pferd,

um den Baron wieder vorzulassen. Höchstens acht bis zehn Reiter, darunter drei Damen, lagen noch vorn. Dann hob der Leiter die Hand und im Schritt sammelte sich wieder allmählich das weit auseinander gezogene Feld.

Schnaufend wischte sich der Baron die Stirn. Ein großer Fleck zeigte sich auf dem breiten Rücken seines Jagdrockes.

„Na, Dickerchen? Gut überstanden?“ lachte seine Braut ihn an.

„Mein Schinder ist ganz außer Form,“ seufzte er, das längst entfallene Einglas wieder einsetzend.

„Natürlich der Schinder!“ lachte Elisabeth hell heraus. „Aber wenn's dir zu viel wird, Dickerchen, bleib ruhig zurück. Ich nehm' dir das nicht weiter krumm. Aber ich bleib hier vorn! Ohne den Fuchsschwanz komme ich heute nicht nach Hause!“

„Selbstmurmelnd Ehrensache, daß ich bei dir bleibe, Ellichen!“

Hermann hatte das Gefühl, als müsse er einen Frosch verschlucken. „Ellichen“ nannte er sie! Und sie trug den herrlichsten aller Frauennamen Elisabeth!

Nun ritt der Baron dicht an den Leiter heran.

„Sagen Sie 'mal, Bester,“ raunte er ihm zu, „wie lange soll denn diese Hopserei noch dauern? Im Vertrauen! Haben Sie auch einen oder gar mehrere Gräben auf dem Programm?“

„Mein Dienstgeheimnis, Herr Baron!“ lächelte dieser verbindlich. „Aber Vertrauen gegen Vertrauen! Wenn Sie's niemanden verraten, drei Gräben sind vorgesehen, zwei mit, einer ohne Wasser.“

„Gott soll schützen!“ seufzte der Monokelmann und begab sich wieder an die Seite seiner Braut.

Hermann, der den Vorgang schmunzelnd verfolgt hatte, hielt sich nun zurück und ließ einige Reiter vor, um nicht aufzufallen. Diesem fettgehamsterten Fatzken gehörte nun seine Elisabeth! Mit einem Gemisch von Wut und Weh im Herzen ritt er dahin.

Im scharfen Jagdtrabe ging es nun in weitem Bogen um Onkel Toms Hütte herum. Nach fünfzehn bis zwanzig Minuten wurde wieder ungefähr ebensolange Schritt geritten, dann setzte

ein recht kräftiger Jagdgalopp ein, in dem einige quer über die Fährte liegende Baumstämme, ansehnliche Hürden und Stangen und der erste nasse Graben genommen wurden. Nur fünf oder sechs Reiter hielten mit dem Leiter die Fahrt, darunter Hermann an der vordersten Spitze, seitlich hinter ihm Elisabeth. Der Baron war weit zurückgeblieben. Als wieder im Schritt gesammelt wurde, keuchte er wie eine Güterzugslokomotive heran. Er behauptete, die Jagdkappe verloren zu haben. Die Schnur sei gerissen und er habe zurückreiten und die Kappe suchen müssen. Dick stand die Lüge auf seiner schweißtriefenden Stirn.

„Armes Dickerchen!“ sagte mit deutlichem Hohne Elisabeth. „Nun bleib aber ja zurück, damit du die Kappe nicht noch einmal verlierst!“

Aber schon ging es im Galopp weiter. Es folgte der schmale trockene Graben, den der Baron mit verzweifeltem Mute leidlich gut nahm, so daß Elisabeth ihm ein lautes „Bravo!“ zurief. Dann kam ein Lattenzaun, den der Rappe des Barons mit Schwung annahm. Kurz vor dem Sprung aber riß ihn sein Herr, der wie ein Affe auf ihm kauerte, ängstlich ins Maul und mit einem Hasenhacken brach das Tier um das Hindernis aus.

„Bravo!“ rief ihm Elisabeth hohnvoll zu, wie eine Walküre an ihm vorbei über das Hindernis fliegend, auf gleicher Höhe neben ihr Hermann.

Der Leiter verhielt boshaft etwas die Fahrt, um dem Baron Gelegenheit zu geben, wieder ins vorderste Feld zu rücken, denn nun folgte der sehr verschmitzt und für den Reiter überraschend angelegte breite Wassergraben, von dessen Lage außer dem Leiter keiner der Jagdteilnehmer eine Ahnung hatte. Da sollte der Baron dabei sein! Ausbrechen des Gaules zu markieren, war da nicht möglich! Da hieß es Farbe bekennen!

„Solch ein Luder!“ schnaufte der Baron beim Herankommen. „Bricht da im letzten Momang aus!“

„Pech!“ rief ihm boshaft Elisabeth zu.

Nun aber legte der Leiter los, was die Flanken hielten! Urplötzlich lag da der Graben, bisher durch eine leichte Erdwelle verdeckt, hufeisenförmig die Reiter umschließend. Nun hieß es Zinken geben! In gleicher Höhe mit dem Meister setzte Hermann

glatt hinüber, ebenso eine Pferdelänge hinter ihnen Elisabeth. Dann folgte der unglückliche Baron, außerstande den an den vorderen Pferden klebenden Gaul zu halten. In seiner Todesangst riß er das arme Tier abermals ins Maul und pardautz überschlug er sich mit ihm mitten im Graben.

Aber für die glücklicheren Reiter gab es nun keinen Aufenthalt. Kaum 300 Meter waren es noch bis zum Exerzierplatz, auf dem der Auslauf war und in dessen Mitte der Fuchs bereits hielt. Jetzt galt es den Sieg!

Eine sanfte Anhöhe ging es bis zum Rande des Exerzierplatzes hinan. Noch zwei andere Reiter hatten den Graben glatt genommen und saßen nun Hermann und Elisabeth dicht auf den Fersen. Gleichwohl konnte Hermann es nicht unterlassen, sich umzublicken. Mit herzinniger Schadenfreude nahm er wahr, wie der Baron auf allen Vieren wie ein nasser Pudel aus dem Graben ans Ufer kroch.

„Es ist dem Herrn Baron nichts weiter passiert!" rief er, im gestreckten Galopp dicht neben Elisabeth liegend, ihr zu. Sie dankte ihm mit einem raschen Kopfnicken. Dann setzte Hermann die Sporen ein, und ein bis zwei Pferdelängen der Reiterin voraus, hielt er auf den Fuchs zu. Der Leiter war inzwischen aus dem Felde getreten.

Aber in der letzten Sekunde besann sich Hermann. Sie sollte gewinnen! Kurz vor dem Fuchs verhielt er, und bog, als ob er des durchgehenden Gaules nicht mächtig wäre, etwas seitlich aus. Da jagte Elisabeth zwischen ihm und dem Fuchs hindurch, und mit einem leichten Schrei entriß sie im Vorbeifliegen den Fuchsschweif, der auf dem Rücken des den Fuchs darstellenden Reiters befestigt war. Triumphierend hielt sie ihn hoch in der Luft, allmählich ihren Renner auspariereud, während die Jagdhörner das Halali durch die klare Herbstluft schmetterten.

Nun geschah etwas Unerwartetes. Elisabeth ritt auf Hermann zu, in dessen Nähe sie ihr Pferd zum Stehen gebracht hatte und überreichte ihm stumm die Trophäe. Sie war außer Atem und konnte kein Wort sprechen. Erstaunt lehnte Hermann das Anerbieten ab. Sie aber schüttelte, noch immer wortlos, nach Atem ringend, den Kopf und versuchte ihm die Beute in

die Hand zu drücken. „Sie haben gewonnen!“ brachte sie nun endlich stockend hervor. „Ich habe es wohl gemerkt, daß Sie auswichen, um mich vorzulassen. Das kann ich nicht annehmen!“

Tief errötend zog Hermann seine Jagdkappe und beteuerte, das gnädige Fräulein müsse sich irren.

Plötzlich lief eine eigenartige Bewegung über Elisabeths Gesicht. Sinnend sah sie Hermann an und sagte:

„Kennen wir uns nicht bereits? Ich wüßte im Augenblick allerdings nicht — —“

Da nannte Hermann seinen Namen und fügte in kurzen Worten Zeit und Umstände ihrer ersten Begegnung hinzu.

„Richtig!“ erwiderte sie. „Ich entsinne mich ganz genau. Aber nun bitte ich Sie erst recht, das Ihnen zukommende Siegeszeichen in Empfang zu nehmen!“

Da fand Hermann den Mut zu der Bitte, es als Andenken an jene Begegnung am Weihnachtsabend zu behalten.

Ohne Besinnen nahm sie das an und reichte ihm die Hand.

„Übrigens,“ fügte sie hinzu, „so wie Sie, heißt auch ein junger Doktor, der Mitarbeiter meines Vaters ist. Sind Sie vielleicht mit dem verwandt?“

Dabei lenkte sie ihr Pferd im Schritt zu der Gesellschaft zurück, durch die Frage ihn auffordernd, sie zu begleiten. Hermann hatte sich nur mit seinem Namen vorgestellt, ohne seinen Titel hinzuzufügen.

„Der bin ich selber!“ entgegnete er.

„Das ist ja famos!“ rief sie aus, ihn sich nun genauer ansehend. „Aber warum sieht man Sie denn nie bei uns?“

„Das liegt wohl nicht an mir, mein gnädiges Fräulein! Ich habe Ihnen, das heißt Ihren werten Eltern, meinen Besuch schon längst gemacht, aber Sie waren wohl damals noch auf Reisen.“

Ehe Elisabeth etwas erwidern konnte, waren einige Herrschaften der Gesellschaft herzugeritten und beglückwünschten sie zu ihrem Siege.

„Hier steht der Sieger!“ sagte sie auf Hermann zeigend, ihn dabei den Bekannten vorstellend. „Nur seiner Ritterlichkeit verdanke ich meinen sogenannten Sieg!“ Dabei sah sie Her-

mann mit dem gleichen Blicke an, der damals am Weihnachtsabend sein Herz getroffen hatte. Nicht minder tief traf ihn nun dieser zweite Blick.

Inzwischen waren Diener herbeigeeilt und nahmen die Pferde der nunmehr absitzenden Herren und Damen in Empfang. Man begab sich zu Fuß nach einer im Freien aufgestellten Tafel, auf der Tee, Punsch, Schnäpse und ein leichter Imbiß für die Herrschaften bereit standen. Eine Kapelle spielte leichte Weisen und brachte der Siegerin bei ihrem Nahen einen Tusch.

An dem Tische saß patschnaß, in einen Ulster gehüllt der Baron. Eifrig sprach er dem heißen Tee und Kognak zu. Der Spott, den er von allen Seiten erntete, schien ihn mit großer Genugtuung zu erfüllen. Er kam sich ungemein wichtig vor und sah mit Behagen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. Seiner Braut rief er schon von weitem ein „Gratuliere!“ zu, und als sie an den Tisch trat und ihn spöttisch fragte, wie ihm das Bad bekommen sei, erhob er sich und küßte ihr, ein Kaviarbrödchen kauend, die Hand.

„Fi donc!“ zürnte Elisabeth, ihm dabei einen leichten Backenstreich gebend, den er mit selbstgefälligem Grinsen quittierte.

Es fiel Hermann auf, daß Elisabeth ihn dem Baron nicht vorstellte, trotzdem er in ihrer unmittelbarer Nähe stand. Um halbe Haupteslänge überragte Hermann Elisabeth, während der Baron fast eine Hand breit kleiner als sie war.

„Übrigens, Ellichen,“ sagte der Baron, bei dem sechsten Kaviarbrödchen, nachdem er bereits den ebensovielten Kognak hinabgekippt hatte, „ich hab' mir meinen Wagen kommen lassen und fahre schleunigst heim, um wieder was Trockenes auf den Leib zu bekommen. Ich hoffe, du begleitest mich!“

„Laß dich nicht stören!“ lautete die etwas gereizte Antwort. „Ich reite!“

„Bong!“ hustete der Baron, sich dabei verschluckend.

„Aber wer bringt dich nach Hause?“

„Wird sich finden. Im Notfall ist ja Wilhelm da.“ Sie meinte damit ihren Reitdiener.

„Schön! Du bist mir doch nicht etwa böse, Kindchen?“

„I wo wer ik denn!“ berlinerte das „Kindchen“ zurück, sichtlich erfreut, ihn los zu werden.

„Na, dann empfehle ich mich. Und grüße, bitte, Mama und Papa!“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Baron von seiner Braut und nach allen Seiten grüßend, bestieg er seinen zwanzigpferdigen Wagen, der bereits in unmittelbarer Nähe ratterte.

Eine halbe Stunde später aber ritt Hermann Kämpfer, Glückstaumel im Herzen, an der Seite Elisabeths durch den Herbstwald zurück.

15.

Bereits am übernächsten Tage erhielt Hermann von der Kommerzienrätin eine Einladung zum Tee. Der Burghamersche Kraftwagen holte ihn dazu von seinem Geschäftszimmer ab. Elisabeth empfing ihn. Er war der einzige Gast. Kurze Zeit darauf erschien die Kommerzienrätin, eine halbe Stunde später der Baron. Der war nicht wenig erstaunt, den „Studenten“ so unerwartet wiederzusehen und noch dazu am Familientische seiner Schwiegereltern! Bei der Schnitzeljagd hatte er ihn im roten Rock nicht erkannt, am allerwenigsten ihn in dem sportgeübten Reiter vermutet. Seinem Erstaunen und Mißbehagen über die unerwartete Begegnung gab er deutlich Ausdruck. Wo er denn seinen „Schmiß“ gelassen hätte, fragte er boshaft. Ruhig erklärte Hermann, er habe damals nur eine ganz oberflächliche Schramme bei einem Schi-Unfall davongetragen, die längst wieder spurlos verheilt sei. Als Elisabeth aber Hermann als den Erfinder des neuen Färbeverfahrens und als den erfolgreichen Geschäftsteilhaber ihres Vaters vorstellte, da mußte er wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen. Elisabeth jedoch war von solch unbefangener, ausgelassener Fröhlichkeit und so zärtlich bräutlich um ihn bemüht, daß er seine Laune bald wiederfand. Hermann litt dabei Höllenqualen. Er durchschaute nicht das wohlberechnete Spiel des schönen Mädchens, ihn eifer-

süchtig zu machen, denn daß Hermann sie liebte, war ihr natürlich nicht entgangen. Diesen Triumph kostete sie aus und war mit echt weiblicher Grausamkeit bestrebt, ihn auf die Spitze zu treiben.

Unvermögend, ein Wort zu sprechen, saß Hermann da als steinerner Gast. Da traf ihn plötzlich wieder derselbe Blick, der ihm am Weihnachtsabend alle Schleusen der Seligkeit geöffnet und am Schlusse der Schnitzeljagd von neuem das Herz in Flammen gesetzt hatte. Sie wußte den Baron um eine Gefälligkeit zu bitten. Als er sich auf einige Sekunden ins Nebenzimmer entfernte, legte sie anscheinend harmlos in Gegenwart ihrer Mutter ihre Hand auf die Hermanns, sah ihm tief in die Augen und sagte im Tone innigster Anteilnahme „Doktorchen, was haben Sie nur?“

Hermann verging Hören und Sehen. Nur mit äußerster Mühe vermochte er seine Erregung zu meistern. Am liebsten wäre er aufgesprungen und davongeeilt, trotzdem er fühlte, wie lächerlich er sich dadurch machen mußte.

Als der Baron wieder eintrat, nahm Elisabeth ihre Hand fort und legte einige Leckerbissen auf Hermanns Teller. „Süßigkeiten lieben Sie wohl nicht, Herr Doktor?“ sagte sie unbefangen. Und nun wendete sie das Spiel. Von nun an war sie nur noch Aufmerksamkeit für Hermann, reichte ihm Dörrbrot und Kaviar, strich ihm ein Butterbrot, süßte ihm den Tee und übersprudelte ihn mit Neckerei und Fröhlichkeit.

Als der Baron ironischen Tons fragte, ob er vielleicht auch noch um eine Tasse Tee bitten dürfe, sagte sie:

„Bedien' dich mal selber, Dickerchen! Ich muß für die Firma sorgen. Das hat mir Papa ganz besonders ans Herz gelegt.“

Nun konnte auch Hermann nicht mehr stumm bleiben. Zusehends taute er unter den Sonnenblicken des fröhlichen Mädchens auf und nach kurzer Zeit beteiligte er sich lebhaft an der Unterhaltung.

Elisabeth, auf allen Gebieten gesellschaftlichen Geplanders gewandt, brachte das Gespräch auf die Naturwissenschaft. Sie legte ihr so hohe Bedeutung bei, daß sie dieses Wissensgebiet zur Grundlage der gesamten Erziehung gemacht sehen wollte.

Lebhaft widersprach dem Hermann.

„Sie wollen also das Zufällige, das Nebensächliche, das ewig sich Wandelnde zur Grundlage der Menschenbildung machen? Würden Sie denn ein Haus auf rollenden Sand bauen oder auf wehenden Schnee?"

„Sie verstehen mich offenbar nicht, Herr Doktor! Ich habe dabei die Naturgesetze im Auge, die doch ewig und unwandelbar sind!"

„Das vermute ich. Aber diese ewigen und unwandelbaren Gesetze entspringen nicht dem Stoffe, den sie beherrschen, sondern dem Geiste, der sie und den Stoff erst erzeugt!"

„Das sagen Sie als Naturwissenschaftler? Ist denn die Materie nicht ewig, ja überhaupt das Einzige, das ewig ist?"

„Die Materie ist das Einzige, das ganz gewiß n i c h t ewig ist. Darüber gibt es für mich nicht den allergeringsten Zweifel, mein gnädiges Fräulein." sagte Hermann mit ruhigem Ernst. „Ewig ist einzig und allein nur der G e i s t! Der Geist ist das Ursprüngliche, das Erste, das Unerzeugte, das Erzeugende. Der Stoff ist das durch Geistbewegung erst Entstandene, das Zweite, das Erzeugte."

Während Elisabeth mit weit geöffneten Augen den Worten Hermanns zuhörte, lachte der Baron laut heraus.

„Bitte, erklären Sie mir das näher, Herr Doktor!" sagte Elisabeth dann sichtlich beunruhigt.

„Zu erklären ist da weiter nichts, mein gnädiges Fräulein. Das ist eine Überzeugung, zu der man durch Studien und Nachdenken im Laufe der Zeit kommt, ohne daß man zu sagen vermöchte, wie."

„Aber diese Anschauung muß sich doch beweisen lassen!" warf Elisabeth ein.

„Beweisen? Läßt sich denn überhaupt eine Weltanschauung b e w e i s e n? Können denn die Materialisten i h r e Weltanschauung b e w e i s e n?"

„Selbstverständlich ist die materialistische Weltanschauung zu beweisen!" warf mit mitleidigem Grinsen der Baron ein. „Sie i s t ja längst bewiesen!"

„Da wäre ich Ihnen recht dankbar, wenn Sie mir diese

Beweise mitteilen wollten, Herr Baron," erwiderte ruhig Hermann.

„Na haben Sie denn nie etwas von Darwin, Häckel und Ostwald gehört?"

„Von Darwin, Häckel und Ostwald kenne ich jede Zeile."

„Na also! Dann kennen Sie ja die Beweise!"

„Verzeihen Sie, Herr Baron! Darwin teilt in seinen Schriften nur eine ungeheure Menge von Beobachtungsmaterial mit. Den von ihm zusammengetragenen Beobachtungstatsachen gibt er nun seine bekannte Erklärung, mit der er, was die Entwicklung der Lebewesen aus niederen zu höheren Formen angeht, zweifellos recht hat. Vor der Entstehung der ersten Lebewesen aber macht auch er ehrfurchtsvoll Halt, und sagt: „Darüber wissen wir nichts!" Diese Darwinsche Entwicklungslehre widerspricht auch ganz und gar nicht der idealistischen Anschauung, daß der Geist das Erzeugende und der Stoff das Erzeugte sei! Sie ist ganz im Gegenteil eine ihrer stärksten Stützen! Der Geist ist es eben, der aus dem Stoff erst die organische Form wirkt und sie von Stufe zu Stufe zu immer höherer Entwicklung führt, bis er schließlich im menschlichen Körper sich die Wohnung gebaut hat, in der er zu hausen vermag, um seine irdische Aufgabe zu erfüllen. Mit Händen ist der Plan, nach dem der Geist wirkt, ja zu greifen! Nehmen Sie irgendein Werk über die neuesten Ergebnisse der biologischen Wissenschaft zur Hand, so stoßen Sie auch bei materialistischen Forschern auf die Anschauung, daß das, was der Zelle den Anstoß zum Sichverändern und -entwickeln gibt, ein geheimnisvolles Etwas sein muß, das materiell nicht zu erklären und zu begreifen ist! Aber Häckel und sein physikalisch-chemischer Eideshelfer Ostwald stellen hierüber so ganz willkürliche, einseitige, völlig unerweisliche Behauptungen auf, daß sie von einem besonnenen und leidenschaftslos denkenden Verstande nicht ernst genommen werden können. Nein, mein sehr verehrter Herr Baron, es bleibt schon bei dem, was Kant uns gelehrt und *bewiesen* hat, daß sich eine bestimmte Weltanschauung nämlich überhaupt nicht *beweisen* läßt! Eine bestimmte Weltanschauung *hat* man oder *hat man nicht*! *Beweisen*

läßt sie sich nicht, die materialistische ebenso wenig wie die idealistische! Aber die idealistische, der ich anhänge, hat den Vorteil, daß sie nicht zu Widersprüchen führt, sondern eine einheitliche Vorstellung des Weltganzen und seines Sinnes und Zweckes ermöglicht, während die materialistische solche Sinnwidrigkeiten zur Voraussetzung und Folge hat, daß nur kritiklose Narren ihr anhängen können!“

„Na erlauben Sie' mal, Herr Doktor! Ich bin auch Anhänger des Materialismus!“ entgegnete sozusagen sprachlos der Baron.

„Dafür sind Sie und nicht ich verantwortlich,“ erklärte mit ruhigem Lächeln Hermann.

Der Baron wollte gereizt etwas erwidern, aber Elisabeth ließ ihn nicht dazu kommen.

„Sie müssen mir zunächst erklären, wie gerade Sie als Naturwissenschaftler zu solch eigenartigen Ansichten gekommen sind!“ warf sie ein.

„Das mag daran liegen, daß ein Fachmann, der mit offenen vorurteilslosen Augen die Naturwissenschaft betreibt, eher die Grenzen zu erkennen vermag, die dieser scheinbar allvermögenden Wissenschaft gezogen sind, als der Laie, der sich leicht verblüffen läßt.“

„Welches sind diese Grenzen? Bitte erklären Sie mir das!“ sagte in ehrlicher Wißbegierde und leidenschaftlicher Ungeduld Elisabeth.

„Das ist sehr einfach, mein gnädiges Fräulein! Die Naturwissenschaft kann aus der Materie, also aus dem Nebensächlichen, dem Zweiten, dem Erzeugten, nicht heraus. Sie kann nur die Beziehungen erforschen, die zwischen Stofflichem bestehen, nur die Gesetze, die innerhalb des Stofflichen und für das Stoffliche gelten. Aber zum eigentlich Seienden, zum Ursprünglichen, zum Ersten, zum Nichterzeugten, zum Ewigen, mit einem Wort zum Geistigen vermag sie niemals vorzudringen. Aber auch ihr eigentliches Gebiet, das Stoffliche, ist ihr nur in allerbeschränktestem Maße zugänglich. Nämlich nur insofern, als es unsern Sinnen zugänglich ist. Unsere Sinne vermögen aber nur einen ganz winzigen Bruchteil der Erscheinungswelt wahrzunehmen. Das ist Ihnen doch wohl bekannt!“

„Nein, nein! Das ist mir gar nicht bekannt! Bitte erklären Sie mir das weiter!"

„Ich denke doch, Sie haben sich mit Naturwissenschaft so eingehend befaßt, mein gnädiges Fräulein?"

„Was man so in der Schule oder im Hörsaal gleichsam im Vorbeigehen aufschnappt. Zu einem regelrechten Studium habe ich es nie gebracht," bekannte mit rückhaltlosem Freimut Elisabeth.

Nur zu gern erfüllte Hermann ihre Bitte und fuhr fort: „Das ist Ihnen doch jedenfalls bekannt, daß die Töne Schwingungen der Luft sind?"

„Gewiß. Aber ganz klar ist mir das eigentlich auch nicht!"

„Das wird Ihnen rasch klar sein, passen Sie mal auf!"

Und nun erklärte ihr Hermann an einer Geige die akustischen Grundgesetze und kam zu dem Ergebnis:

„Jeder Ton wird also erzeugt durch Luftbewegungen, die, durch einen schwingenden Körper hervorgerufen, unser Ohr treffen. Und zwar entspricht jedem Tone eine ganz bestimmte Anzahl von Schwingungen in der Zeiteinheit. Diese nennen wir Schwingungszahl. Je größer die Schwingungszahl, um so höher der Ton, je kleiner die Schwingungszahl, um so tiefer der Ton. Unser Ohr vermag aber nur solche Luftschwingungen als Töne zu hören, deren Schwingungszahl ungefähr zwischen dreißig und sechsunddreißigtausend in der Sekunde liegt. Alle Luftschwingungen, d. h. Töne, die über oder unter dieser Grenze liegen, vermag das Ohr nicht zu empfinden, sie bestehen also für uns praktisch gar nicht. Und genau dasselbe gilt nun für die Schwingungen des Äthers, welche die Licht- und Farbenempfindungen in uns hervorrufen. Unser Auge ist nur eindrucksfähig für die Farben, die innerhalb der Grenzen des Regenbogens liegen. Alle Lichtschwingungen, d. h. Farben jenseits dieser Grenzen nehmen wir überhaupt nicht wahr. Daß aber außerhalb dieser Grenzen noch eine ganz unendliche Flut von Farben besteht, erkennen wir daran, daß sie lichtempfindliche Platten angreifen, also photographiert werden können. Und ähnlich steht es mit unsern übrigen Sinnen. Es gibt über das

Gebiet unserer Sinne hinaus eine ganze Unendlichkeit von Erscheinungen, die wir eben nicht wahrnehmen können, weil uns die Sinne dafür fehlen, ja wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß die eigentliche Welt der Erscheinungen überhaupt jenseits unserer Sinne liegt, und daß unsere Sinne uns nur einen ganz verschwindenden Bruchteil der Erscheinungswelt überhaupt vermitteln. So z. B. vermögen wir ja auch Elektrizität, Magnetismus, Röntgenstrahlen usw. nicht unmittelbar wahrzunehmen. Von diesen Erscheinungen erhielten wir ja nur zufällig dadurch Kenntnis, daß sie andere Erscheinungen hervorzurufen vermögen, die für uns sinnlich wahrnehmbar sind, wie z. B. das Ablenken der Magnetnadel durch den galvanischen Strom, das Anziehen von Eisenfeilicht durch den Magneten usw. Stellen Sie das ganze Gebiet der Naturerscheinungen durch eine Kreisfläche dar, deren Durchmesser Sie beliebig groß wählen können, so entspricht der unserer unmittelbaren und mittelbaren Wahrnehmung zugängliche Teil dieser Kreisfläche einem winzigen Punkte, den sie irgendwo auf ihr anbringen. So winzig und so unbestimmt ist der durch die Naturwissenschaft uns zugängliche Teil der Erscheinungswelt. Dabei ist es noch sehr fraglich, ob Sie berechtigt sind, den Punkt mit dem Mittelpunkte der Kreisfläche zusammenfallen zu lassen. Denn auf unsere Sinne ist natürlich ganz und gar kein Verlaß, da sie uns ja nicht die Dinge und Tatsachen *selber* widerspiegeln, sondern nur den *Eindruck*, den sie von den Dingen und Tatsachen empfangen. Es gibt ja Menschen, die statt rot grün empfinden und umgekehrt. Und es besteht kein Zweifel, daß wir ein ganz anderes Weltbild wahrnähmen, wenn sich die Empfindungsschwelle unserer Sinne auch nur um ein Geringes verschöbe. Es bedürfte auch nur einer geringfügigen Umschaltung unserer Sinne, um zu bewirken, daß wir Farben hören und Töne sehen, fühlen oder riechen."

„Das ist ja alles geradezu wunderbar!" rief Elisabeth sichtlich ergriffen aus.

Der Baron aber sagte mit überlegenem Lächeln:

„Sie werden doch nicht bestreiten wollen, daß wir die Riesenfortschritte der letzten Jahrzehnte, die ganze ungeheure Größe der

modernen Kultur einzig und allein der Naturwissenschaft verdanken!“

„Kultur? Wir haben ja gar keine Kultur! Wir haben ja nur eine Zivilisation! Eisenbahnen, Dynamomaschinen, Kraftwagen, Riesendampfer, Luftschiffe, Funkentelegraphen und was Sie mir noch alles anführen wollen, sind doch nicht Leistungen der Kultur, sondern nur der Zivilisation! Wesentlich sind diese Leistungen nicht verschieden von dem, was auch die Ameise und die Biene leistet! Und in kultureller Hinsicht haben uns diese Erfindungen doch zweifellos nicht vorwärts, sondern ein ganz erhebliches Stück zurückgebracht, da sie uns immer tiefer in den Materialismus hineingeführt haben, statt uns ihn überwinden zu lassen! Denn alle diese Erfindungen beweisen doch, daß der Geist und nicht der Stoff die Führung hat!“

„Na erlauben Sie 'mal, Herr Doktor! Sie haben ja geradezu barbarische Ansichten!“

„Kann ich nicht finden,“ erwiderte mit ruhigem Lächeln Hermann Kämpfer.

„Na was verstehen Sie denn eigentlich unter Kultur?“

„Unter Kultur verstehe ich die Betätigung und zielbewußte Pflege alles Menschlichen unter dem Gesichtspunkt, daß der Mensch ein geistiges Wesen ist, das gotterschaffen aus der Ewigkeit kommt und wieder in die Ewigkeit zurückkehrt. Volklicher und staatlicher Zusammenschluß, soziale Fürsorge, Wissenschaft, Technik, Politik, Krieg und alles was damit zusammenhängt, entspringen nur den rein vegetativen Trieben, die der Mensch auch mit dem Tiere gemein hat. Kulturell wertvoll werden sie erst, wenn sie der bewußten Pflege des Göttlich-Geistigen im Menschen dienen. Mit Religion und Kunst, die beide demselben metaphysischen Urgrunde unseres Wesens entspringen, fängt der Mensch erst an. Der Idealist ist der wahre Realist, weil er Kern und Wesen der Erscheinungswelt ins Auge faßt, der Materialist aber ist der Ewigbetrogene, weil er das Unwesentliche für das Wesentliche hält.“

„Sie sind also tatsächlich der Ansicht, daß der Mensch eine sogenannte unsterbliche Seele hat?“ erwiderte mit mitleidigem Lächeln der Baron.

„Das ist nicht nur meine Ansicht oder auch nur meine Überzeugung, sondern das ist meine tiefinnerliche Gewißheit. Abgesehen davon ist es das Einzige, was dem Leben Sinn und Zweck und Ziel zu geben vermag. Aber auch ganz losgelöst von solch einem Lebenszweck, bin ich tief von dieser Gewißheit durchdrungen."

„Wahrhaftig?" fiel mit freudigem Erstaunen Elisabeth ein.

„Wie können Sie nur daran zweifeln, mein gnädiges Fräulein! Sehen Sie doch nur einmal zum Sternenhimmel auf! Steigen Sie doch nur einmal in die Tiefe Ihres Herzens hinab! Werfen Sie auch nur einen einzigen nachdenklichen Blick in die Welt der Krystalle, Pflanzen und Tiere, in die unfaßliche, unbegreifliche, planvolle Harmonie, die alle diese Erden- und Sternenwelten durchdringt und zu einem einzigen großen, sinnvollen und erhabenen Gedanken formt! Können Sie dann daran zweifeln, daß ein vernünftiger Wille das alles geschaffen hat, und könnte dieser Wille vernünftig sein, wenn Sie nicht unsterblich wären? Hätte denn sonst unser Dasein einen Sinn und hätten diese ungezählten Sternenwelten einen Sinn? Oder sind Sie so kurzsichtig zu glauben, daß nur der Stern, auf dem wir wohnen, von vernünftigen Wesen bevölkert ist, und daß die zahllosen Sonnen des Fixsternhimmels mit ihren Planeten und Trabanten, das ganze Milliardenheer der Milchstraße nur ein Zeitvertreib für Gelehrte und Narren ist?"

„Ja, ja, Sie haben recht!" rief Elisabeth aus. Wenn ich mir das manchmal so ganz unvermittelt denke, dann ist es auch mir eine innere Gewißheit, dann kann auch ich nicht daran zweifeln!"

„Na sehen Sie!"

„Du wirst doch nicht an solche Hirngespinnste glauben, Ellichen!" rief nun der Baron ärgerlich dazwischen. „Das ist doch nichts als phantastische Träumerei, bei der der Wunsch der Vater des Gedankens ist! Wäre ja ganz schön die Schose, wenn sich's so verhielte! Aber einen Schlag vor den Schädel, und aus ist's mit uns und mit dem Traum!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß es dann aus ist mit uns?"

„Mein Verstand!"

„Dann kann mir Ihr Verstand leid tun, Herr Baron!“

„Und mir der Ihre!“ erwiderte aufstehend, sehr gereizt Herr v. Werheim.

„Edgar!“ rief Elisabeth ihn zurechtweisend.

„Tut mir leid!“ sagte dieser, erregt auf und ab gehend. „Aber ich muß doch sehr bitten!“

Hermann suchte ihn zu begütigen:

„Verzeihen Sie meine Schroffheit, Herr Baron, und gestatten Sie mir noch ein ruhiges Wort!“

„Bitte!“ klang es unfreundlich zurück.

„Wir wollen unterscheiden zwischen Verstand und Vernunft. Ich weiß nicht, ob Sie Kant studiert haben,“ fuhr nun sehr ruhig Hermann fort.

„Kant, Kant! Wer ist Kant!“ rief der Baron sehr ärgerlich aus, mit den Händen dabei durch die Luft fuchtelnd. „Kant ist ein oller langweiliger Moraltrompeter, mit dem ich nichts zu schaffen haben will!“

„Dann werden wir uns allerdings schwer verständigen,“ sagte mit gleichmäßiger Ruhe Hermann. „Aber vielleicht haben Sie Plato gelesen, der den Verstand ein irdisches, die Vernunft aber ein göttliches Erzeugnis nennt?“

„Bleiben Sie mir doch um Gotteswillen mit diesen öden Papierphilistern vom Leibe! Ich habe jus studiert und Cameralia und damit Punktum! Ich bin ein praktischer Mensch, der das Leben praktisch ansieht und kein Phantast! Zu derartigen brotlosen Künsten habe ich weder Lust noch Zeit!“

„Aber ich möchte mich über diese Dinge näher unterrichten,“ sagte Elisabeth. „Bitte, Herr Doktor, erzählen Sie mir etwas von Kant und Plato!“

„Erzählen?“ erwiderte Hermann lächelnd, „mit einfachem Erzählen kommen wir da nicht durch. Um Plato und gar erst Kant zu verstehen, dazu ist ein sehr folgerichtiges Studium nötig. Aber ich mache Ihnen den Vorschlag, daß wir zusammen einige Kapitel aus den Schriften dieser Geistesgroßen lesen, dann werden wir schon weiter kommen!“

„Herrlich, einfach herrlich!“ rief freudestrahlend Elisabeth. „Wann fangen wir damit an?“

„Sobald es Ihnen genehm ist, mein gnädiges Fräulein!“

„Das ist ja unbeschreiblich schön! Dann wollen wir doch gleich morgen damit beginnen! Kommen Sie bitte morgen wieder zum Tee und überhaupt jeden Tag! Dann lesen wir täglich eine Stunde zusammen und Sie erklären es uns!“ rief begeistert Elisabeth aus. Dann wandte sie sich unvermittelt an den Baron: „Du machst doch mit, Dickerchen?“

„Ich denke gar nicht daran!“ lautete die ärgerliche Antwort.

„Schön! Dann lesen wir eben mit dem Herrn Doktor allein! Nicht wahr, Mama?“

Die Kommerzienrätin, die, mit einer Handarbeit beschäftigt, mit stiller, aber reger Anteilnahme der Unterhaltung gefolgt war, sah fragend den Baron an.

„Na erlaube 'mal, Elli! Das geht doch wohl nicht gut!“ sagte dieser sehr formell.

„Warum soll das nicht gehen? Willst du mir etwa Vorschriften machen oder gar verbieten, mich weiterzubilden?“

„Das liegt mir völlig fern! Aber —“

„Na bitte, was aber?“

„Was meinst du dazu, Mama?“ wandte sich nun der Baron an die Kommerzienrätin.

„Ich meine, das kann recht interessant werden und du müßtest uns den Gefallen tun, dabei zu sein.“

„So!“ seufzte der Baron. „Na schön! Allzulange wird die Begeisterung für diese neue Sache ja doch nicht vorhalten!“

„Ich hoffe sogar, Sie selber werden Geschmack an diesen Studien finden,“ sagte mit ehrlicher Herzlichkeit Hermann. „Als zukünftiger Minister müßten Sie übrigens von Plato doch wenigstens seine Abhandlung über den Staat und die Gesetze kennen!“ fügte er noch mit leichter Ironie hinzu.

„Darüber hat er auch was geschrieben?“

„Allerdings! Ich würde vorschlagen, wir lesen zunächst die schönsten Kapitel aus ‚Phädon‘, ‚Phädros‘ und dem ‚Gastmahl‘, über die Unsterblichkeit, die Schönheit und die Liebe, dann die grundlegenden Kapitel aus dem ‚Staat‘ und den ‚Gesetzen‘. So werden Sie am raschesten eine Vorstellung von Platos Ideenwelt bekommen.“

„Na schön, bin wirklich begierig!"

„Inzwischen möchte ich, was unser Dasein vor unserer Geburt und nach unserem Tode angeht, mich nochmals an Ihre Vernunft wenden. Wollen Sie mir bitte noch einige Sekunden Aufmerksamkeit schenken?"

„Bitte ja! Was wollen Sie sagen?" erwiderte eifrig Elisabeth an des Barons Stelle. Dieser hatte sich inzwischen wieder gesetzt und schaute nun mit spöttischer Überlegenheit drein.

„Sie wissen doch, was eine Sternschnuppe ist!" wandte sich Hermann nun an Elisabeth.

„Das weiß ich nun tatsächlich! Das sind Trümmer von Himmelskörpern, die durch die Atmosphäre unserer Erde fliegen und dabei infolge der Reibung mit der Luft glühend werden."

„Ganz richtig. Nun stellen Sie sich einmal einen ganz einfachen, ungebildeten Menschen vor, der von Physik und Astronomie keine Ahnung hat, vielleicht einen Urmenschen, der zum ersten Mal eine Sternschnuppe sieht. Wenn er ganz oberflächlich beobachtet, wird er zunächst glauben, ein Stern sei vom Himmel gefallen. Beobachtet er aber richtig, so erkennt er, daß sich nicht irgendein Stern plötzlich in Bewegung setzt, sondern daß am Nachthimmel ein leuchtender Punkt neu entsteht, eine bestimmte Strecke am Himmel zurücklegt und dann wieder erlischt. Ein solcher naiver und roher Mensch wird sich natürlich gar keine Vorstellung von dem Wesen der Erscheinung machen können, er wird glauben, sie sei mit der sinnlichen Wahrnehmung der leuchtenden Strecke erschöpft. Er wird nicht auf den Gedanken kommen, daß die kurze Strecke, die jener leuchtende Punkt am Himmel zurücklegt, eine Fortsetzung ins Unendliche über den Anfangs- und Endpunkt der Bahn hinaus hat. Hunderttausendjährige Geistesarbeit war erst noch erforderlich, die Natur dieser Himmelserscheinung zu ergründen."

„Oh, dieses Bild verstehe ich sehr gut!" rief Elisabeth entzückt aus. „Die Bahn, welche die Sternschnuppe vor ihrem Eintritt in die Erdatmosphäre zurücklegt, ist unser Leben vor der Geburt. Die Bahn nach dem Erlöschen ist unser Leben nach

dem Tode, und die leuchtende Strecke selber dieses unser irdisches Leben! Ja, Sie haben recht! So eine Sternschnuppe ist der Mensch!“

„Das haben Sie richtig verstanden, mein gnädiges Fräulein! Wenn wir annähmen, der Mensch entstehe erst mit der Geburt und vergehe wieder mit dem Tode, so machten wir denselben Fehler wie ein Astronom, der das Dasein der Sternschnuppe auf ihr leuchtendes Bahnstück beschränken und sie für eine nur atmosphärisch-irdische, statt kosmische Erscheinung halten wollte. Wenn wir das Dasein des Menschen nur in Betracht ziehen, soweit es im Lichte des sinnlichen Bewußtseins erscheint, so begehen wir den schweren Irrtum, ihn nur als ein irdisches Problem anzusprechen, während er ein kosmisches ist.“

„Alles ganz schön! Fehlt nur der Beweis!“ spottete der Baron. „Bei der Sternschnuppe weiß ich, daß es sich so verhält, denn ihre Bahn kann man aus dem irdischen Bruchstück berechnen! Im Falle des Menschen aber ist doch alles bloße Vermutung!“

„Gestatten Sie, daß ich Sie auf einen Denkfehler aufmerksam mache, Herr Baron! Um aus dem irdischen Bruchstück der Sternschnuppenbahn die kosmische Bahn zu berechnen, müssen Sie doch erst die Voraussetzung machen, daß die Bahn ins Kosmische weitergehe, sonst hätte Ihre Berechnung doch gar keinen Sinn und könnte überhaupt gar nicht stattfinden! Zur Erkenntnis der Sternschnuppenbahn kommen Sie also durch eine reine Gedankentat! Und trotz der genauesten Berechnung können Sie die Sternschnuppenbahn doch niemals sehen! Sie *schließen* ja nur aus Ihrer Beobachtung und Berechnung auf das Dasein der Sternschnuppenbahn! Berechnen heißt doch, aus einer ganz bestimmten Lage auf eine andere schließen! Genau das Gleiche aber tun Sie nur, wenn Sie aus der irdisch bedingten Lage des Menschen auf seine kosmische schließen! Und diesen Schluß müssen Sie mit derselben Notwendigkeit tun, wie jenen astronomischen, wenn Sie zu einer ebenso befriedigenden Lösung, wie im Falle der Sternschnuppe kommen wollen! Ganz abgesehen davon aber haben wir im Falle des Menschen *Beweise*, während wir im Falle der Sternschnuppe immer auf

die Richtigkeit unserer Voraussetzungen und Berechnungen angewiesen sind!"

„Na auf diese Beweise bin ich gespannt!" spottete der Baron.

„Sie sind doch Christ, Herr Baron?"

„Was wollen Sie damit sagen?" entgegnete nervös Herr v. Werheim.

„Nichts anderes als was die Frage bedeutet, ob Sie sich zur Lehre Christi bekennen?"

„Was heißt bekennen? Natürlich bekenne ich mich dazu! Das heißt, ich mache gerade keinen lebhaften Gebrauch davon, aber ganz selbstverständlich bin ich Christ!"

„Na, dann kennen Sie ja die Beweise!"

„Wieso?"

„Ich meine die Beweise, die uns Jesus Christus gegeben hat durch seine ganze Persönlichkeit, sein Leben, seine Lehre, sein Leiden und sein Sterben!"

„Wie?" fragte gedehnt der Baron mit einem an Entsetzen grenzenden Staunen. „Sie glauben als moderner Mensch doch nicht etwa an die Fabeleien, daß Christus wirklich gelebt hat?"

„Glauben? Wieso habe ich denn die Wahl an die Existenz Christi zu glauben oder nicht zu glauben? Ebenso gut könnten Sie mich fragen, ob ich an die Wirklichkeit der Sonne glaube. Eine ganze Welt brach zusammen unter der Erscheinung Christi, eine ganze neue Welt wurde aus ihm geboren, und Sie zweifeln daran, daß er wirklich gelebt hat? Von dem Zeugnis der Evangelien und der Augenzeugenschaft des Johannes, die ja heute sogar die skeptische Wissenschaft anerkennt, gar nicht zu reden! Aber gut! Nehmen wir ein anderes Beispiel. Etwa die christlichen Märtyrer oder Giordano Bruno oder wenn Sie vom Christentum ganz absehen wollen, denken Sie an Sokrates. Oder zweifeln Sie etwa auch daran, daß Sokrates gelebt hat und für seine Überzeugung gestorben ist?"

„Sokrates ist zweifellos eine geschichtliche Persönlichkeit und daß er für seine Überzeugung gestorben ist, steht auch fest. Aber was beweist das?"

„Das beweist, daß der unsichtbaren Welt ebensolche

praktische Wirklichkeit zukommt wie der sichtbaren! Ja eine weit höhere und stärkere Wirklichkeit, denn sonst wäre sie doch nicht imstande, den Sieg davonzutragen über die sichtbare Welt!"

„Das beweist doch höchstens, daß diese Menschen an närrischen Fiktionen zugrunde gingen!"

„Sie halten sich an bloße Worte, statt an die Tatsachen!" fuhr Hermann Kämpfer mit unbeirrbarem Gleichmute fort. „Ob Sie das, was die Leute befähigte, ihr Leben für ihre Überzeugung zu lassen, nun Fiktion oder Narrheit, Überzeugung oder Pflicht oder sonst irgendwie nennen, Tatsache bleibt doch, daß in ihnen eine Kraft lebendig war, der die Außenwelt unterlag. Und in dem einfachsten Freiwilligen, der sein Blut fürs Vaterland verspritzt, muß irgend etwas unerhört Wirkliches lebendig sein, an dem die Sinnenwelt einfach zerschellt, ganz einerlei, ob er sich dessen nun bewußt wird oder nicht! Mit welchen Worten Sie das bezeichnen, darauf kommt es ja gar nicht an! Kraft kann doch nur überwunden werden durch Kraft! Wirkliches nur durch Wirkliches! Sein nur durch Sein!"

„Das mußt du doch einsehen!" rief mit flammenden Wangen Elisabeth ihrem Verlobten zu.

„Gar nichts muß ich einsehen! Absolut nichts! Das ist ja alles verrücktes Zeug! Ich bitte mich empfehlen zu dürfen!"

Mit diesen Worten stand der Baron höchst erregt und verärgert auf, küßte der Kommerzienrätin und seiner Braut die Hand und verabschiedete sich sehr kühl von Hermann. Der Bitte der Kommerzienrätin, doch noch zu bleiben, begegnete er mit der Versicherung, er habe keine Zeit, er müsse zu einer Konferenz ins Ministerium.

Elisabeth machte keinen Versuch, ihn zurück zu halten, ja sie schien sogar über seinen Weggang erfreut. Als Hermann sich aber auch empfehlen wollte, bat sie ihn lebhaft, die Unterhaltung noch fortzusetzen.

Dieser ehrlich herzlichen Aufforderung folgte Hermann nur zu gern.

Elisabeth bat ihn, ihr von seiner Auffassung über die Persönlichkeit Christi etwas Näheres mitzuteilen. Was sie im

Religionsunterricht hierüber erfahren hätte, sei so langweilig und unzulänglich gewesen, daß sie der Sache keine innere Anteilnahme habe abgewinnen können.

Mit Freuden erfüllte Hermann ihre Bitte. Als er aber nach einem Neuen Testament fragte, um an der Hand der lebendigen Worte Christi seine Auffassung darzulegen, da stellte sich heraus, daß in dem kommerzienrätlichen Hause das Gottesbuch überhaupt nicht vorhanden war. Elisabeth wurde feuerrot, als sie nach langem Suchen mit diesem Eingeständnis zurückkam.

Hermann begnügte sich daher zunächst damit, den beiden Damen den Unterschied zwischen den synoptischen Evangelien und dem des Johannes darzulegen und machte den Vorschlag, statt Plato, zunächst die Evangelien gemeinsam zu lesen, da diese ja die Hauptgrundlage für die Unsterblichkeitslehre seien, der gegenüber Plato nur als belangreiche Rhapsodie erscheine.

Der Vorschlag wurde begeistert aufgenommen, und Hermann verabschiedete sich mit einem Ahnen unaussprechlichen Zukunftsglücks.

16.

Als Hermann am nächsten Tage pünktlich zum Tee erschien, war der Baron noch nicht da. Man wartete auch nicht auf ihn, da seine Unpünktlichkeit zur Tagesordnung gehörte, und als er auch nach Einnahme des Tees sich noch nicht zeigte, sagte Elisabeth ungeduldig: „Fangen wir an!"

Hermann hatte sein eigenes Handexemplar des Neuen Testamentes mitgebracht. Es war eine griechisch-deutsche Ausgabe. Der griechische Urtext stand auf der einen, die deutsche Übersetzung auf der anderen Seite. Er liebte es, bestimmte Stellen, deren Ton und Farbe auch durch die beste Übersetzung nicht wiederzugeben ist, im griechischen Urtext zu lesen.

Nun las er den beiden Damen die frohe Botschaft, daß Gott unser Vater ist und wir seine Kinder sind. Daß unsere unsterbliche Seele, geschaffen aus der Liebe Gottes, aber abtrünnig geworden der Liebe Gottes, in diese irdische Leibesfessel

geschlagen wurde, um durch Leid, Erfahrung und Einsicht sich zurückzufinden zu Gott. Daß wir Gotteskinder uns lieben sollen mit derselben Liebe, mit der Gott uns liebt, und daß die Liebe das erste und letzte und einzige aller Gebote ist, das alle anderen in sich schließt. Daß nur Einsicht und Einkehr in diesen unsern tiefinnerlichen Zusammenhang mit Gott und darum Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft gegen unsere Brüder und Schwestern, Liebe, Liebe und nur Liebe uns die Erlösung bringen und den Weg uns zurückfinden lassen kann zu der göttlichen Heimat, der wir entstammen und die wir durch eigene Schuld verloren haben durch die Überhebung und Verblendung unseres von Gott frei geschaffenen Willens. Wieder und immer wieder müssen wir im Fleische geboren werden, bis wir gereinigt und geläutert wieder vollkommen geworden sind, wie uns Gottes Liebe vollkommen geschaffen hatte.

Hermann las mit wohllautender, gleichmäßiger, kraftvoller Stimme, die aber anschwoll wie Orgelton und sich steigerte zum Sturmesbrausen an jenen gewaltigen Stellen, die wie Urweltsdonner den Leser erschüttern:

„Vater ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehedenn die Welt gegründet war. Gerechter Vater, die Welt kennet dich nicht; ich aber kenne dich, und diese erkennen, daß du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen deinen Namen kund getan und ich will ihn kundtun, auf daß die Liebe, mit der du mich liebst, sei in ihnen und ich in ihnen.“

Und:

„Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Frieden habet. In der Welt habet ihr Unruhe und Furcht; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

„Ausgegangen bin ich vom Vater und gekommen in die Welt; und wiederum verlasse ich jetzt die Welt und kehre zurück zum Vater.“

„Und nun verkläre mich du, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war."

Dem ungeheuren Eindruck dieser kosmischen Urworte, ihrer unerhörten Selbstsicherheit konnten sich die beiden Frauen nicht entziehen. Hermann verstärkte die Wirkung noch, indem er sie in den Lauten der Ursprache wiederholte. Noch elementarer und gewaltiger mögen sie im Aramäischen geklungen haben, in der Jesus sie gesprochen.

Stumm und ergriffen lauschten die Frauen. Nach einer Weile fragte Elisabeth, wie es wohl käme, daß wir keine Erinnerung an unser geistiges Leben, das wir bereits vor der Geburt geführt, mit zur Welt brächten.

Das sei ja der Sinn und Zweck dieses Lebens, erwiderte Hermann, daß wir ganz von vorne anfangen müssen, um durch Arbeit und Erfahrung, durch Schmerz und Leid zu neuer Einsicht in unsere eigentliche jenseitige Bestimmung und dadurch zur Einkehr und Umkehr zu gelangen. Aber ohne jede Erinnerung an unser geistiges Vorleben sind wir durchaus nicht! Sie liegt nur im Unterbewußtsein, und oft blitzt und zuckt sie uns wie Ahnung durchs Gemüt! Je verinnerlichter und vergeistigter ein Mensch ist, um so bewußter sind auch seine Beziehungen zu der jenseitigen Welt, der wir entstammen. Plato hat auf diese Beziehungen lange vor Christus hingewiesen. Er geht sogar so weit zu sagen, daß alle unsere Empfindungen und Gedanken, Ideen und Begriffe nur mehr oder weniger klare Erinnerungsbilder aus der geistigen Welt seien, in der wir vor unserer Geburt lebten. Man muß sich vorstellen, daß durch unsere Fleischwerdung gleichsam ein Schleier über unsere Erinnerung an die jenseitige Welt gebreitet wird, der je nach der Entwicklungsstufe des sich verkörpernden Geistes, mehr oder weniger dicht ist. Je geistiger und genialer ein Mensch ist, um so dünner und durchsichtiger ist dieser Schleier. Man kann annehmen, sagte Hermann, daß bei Jesus, der niemals die Freiheit seines Willens zur Abkehr von Gott mißbraucht hatte — im Gegensatz zu uns übrigen „Gottessöhnen", wie Jesus uns ja selber nennt — dieser Schleier so spinnwebfein geblieben war,

daß er auch als Mensch eine fast ungetrübte Erinnerung an sein Leben vor der Menschwerdung hatte, ja daß sie sich in gewissen gesteigerten Augenblicken zum klaren Sehen erhob. Denn der Zweck seiner Menschwerdung war ja nicht, sich selber zu reinigen und zu läutern, um den Weg zu Gott zurückzufinden, sondern uns die Botschaft des Vaters zu bringen, uns auf Sinn und Ziel dieses Erdendaseins aufmerksam zu machen und uns ein mächtiges Vorbild zu sein. Die Auffassung, die heute noch von vielen Christen vertreten wird, daß Jesus durch sein Leiden und Sterben Gott ein Sühneopfer für unsere Sünden dargebracht und dadurch gleichsam eine Art Generalpardon für die ganze sündige Menschheit erwirkt habe, ist natürlich nur eine kritiklose Übertragung barbarischer alttestamentarischer Vorstellungen auf die Lehre Christi. Die in jüdischen Vorstellungen befangenen ersten Christen waren noch nicht fähig, die unerhörte Selbstlosigkeit des Lebens und Leidens Jesu als eines Vorbildes zu begreifen. Sie konnten sich von dem mit dem Opfer verbundenen jüdischen Begriff des „Geschäftes" nicht frei machen. Jesus selber hat derartiges nie gelehrt, wohl aber wiederholt darauf hingewiesen, daß er gekommen sei, uns ein Beispiel zu geben. Der rach- und gewinnsüchtige Judengott Jahwe, der konnte wohl durch Opferspenden versöhnt und zum Abschluß neuer Geschäfte geneigt gemacht werden. Welchen Sinn aber sollten wohl solche Opfer und nun gar noch Todesopfer unserm Gotte gegenüber haben, der doch unser Vater und die Liebe ist?"

„Wie herrlich bringen Sie das alles in natürlichen und leicht begreiflichen Zusammenhang!" rief Elisabeth begeistert aus. „Nun sehe ich all das, was uns in der Schule so unverständlich und widerspruchsvoll erzählt und gelehrt wurde, auf einmal in ganz neuem und klarem Lichte!"

Etwas zweifelsvoller äußerte sich die Kommerzienrätin. Sie fragte, ob denn Hermann auch an die Heil- und Wundertaten Jesu glaube.

„Aber ganz gewiß!" erwiderte Hermann. „Was verstehen wir denn unter einem „Wunder"? So nennen wir doch irgendein Ereignis, das den uns bekannten Naturgesetzen zu wider-

sprechen scheint. Aber kennen wir denn a l l e Naturgesetze und a l l e Naturkräfte? Immer neue werden ja entdeckt! Gestern führte ich Ihnen ja aus, wie ganz verschwindend unsere Naturkenntnis nur ist und immer sein wird! Ein uns als Wunder erscheinendes Ereignis würde alles Wunderbare verlieren, wenn uns die Kräfte und Gesetze bekannt wären, nach denen es sich vollzieht. Wenn ein Magnet ein Stück Eisen den Gesetzen der Schwere zuwider in die Höhe hebt, so würde ein Mensch, der noch nie etwas von einem Magneten gehört hat, diese Erscheinung zunächst als ein „Wunder" ansprechen. Daß Jesus, der in so inniger Verbindung mit dem Vater und der geistigen Welt und allen Daseinsmächten und -Kräften stand, eine ganz ungeahnte Kenntnis auch der Naturkräfte und -Gesetze gehabt hat, ist doch ohne weiteres begreiflich! Solche Heil- und Wundertaten werden ja nicht nur von ihm, sondern auch von andern seiner Zeitgenossen berichtet, ja wir kennen derartige Berichte aus der Geschichte und Literatur aller Völker und Zeiten. Vieles mag daran Dichtung sein, und auch in den evangelischen Berichten über die Heil- und Wundertaten Jesu mag Wahrheit und Dichtung ineinander verwebt sein. Aber wir erleben es ja noch heutzutage, daß in einzelnen Menschen Kräfte und Mächte wirksam sind, die den uns bekannten Naturgesetzen zu widersprechen scheinen. An den Tatsachen der Suggestion und der Hypnose, des Somnambulismus und Spiritismus, der geistigen Fern- und magnetischen Heilwirkung, ist heute längst nicht mehr zu zweifeln. Unsere exakte Wissenschaft beginnt ja bereits sich mit ihnen ernstlich auseinander zu setzen und keineswegs in nur verneinendem Sinne! Daß unsere einseitig materialistische Wissenschaft und ihre Tagespresse an solche Erscheinungen ihre zweifelnden und höhnenden Anmerkungen und Betrachtungen knüpft, ist auch nicht weiter verwunderlich, denn die ganze Weltanschauung und Herrschaft jener sinnengierigen Kreise muß zusammenbrechen, wenn erwiesen wird, daß es ein Jenseits und eine Fortsetzung unseres Daseins nach unserem Tode gibt. Es ist begreiflich, daß diese durch übersinnliche Kräfte hervorgerufenen Tatsachen und Erscheinungen ungebildeten und profitgierigen Menschen Gelegenheit zu Lug und Betrug geben.

Aber an der Wahrheit ihres Kerns kann heute kein besonnener und vorurteilsfreier Mann der Wissenschaft mehr vorüber gehen. Ergötzlich genug ist es anzusehen, mit welcher Verbohrtheit sich die Materialisten auf ihre unzulängliche Erklärungsweise versteifen! Durch Annahme willkürlicher Voraussetzungen und Abgeschmacktheiten, durch Aufstellung neuer gelehrter Wortungeheuer und Begriffsgerüste bilden sie sich ein, Tatsachen zu „erklären", statt an ihnen ihre starren und überlebten Vorstellungen zu berichtigen! Unser Altmeister Goethe hat sich über diese Sorte von Gelehrten und Forschern schon lustig genug gemacht:

„Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein!"

Aber schon Jesus hat ja gegen diese ewig unbelehrbaren Buchstabenreiter und starren Dogmatiker vergeblich angekämpft und ist ihnen sogar zum Opfer gefallen."

„Jesus? Wieso? Wen meinen Sie da?" fragte eifrig Elisabeth.

„Ich meine natürlich die Juden."

Eine flammende Röte ergoß sich über das schöne Gesicht des jungen Mädchens, und auch die Kommerzienrätin schien verlegen. Aber Hermann achtete es nicht.

„Aber Jesus war doch selber Jude!" sagte nun Elisabeth.

„Jesus ein Jude?!" entgegnete Hermann lebhaft. „Eher könnte ein Adler einem Gelege von Kräheneiern entschlüpfen oder eine Hyäne einen Löwen gebären!"

„Aber in den Evangelien ist doch der ganze jüdische Stammbaum des Heilandes angeführt!" warf nun aufs höchste verwundert die Kommerzienrätin ein.

„Das ist natürlich eine fromme Nachdichtung des Evangelisten, der noch ganz im Banne des jüdischen alten Testamentes steht. Das ersehen Sie ja schon daraus, daß sich im Evangelium des Lukas ein ganz anderer Stammbaum findet als im Evangelium des Matthäus. Aber selbst wenn die jüdische Abstammung Jesu durch alle dort angeführten 42 Geschlechter notariell verbrieft wäre, so hielte ich eher diese 42 Notare für Gauner oder

für Opfer einer Gaunerei, als daß ich an die jüdische Abstammung Jesu glauben könnte."

Die beiden Damen sahen Hermann verblüfft an. Er aber fuhr unbeirrt fort:

„Vergegenwärtigen Sie sich doch nur den unüberbrückbaren seelischen Gegensatz, in dem Jesus zu den Juden vom Beginne seines Auftretens an bis zu seinem Tode steht! Hören Sie doch nur, wie er gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, diese Urbilder des Rassejudentums losdonnert!"

Und Hermann griff zum Matthäusevangelium und las aus dem 23. Kapitel die zornesblitzende Rede, die wie Feuerregen auf das „Schlangen- und Otterngezücht" herniederprasselt.

„Können Sie sich eine abgrundtiefere Kluft vorstellen als die, welche zwischen seinem und dem jüdischen Denken und Empfinden gähnt? Jesus ganz Innerlichkeit, Selbstlosigkeit und Wahrhaftigkeit, die Juden die verkörperte Äußerlichkeit, Selbstsucht und Verlogenheit! Sie am starren Buchstaben eines auf lauter Vergänglichkeiten gerichteten Gesetzes klebend. Er sein auf das Ewig-Unvergängliche hinzielende Gesetz ungeschrieben in der Brust tragend! Jesus alles Sinnen und Sehnen, Denken und Handeln auf die Innenwelt richtend, die Juden am Geld und Golde hängend und selbst den Gottestempel zur Wechsler- und Wucherstätte erniedrigend, nur dem erbärmlichen Augenblicke fröhnend, einfach unfähig, seinem hohen Empfindungs- und Gedankenfluge zu folgen! Jesus einen Gott lehrend, der unser gütiger Vater ist, der Urquell aller Liebe und Barmherzigkeit, die Juden sich einen Gott formend, der erbarmungslos auf der buchstabenmäßigen Erfüllung eines rein geschäftlichen Vertrages besteht, wofür er ihnen guten Gewinn verspricht unter der Bedingung, daß er selber mit zehn Prozent daran beteiligt wird. Was hat dieser entsetzliche, rachsüchtige, profitgierige Judengott nicht alles seinem „auserwählten" Volke verheißen! „Alle Völker der Erde sollst du fressen und sollst ihrer nicht schonen!" (5. Mose 7, 16.) „Fremde werden deine Mauern bauen und ihre Könige werden dir dienen!" (Jes. 60, 10—12.) „Du wirst aufsaugen die Milch aller Völker und der Könige Brüste sollen dich säugen!" (Jes. 60, 16.) „Fremde werden

stehen und eure Herden weiden und Ausländer werden eure Ackersleute und Weingärtner sein! Die Güter der Völker werdet ihr verzehren und ihre Herrlichkeit zu eurem Ruhm machen!" (Jes. 61, 5—6.) „An den Fremden magst du wuchern, aber nicht an deinem Bruder, auf daß Jahwe dich segne in allem, was du vornimmst in dem Lande, dahin du kommst, um es einzunehmen!" (5. Mos. 23, 20.) Usw. Schlagen Sie doch das Alte Testament auf, an welcher Stelle Sie wollen, überall offenbart sich das auf Lug und Trug, Geschäft und Gewinn gerichtete religiöse Denken der Juden[1]). Und dieser unersättlichen Hab- und Machtgier setzt Jesus das schlichte Bekenntnis entgegen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Daß die Juden unfähig waren, seine Lehre zu begreifen, das hatte Jesus sehr bald selber erkannt. Zahlreich sind die Stellen der Evangelien, aus denen hervorgeht, wie schmerzlich es ihm war, bei den Heiden größeres Verständnis zu finden als bei ihnen. Das kanaanitische Weib, der Hauptmann von Kapernaum sind Beispiele hierfür. So schickte er auch bald seine Jünger in die Länder der Heiden, während er ursprünglich ihnen geboten hatte, „keine Heidenstraße und keine Samariterstadt" zu betreten, sondern die „verlorenen Schafe vom Hause Israel" zu bekehren. Zu guterletzt drängte sich ihm die Einsicht auf, daß das Reich vom „auserwählten" Volke fortgenommen und den Heiden gegeben werden müsse! „Die Söhne des Reiches aber werden hinausgeworfen werden in die Finsternis draußen" (Matth. 8, 12.). Im Johannesevangelium vollends ist von den Juden dauernd, wie von Fremden die Rede.

Dieser unausgleichbare seelische Gegensatz zwischen Jesus und den Juden kann nur aus dem Gegensatz ihrer Rasse erklärt und begriffen werden, denn die Art unseres Empfindens und Denkens steht nun einmal in innigster Beziehung und Wechselwirkung zu der Art unseres Blutes und Nervenstoffs. Wie ein Schlehdorn immer Schlehen und niemals Äpfel oder Birnen trägt, so kann die köstliche Frucht der Lehre Jesu niemals auf jüdischem Stamme gewachsen sein. Und in der Tat gibt es eine ganze Reihe von Anhaltspunkten, ja Beweisen dafür, daß Jesus nicht Jude sondern Arier oder was dasselbe ist, Indogermane

war. Jude war er nur seiner Erziehung und seinem religiösen Bekenntnisse, aber nie und nimmer seiner Rasse nach!

Hinweise hierauf finden sich bereits in den Evangelien. Jesus stammte aus der nördlichen Provinz Galiläa, diese stand von jeher in einem völkischen Gegensatze zu Judäa. Das „Galiläa der Heiden" nennt bereits der Prophet Jesaias diese Landschaft, und das Wort „Galiläa" selbst bedeutet „Heidengau". Die Galiläer waren in Judäa an ihrer eigentümlichen Aussprache kenntlich. „Du bist ein Galiläer, denn deine Aussprache verrät dich!" sagt die Magd zu Petrus. Dieser ihrer eigenartig klingenden und bei den Juden Lachen erregenden Aussprache wegen waren die Galiläer auch nicht als Vorleser in den Synagogen zugelassen. Sie vermochten z. B. die jüdischen Kehllaute nicht zu sprechen, wie ja die Juden umgekehrt bis auf den heutigen Tag mit unsern arischen Zungenlauten nicht fertig werden. Hebräisch zu lernen, sollen die Galiläer ganz außerstande gewesen sein. Dieses sprachliche Unvermögen aber beruht auf einer rassisch bedingten Verschiedenheit im Baue des Kehlkopfes. Auch die offenbar eine stehende Redensart bildenden Worte, mit denen im Johannesevangelium Nathanael die Botschaft des Philippus begrüßt, „was kann aus Nazareth Gutes kommen?" weisen auf einen scharfen Gegensatz zwischen Judäa und Galiläa hin.

Daß aber die Grundbevölkerung Galiläas nicht jüdischer Rasse war, steht geschichtlich außer Zweifel. Die Juden waren von Süden nach Norden in Palästina vorgedrungen. Aber nicht einmal die zwischen Galiläa liegende Landschaft Samaria war zu Jesu Zeiten völlig judaisiert, und die Samariter galten den Juden als Fremde und Irrgläubige. Von einem Samariter ein Stück Brot anzunehmen galt den Juden dasselbe, als habe er Schweinefleisch gegessen. Auch das bekannte Gleichnis Jesu weist auf den Gegensatz zwischen Juden und Samaritern hin. Die nördliche Grenzprovinz Galiläa, der „Heidengau", galt den Juden schon ganz als Ausland. Diese Landschaft war schon zu König Salomos Zeiten so wenig von Juden bewohnt, daß dieser dem Könige Hiram von Tyrus zwanzig galiläische Städte abtrat als Bezahlung für Materialien, die Hiram zum Tempelbau in Jeru-

salem geliefert hatte. Dieser Vorgang wäre angesichts des völkischen Zusammenhalts der Juden ganz undenkbar, wenn diese Städte von Kindern des auserwählten Volkes bewohnt gewesen wären. In den folgenden Jahrhunderten wurde wiederholt arisches Blut nach dem nördlichen Galiläa verpflanzt: Im achten Jahrhundert vor Christus schickten die assyrischen Herrscher Sargon und Tiglat-Pilaser den Mederfürsten Dejokes als Gefangenen nach dem See Genezareth. Kurz darauf wurde sogar ganz Galiläa einschließlich Samaria von assyrischen Kolonisten besiedelt. Dieses Herrscher- und Herrenvolk aber stand in naher Beziehung zu den Indoariern und muß als eine semitisierte Vorwelle der indogermanischen Völkerflut angesprochen werden. Darüber lassen seine Literatur- und Kunstdenkmäler, die auf uraltes arisches Geistesgut zurückgehen, keinen Zweifel. Hervorgegangen war es aus den rein arischen Sumero-Akkadiern, die von Semiten überflutet, mit diesen verschmolzen. Sie waren es auch, die den Juden die Grundsteine zum Baue des Alten Testamentes lieferten, die diese in ihrer phantasielos nüchternen, jeder Innerlichkeit baren Art für ihre besonderen Zwecke zurechthieben, indem sie die arischen Mythen ihrer tiefen Symbolik entkleideten und sie zur trivialen Chronik herabwürdigten. Ihrem symbolischen Ewigkeitssinn zu begreifen, waren sie einfach unfähig. Die Schöpfungsgeschichte, die Sintflutsage, ja die Psalmen und Weihgesänge des Alten Testamentes haben ihre Ur- und Vorbilder in der babylonisch-assyrischen Literatur, in der sie bereits tausende von Jahren vor Entstehung der jüdischen Bibel enthalten waren! Der Sündenfall, Mann und Weib und Schlange unter dem Baume der Erkenntnis, beflügelte Engelsgestalten sind bereits tausende von Jahren vor Entstehung der Bibel auf babylonisch-assyrischen Tontafeln bildlich dargestellt, ebenso schwebende Gottheiten und geflügelte Sonnenräder, Dämonen und Teufel!"[1])

„Das ist ja erstaunlich!" rief Elisabeth aus. „Und wir werden in dem Glauben erzogen, die Juden seien die Schöpfer dieser Grundlagen der christlichen Religion! Warum nur klärt man uns darüber nicht auf?"

„Ja warum!" warf Hermann ein. „Das unterbleibt wohl

aus demselben Grunde, aus dem man nicht wahrhaben will, daß Jesus selber nicht Jude war. Man fürchtet für die internationale Autorität der Kirche ohne zu bedenken, daß nichts die Autorität mehr untergräbt als das ängstliche Verschweigen der Wahrheit. Klug ist das nicht, denn die Wahrheit läßt sich nicht aufhalten und die Kirche hat es sich selber zuzuschreiben, wenn die besten Geister ihr abtrünnig werden. Für uns Deutsche ist es doch wahrlich nicht einerlei zu wissen, daß Jesus indogermanischen Stammes war! Dazu aber waren alle völkischen Voraussetzungen gegeben. Denn daß neben und unter den syrisch-hethitischen Völkern auch ein indogermanisches Volk in Palästina ansässig war, geht ja zweifelsfrei aus der Bibel hervor!"

„Welches Volk meinen Sie denn?" fragte erstaunt Elisabeth.

„Die Amoriter," erwiderte Hermann. „Camehu, das Volk der Nordländer" werden sie in den ägyptischen Urkunden genannt. Östlich des Jordans hatten sie ein mächtiges Reich gegründet, mit dem Israel in ständigem Kampfe lag. Es waren große blonde, blauäugige Menschen von lichter Hautfarbe. Die erhaltenen Abbildungen erinnern an die Bildnisse germanischer Fürsten. Als „Riesen" werden diese „Enakssöhne" von den Kundschaftern Moses bezeichnet, und als „Leute von großer Länge." „Wie Heuschrecken" kamen sich die Kundschafter ihnen gegenüber vor (4. Mose, 13). Ich bin geneigt sie für einen südlichen Zweig der am Schwarzen Meere beheimateten edlen Sarmaten zu halten, deren Stamm in späteren Jahrhunderten die Goten hervorbrachte. Diese Amoriter bildeten auch einen wesentlichen Bestandteil der Philister, die auch schon von den Hellenen arisches Blut empfangen hatten. Ihres Volkes war der tapfere Goliath, der die Israeliten zum ritterlichen Zweikampfe aufforderte, durch den tückisch geschleuderten Stein aber niedergestreckt wird. Auch die „Raphasöhne", von denen das zweite Buch Samuelis erzählt, die riesige Speere und schwere eherne Rüstung trugen, waren gleichen Stammes. Ebenso wie Germanen nur durch Germanen, so konnten Amoriter und Philister nur durch ihresgleichen besiegt werden. Israel wurde ihrer nicht eher Herr, als bis es ihm gelungen war, den amori-

tischen Stamm der Gethiter zur freiwilligen Gefolgschaft zu gewinnen. Die Stadt Jerusalem ist eine amoritische Gründung. Der König von Jerusalem, der gegen Josua zieht, ist ein Amoriter, und der Prophet Hesekiel ruft der Stadt Jerusalem zu: „Von Ursprung bist du eine Kanaaniterin; dein Vater war ein Amoriter, deine Mutter eine Hethiterin!“ Nur mit Hilfe der Philister gelang es David überhaupt den Thron zu erobern. Sie bildeten nach ihrer Besiegung den Kern seiner Truppen und lieferten ihm die Heerführer und Feldherrn, wie später die Germanen den Römern. Das arische Element der Amoriter und Philister ist bis auf den heutigen Tag in den Juden noch wirksam. Die Blondheit mancher altjüdischen Familien geht auf diese Blutmischung zurück.

Dazu kommt noch, daß in den letzten Jahrhunderten vor Christus eine lebhafte griechische Einwanderung in ganz Palästina stattfand, die dem zugänglicheren und fruchtbareren Galiläa besonders zugute kam. Auch Alexander der Große hatte das nahe Samaria mit Mazedoniern bevölkert. Durch diese Zuwanderungen wurden zahlreiche arische Proselyten dem Judentume zugeführt. In der Makkabäerzeit gab es sogar Hohepriester, die griechische Namen trugen! Ja, Gelehrte haben die Frage aufgeworfen, ob Jesus nicht griechisch gesprochen habe! Auch der Gallierzug, der im dritten Jahrhundert vor Christus den Hellespont überschritt, Kleinasien durchwanderte und schließlich am Halys die Kolonie der Galater gründete, kann sehr wohl neues arisches Blut auch nach Galiläa gebracht haben. Als Söldner fanden diese Gallier ebenfalls dorthin leicht den Weg.

Die heidnische Bevölkerung Palästinas zu jüdischen Glaubensgenossen zu machen, war nun das heiße Bemühen der jüdischen Priester und Propheten. Wie schlau sie dabei zu Werke gingen, ist aus dem 2. Buch der Könige bekannt. Nach der babylonischen Gefangenschaft, die nunmehr die Reinzucht der jüdischen Rasse zur Folge hatte, war der Rassengegensatz zwischen Juden und Galiläern so groß geworden, daß eine Ehe zwischen ihnen für undenkbar galt. Noch zur Makkabäerzeit, also anderthalb Jahrhunderte vor Christus war er so stark, daß die wenigen in-

zwischen nach Galiläa eingewanderten Juden von dem Makkabäer Simon gesammelt und samt und sonders nach Judäa zurückgeführt wurden. Galiläa war demnach 150 Jahre vor Christi Geburt vollkommen judenrein. Aber noch zu Lebzeiten Christi war der völkische Gegensatz zwischen Galiläa und Judäa so über alle Maßen scharf, daß es Herodes Antipas weder durch Versprechungen noch durch Gewalt gelang, jüdische Ansiedler für die von ihm gegründete Stadt Tiberias am See Genezareth zu gewinnen. Schon diese Tatsachen allein lassen es als ausgeschlossen erscheinen, daß Jesus der Rasse nach Jude war.

Daß er rein arischen Stammes war, wird aber zur eindeutigen Gewißheit auf Grund der seelischen Analyse. Diese ist, wie das Königswasser in der Chemie, das schärfste Prüfmittel der Rasse.

Jesus für einen Juden und die Juden für die Begründer unserer christlichen Religion zu halten, gehört zu den großen und verhängnisvollen Gedankenlosigkeiten der Weltgeschichte![8]) Jesus war ebensowenig Jude, wie es jener Galiläer Ezekia war, der zu Lebzeiten Cäsars in Galiläa sich wider die Sklaverei der jüdischen Lehre empörte, oder wie der berühmte Judas der Galiläer, der einige Jahrzehnte vor Christus verkündete: „Gott allein ist Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles!“ oder wie dessen Söhne, die als staatsgefährliche Aufwiegler ans Kreuz geschlagen wurden! Oder wie jener Galiläer Menahem, der zu Neros Zeiten die römische Garnison Jerusalems vernichtete und zum Dank dafür von den Juden hingerichtet wurde unter dem Vorwande, er habe sich für den Messias ausgegeben! Oder wie jener Galiläer Johannes von Gischala, einer Stadt an der äußersten Nordgrenze Galiläas, der die verzweifelte Verteidigung Jerusalems gegen Titus leitete, oder wie jener galiläische Held Eleaser, der noch jahrelang nach der Zerstörung Jerusalems sich mit einer kleinen Truppe im Gebirge verschanzt hielt und schließlich mit seinen Anhängern erst Frauen und Kinder und dann sich selber tötete. Entspricht ein solches Verhalten jüdischer Art? Die Juden, wo sie sich auch immer in Alexandrien und Rom aufhielten, verstanden es damals schon, genau wie heute, sich mit ihren nichtjüdischen Regierungen gut zu stellen

und als Hausierer und Trödler, Handelsherren und Geldverleiher, Gelehrte und Rechtsanwälte, Schieber und Schauspieler, ihren Vorteil zu finden. Aber zur Rettung von Ehre und Gewissen aussichtslosen Widerstand zu leisten bis zum Tode, das ist wahrlich nicht jüdische Art!

Eine wichtige Urkunde gibt es nun, die auch blitzartiges Licht auf den Ursprung von Jesu Vaterstadt Nazareth wirft. Plinius erzählt von den „Nazarini“ im Gebiete des Kaukasus. Ihre Nachkommen sind die Nossair, die noch heute im Libanon, also in dem nördlich an Galiläa grenzenden Gebirge hausen. Die Nossair aber gehören zu jener arischen Schwärmersekte der Sufi, die sich eins mit Gott glaubend, sich selber für sündlos und für Herren über alle Dinge hielten. Alles spricht dafür, daß jene „Nazerini“ es waren, die Nazareth als Stadt oder Ordensheiligtum gründeten. Der Name Nazareth weist keine anderweitige Wortverwandtschaft auf, während zahlreiche andere Orts- und Flußnamen Palästinas mit andern des Mittelmeergebietes verwandt, ja gleichbedeutend sind. So kehrt das Wort Dan in Jordan auch in vielen Flußnamen des kasischen Völkergebietes wieder, in Don, Düna, Donau, Donez, Rhodanus, Eridanus. Auch der Verklärungsberg Tabor ist ganz und gar nicht jüdisch! Griechisch heißt er Artabürios und kommt genau so auch auf Rhodos vor!

Wer all diese geschichtlichen, völkischen und sprachlichen Zusammenhänge im Verein mit seelischer Analyse kritisch überschaut, dem drängt sich die Gewißheit auf, daß Jesus unmöglich Jude gewesen sein kann. Es besteht für mich kein Zweifel, daß der Heiland zu seiner Verkörperung den Stamm jener sarmatischen Amoriter sich erwählt hatte, daß aus ihrem edeln Gotenblute sein Geist den Leib sich formte, in dem er auf Erden wandelte [4]), um die frohe Botschaft des Vaters den Menschen zu bringen. Nur ein Körper reinster und höchstentwickelter Rasse vermochte seiner Seele das Instrument zu liefern, auf dem sie ihre überirdischen Töne erklingen lassen konnte. In einem Körper minder edlerer Rasse wären sie erstickt oder nur unvollkommen und verzerrt zum Ausdruck gelangt.

Auch die Jünger Jesu waren bis auf einen Galiläer! Hans

und Familie, Vermögen und Geschäft zu verlassen, um einem inneren Berufe, einem brotlosen Ideale zu folgen, das bekommt kein Jude fertig bis auf den heutigen Tag. Der einzige Jude unter Jesu Jüngern war Judas Ischariot, und der hat ihn um Geld verraten!

Ebensowenig wie Jesus und die ihm treuen Jünger Juden waren, ebensowenig waren es die meisten Propheten des Alten Testamentes! Daß Juda die Völker sich „zinsbar" machte, davon ist in der Bibel allerorts die Rede. Aus den Propheten spricht die Stimme der Verzweiflung der ausgebeuteten, eingesessenen Rasse gegen die fremden jüdischen Bedrücker.[5])

Daß zweierlei Rassen in Kanaan wohnten, dafür ist ja schon die Geschichte von Jakob und Esau, die im 1. Buche Mose erzählt wird, eindeutiger Beweis. Das Land Kanaan selber ist in der Mutter Rebekka versinnbildet. „Zwei Völker sind in deinem Leibe und zweierlei Leute werden sich scheiden aus dir. Ein Volk wird dem andern überlegen sein und das ältere wird dem jüngeren dienen." Esau, der Ältere, Jägers- und Ackersmann, ist nach dem Berichte der Bibel „rötlich und ganz rauh, wie ein Fell". Jakob, der Jüngere, ist „glatt" und „blieb in den Hütten". Er ging also nicht zur Jagd und bearbeitete nicht das Feld, sondern trieb sein Wesen „in den Hütten". Esau, wortgleich mit Edom, versinnbildet den eingesessenen Stamm der arischen Vorbevölkerung, der hier mit dem Sammelnamen der Edomiter bezeichnet ist, Jakob den Stamm der eingewanderten Juden. Jakob bedeutet aramäisch der Schelm, der Betrüger! Er benutzt den Hunger Esaus, ihn für ein Linsengericht um sein Erstgeburtsrecht zu betrügen und der Judengott Jahwe hilft ihm dabei! Das Sinnbild besagt, daß er das Erbrecht des Esau, seine Ansprüche auf des Vaters Haus und Hof für ein Linsengericht, wir würden sagen für ein Butterbrot, an sich brachte. Natürlich in betrügerischer Weise die Notlage Esaus ausnutzend, denn niemand wird sein väterliches Erbrecht für eine Linsensuppe freiwillig verkaufen. Es ist das die bekannte Methode, welche die Nachkommen Jakobs bis auf den heutigen Tag an unsern Bauern üben. Sie benutzen die Not des Nichtjuden, seinen beweglichen und unbeweglichen

Besitz, sich zu verpfänden. Jakob aber läßt sich an dem einen Betruge Esaus nicht genügen. Er bestiehlt ihn auch noch um den väterlichen Segen mit Hilfe seiner findigen Mutter Rebekka. Und als Esau nach Hause kommt und nun seinerseits um den Segen des blinden Vaters bittet, da vermag ihm der überlistete Vater nur noch den Trost zu geben, daß er Anteil haben werde „vom Tau des Himmels von oben her". „Von seinem Schwerte müsse er von nun an leben und dienstbar seinem jüngeren Bruder sein!" Welch tiefsinniges Wort! Die Verheißung jedoch, die Esau von seinem Vater erhielt, hat einen nicht minder sinnvollen Schlußsatz! „Es wird geschehen, wenn du dich anstrengst, wirst du sein Joch abschütteln von deinem Halse!" Und Esau strengte sich an. Da er von Jakob um alle Rechtstitel betrogen war, blieb ihm zu seiner Befreiung nichts anderes übrig als die rohe Gewalt: er wollte seinen angeblichen Bruder Jakob erwürgen! Nicht mit seinem guten Schwerte erschlagen, sondern erwürgen! Der furor teutonicus gegen den aalglatten Schleicher war endlich in ihm erwacht. Aber die Mutter Rebekka erhob um ihr Herzenssöhnchen Jakob sofort ein lautes Geschrei, wie immer, wenn ein von den Juden Geprellter seiner Haut sich zu wehren sucht. Heutzutage würde das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" Esau sofort des „Antisemitismus" und der „religiösen Unduldsamkeit" bezichtigen. Da Esau aber keinen Spaß verstand, verhalf sie ihrem Liebling zur schlennigsten Flucht zu ihrem Bruder Laban. Esau von Jakob befreit, kam nun endlich auf einen grünen Zweig und lebte in Glück und Frieden dahin. Jakob aber setzte auch in der Fremde das Lügen und Betrügen fort und sein Gott Jahwe half ihm getreulich dabei, immer natürlich gegen die ausgemachte Beteiligung von zehn Prozent. Selbst seinen Schwiegervater Laban rupfte er ganz gehörig. Mit Jahwes Hilfe vollzog er an Labans Herden den bekannten Hokuspokus mit den gescheckten und nicht gescheckten Lämmern und brachte so die gute Hälfte von Labans Besitz an sich. Aber Laban war seines gerissenen Schwiegersohnes Jakob durchaus würdig. Mit seinen beiden Töchtern Rahel und Lea neppte er ihn bekanntlich nicht übel. In welcher ergötzlichen Weise, ist aus der weiteren Er-

zählung des 1. Buches Mose bekannt. Das idyllische Familienleben, das dort geschildert wird, wirft auf die patriarchalischen Zustände ein erfreulich klares Licht.

Jakob aber wurde „über die Maße reich“ und hatte bald alle Ursache, wieder auszureißen. Auf die Großmut seines Bruders Esau vertrauend, beschloß er, in die Heimat zurückzukehren, nicht ohne die goldenen Hausgötter seines Schwiegervaters Laban mitgehen zu heißen. Als Esau von seinem Nahen erfuhr, zog er ihm mit vierhundert Mann entgegen. Aus der biblischen Erzählung ist nicht ersichtlich, ob in guter oder böser Absicht. Jakob, Weiber und Kinder als Schutzschild vor sich herschiebend, kam dienernd und Bücklinge machend, Geschenke und schöne Reden bietend ihm entgegen. Und da beging nun Esau in seiner blonden Arglosigkeit denselben Fehler, wir können ruhig sagen dieselbe Dummheit, die wir Arier den Juden gegenüber immer und immer wieder begehen seit tausenden von Jahren: wir werden durch Schaden nicht klug und fallen wieder und immer wieder auf die jüdischen Kniffe und Pfiffe herein. Esau sprach zu ihm: „Ich habe genug, mein Bruder, behalte, was du hast“ und nahm ihn großmütig wieder auf. Da hatte Jakob wieder freies Spiel und seine alten Praktiken blühten und gediehen bei seinen Kindern und Kindeskindern unter der ständigen und ausgiebigen Hilfe des Judengottes Jahwe bis auf den heutigen Tag.

Das Alte Testament ist ein unzweideutiges Tagebuch dieser jüdischen Lügereien und Betrügereien[6]) und uns wird in der Schule gelehrt, es sei die Grundlage des Neuen Testamentes und Jesus Christus sei sein Erfüller! Jesus ist ganz im Gegenteil der Vernichter des Alten Testamentes und des dort verherrlichten Geschäftsbetriebes, der Zerstörer und Zermalmer des ganzen jüdischen Materialismus, der aus niederster Hab- und Eigensucht, Herrsch- und Machtgier sich zusammensetzenden historischen Grundlagen des Judentums! Ohne das Auftreten des Ariers Jesus von Nazareth wären diese die Grundlagen für die Weiterentwicklung der ganzen Menschheit geblieben! Der alttestamentarische Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ mußte ausgerottet werden, wenn die Menschheit in die höheren Bezirke der Geistigkeit eintreten sollte. Jesus hat diese

Ausrottung vollzogen und an Stelle der Eigensucht die selbstlose Liebe gesetzt. Wenn diese heute noch nicht die allgemeine Grundlage der Sitte und Gesellschaft und der Menschheit ist, so ist daran zum großen Teil das Verhängnis schuld, daß die Lehre Jesu von seinen noch ganz im Judentum befangenen Jüngern künstlich auf das Judentum aufgepfropft und mit Judentum durchtränkt wurde. So erwachte der jüdische Drache, den Christus erschlagen, zu neuem Leben und den Juden in uns und um uns sind wir bis auf den heutigen Tag nicht los. Beruht denn die Spaltung des Christentums in verschiedene Bekenntnisse und Sekten auf etwas anderem als auf den Resten des Judentums, die aus dem Alten Testamente von der Kirche übernommen wurden? Am Nebensächlichsten vom Nebensächlichen setzt die Spaltung der deutschen Christenheit ein, der wir den ganzen Jammer unserer inneren Zerrissenheit verdanken! Und Juden und Judengenossen triumphieren dabei!

Daß Jesus von Nazareth der Zerstörer der historischen Grundlagen des Judentums ist, das fühlen die Juden in ihrem sichern Rasseinstinkt nur zu deutlich, und darum schlugen sie ihn ans Kreuz, und darum verfolgen sie ihn und seine Bekenner bis auf den heutigen Tag mit unauslöschlichem Hasse![7]) Der Talmud, das noch heute für die Juden verbindliche Gesetzbuch der jüdischen Religion, belegt Jesus Christus mit solch unflätigen Bezeichnungen, daß eine christliche Zunge sich sträubt, sie auszusprechen. Er bezeichnet die Christen als „Vieh“, das außerhalb des Gesetzes stehe![8]) Auch im Schulchan-aruch, dem neueren Gesetzbuch der jüdischen Religion, werden sie wiederholt mit dem Tiere verglichen, dessen Fleischgenuß den Juden verboten ist.[9]) Ehebruch mit einer Christin ist gestattet, da sie kein Mensch, sondern ein Tier sei![10]) Talmud und Schulchan-aruch enthalten zahllose Anleitungen, die Christen zu schädigen und auszubeuten. Lug und Betrug, Diebstahl und Unterschlagung, ja sogar Meuchelmord an einem Christen ist nicht nur erlaubt, sondern in bestimmten Fällen sogar vorgeschrieben![11]) Der Meineid ist gestattet, wenn dadurch ein Jude der gerichtlichen Bestrafung entzogen werden kann![12]) Alljährlich am Versöhnungsfest betet die jüdische Gemeinde gemeinsam unter großer

Feierlichkeit das Kolnidre-Gebet, durch das alle im kommenden Jahre zu leistenden Eide und Schwüre im Voraus als ungültig erklärt werden![13]) Und eine solche Religion wurde in unserm deutschen Vaterlande zu einer mit der christlichen gleichberechtigten Staatsreligion erhoben! Man faßt sich an den Kopf und fragt sich, wie so etwas möglich war! Es ist nur dadurch zu erklären, daß die Christen das Alte Testament nicht mit offenen Augen lesen und daß ihnen das wahre Wesen der jüdischen Religion völlig unbekannt geblieben ist. Die in hebräischer Sprache geschriebenen jüdischen Religionsgesetze werden von den Juden streng geheim gehalten und alle Versuche, von Staats wegen eine deutsche Übersetzung zu veranlassen, haben sie bisher erfolgreich zu vereiteln gewußt.[14])

Jede Rasse hat die ihrem Wesen eigentümliche Religion! Das Christentum, inmitten des jüdischen Volkes entstanden, wird bis auf den heutigen Tag von den Juden abgelehnt. Einzelne Proselyten beweisen gar nichts, ganz abgesehen davon, daß solche Übertritte vom Juden- zum Christentum in der Regel nur praktischer Vorteile wegen und nicht aus innerer Überzeugung erfolgen.[15]) Da wo ganze semitische Gemeinden sich zum Christentume bekehrt haben, wie in Syrien, Mesopotamien, in Nord- und Südarabien, hat sich das Christentum nicht gehalten und die meisten dieser christlichen Gemeinden sind in jenen Landstrichen wieder verschollen. Nur einige Hunderttausend Nestorianer und einige christliche Araber Syriens sind übrig geblieben. Umgekehrt bekennen sich zur jüdischen Religion in der Hauptsache nur Juden. Der Folgerung ist nicht auszuweichen, daß Persönlichkeit und Lehre Christi vom Semitentum als wesensfremd empfunden wurde und wird. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!"

Die Träger des Christentums sind ganz wesentlich die Arier, und zwar die abendländischen Indogermanen! Alle anderen Rassen, die sich zum Christentume bekannt haben, machen noch nicht ein Zwölftel der Gesamtzah aller Christen aus! Bei den nichtarischen Ausnahmen ist ferner zu bedenken, daß die Ungarn und Finnen viel slawisches

und deutsches, also arisches Blut in sich aufgenommen haben, daß die Neger und Indianer notgedrungen der Kultur ihrer Bezwinger und damit dem Christentum erlagen, daß aber das Christentum kaum hauttief in diese Völker eingedrungen ist und jeder tiefere und tätige Anteil ihrerseits fehlt.

Das Brahmanentum hat nie andere Völker erobert als nur die Hindu. Das Wort Zarathustras hat sich nur bei den Persern ausgebreitet. Die Lehre des Konfuzius hat sich stets auf Ostasien beschränkt. Das Buddhatum machte Anspruch darauf, alle Völker der Erde zu erlösen. Aber nach einem Siegeslauf von mehr als zweitausend Jahren hat es doch nur bei den Menschen mongolischen Geblütes Geltung erlangt.

Der Zusammenhang von Religion und Rasse allerorts ist unverkennbar. Eine scheinbare Ausnahme macht nur der Islam. Aber er ist selber nicht ursprünglich und seine Bekenner sind es daher auch nicht. Er entstand in einem Lande, dessen Bevölkerung aus Semiten, Hamiten, Negern, Persern und anderen Rassenelementen gemischt war. Das kasisch-arische Spanien, das ganz dem Islam unter der Araberherrschaft verfallen war, hat ihn wieder abgestreift und ist zum Christentume zurückgekehrt.

Man mag hinschauen wohin man will, das Wesen einer jeden Rasse spiegelt sich immer in ihrer Religion wieder! Die Nüchternheit des Konfuzius ist die Nüchternheit des Chinesen! Der Überschwang des Shinto spiegelt das Phantastische des japanischen Geistes! Buddha ist der indisch-tibetische Träumer! Jahwe das verkörperte Prinzip des trivialen jüdischen Materialismus! Christus der Gestalter des aus Seelentiefen quellenden, den trügerischen Schein des Diesseits zerreißenden, Welt und Tod überwindenden Idealismus des Ariers! Luther das wachende Gewissen und der rücksichtslose Trotz des Nordländers, der die vom Judentume verfälschte Lehre Christi in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen kam! Leider aber machte er vor dem Alten Testamente Halt! *Wann endlich wird uns deutschen Christen der neue Luther erstehn, der des ersten Luther Tat zu Ende bringt, un-*

sere christliche Religion vom Judentume und uns selbst vom Juden in uns und um uns befreit, der der jüdischen Gorgo ein für alle Mal das Haupt abschlägt?“

Nun schwieg Hermann, und auch die Damen schwiegen. Nach einer Weile drückte Elisabeth stumm seine Hand und ging in tiefer Erregung aus dem Zimmer. Auch die Kommerzienrätin schien ernsthaft ergriffen.

Da klingelte es und kurz darauf trat der Baron ein.

„Nanu? Wo ist Elli?“ fragte er erstaunt, nachdem er die Kommerzienrätin begrüßt und sich nachlässig zu Hermann verbeugt.

Die Kommerzienrätin schwieg.

„Was soll das heißen?“ fragte er nun gereizt.

„Wir haben gelesen und das gnädige Fräulein ist eben hinausgegangen,“ sagte sehr ruhig Hermann.

Da trat Elisabeth wieder ein. Der Baron küßte ihr die Hand. Sie ließ es achtlos geschehen.

„Warum kommst du so spät?“ fragte sie gelassen, um überhaupt etwas zu sagen.

„Ich hatte Dienst, mein Kind. Der Ministerialrat ließ mich nicht los. Du mußt schon entschuldigen!“

Elisabeth klingelte dem Diener und bestellte für ihren Bräutigam frischen Tee.

„Nu sei man nicht böse, Ellichen!“ sagte der Baron. „Ich hatte tatsächlich keine Zeit. Das nächste Mal werde ich pünktlicher sein. Ich verspreche dir's hiermit.“ Dabei küßte er ihr von neuem die Hand. Diesmal aber entzog sie ihm die ihre.

Achselzuckend setzte sich der Baron und zündete sich eine Zigarette an.

Es dämmerte bereits.

Rasch verabschiedete sich nun Hermann, ohne daß eine Zeit für die nächste Lesestunde vereinbart wurde.

17.

Elisabeth war in allen Herzens- und Seelentiefen aufgewühlt. Von dem, was in ihr vorging, vermochte sie sich zunächst keine Rechenschaft zu geben. Sie hatte das Gefühl, als taumle sie blind an einem Abgrunde entlang, in den unsichtbare Kräfte sie hinabzuziehen drohten. Es erschien ihr unbegreiflich, daß sie nicht schon längst in diesen Abgrund hinabgestürzt sei, und es war ihr, als könne, ja müsse jeden Augenblick der Todessturz erfolgen. Klar fühlte sie aber, daß ihr Hilfe und Rettung nur von einem einzigen Menschen werden könne, von Hermann Kämpfer. Und auch das fühlte sie klar, daß sie mit Leib und Seele diesem starken blonden Manne verfallen war. Das war der Held, den sie in ihren Träumen erschaut, der Mann, von dem sie sich Kinder ersehnt, der Gatte, nach dem ihr Blut in ihren schlaflosen Nächten schrie. Zum ersten Male hatte sie darüber volle Gewißheit, daß sie den Baron nicht liebte, ja daß sie das Gefühl der Liebe bisher überhaupt noch nicht gekannt. Nun aber wußte sie, was Liebe war! Aber auch darüber hatte sie keinen Zweifel, daß sie nicht imstande sein werde, mit allen Schätzen der Welt sich die Liebe dieses feuertrunkenen Mannes zu erkaufen, wenn er sie ihr nicht freiwillig schenkte. Daß sie ihm nicht gleichgiltig geblieben war, hatte sie wohl bemerkt, das hatte sie ja gerade gereizt, ihr gefallsüchtiges Spiel mit ihm zu treiben. Wie aber, wenn er dieses Spiel nun durchschaut hatte! Heiß schoß ihr bei dem Gedanken die Schamröte ins Gesicht. Seine Verachtung war ihr dann gewiß, und sie hatte ihn unwiderbringlich verloren, noch ehe sie ihn überhaupt besessen! Hätte sie freilich geahnt, daß ihre Befürchtung grundlos sei, ja daß er sie liebte und um diese Liebe litt, sie wäre auf der Stelle zu ihm geeilt und hätte sich in seine Arme geworfen, sich ihm zum willenlosen Eigentum gegeben ohne Rücksicht auf Gesellschaft und Sitte, ja gerade im Gegensatz zu ihnen und aus Trotz gegen sie. Zu solch elementarer Tat wäre sie fähig gewesen, und jauchzend hätte sie sie begangen.

Der Lebenswille des reinen Germanenblutes ihrer Mutter war durch die dunkle chaotische Flut aus den Adern ihres

Vaters nicht herabgemindert, wenn auch in allen seinen edleren Trieben gehemmt. Leidenschaft und Sinnlichkeit, Genußgier und Zügellosigkeit, die Erbreste unserer tierischen Entwickelung, waren durch diese fluchwürdige Blutmischung erhöht, alles Große und Gute, Reine und Wahre, Edle und Tiefe, aus der Tierheit in die Geistigkeit Strebende, erniedrigt, gelähmt oder gar erstickt. Das war der Fluch der Sünde wider das Blut, der sie ihr Dasein verdankte.

An der Unausgeglichenheit und Sprunghaftigkeit ihres Wesens hatte Elisabeth oft bitter empfunden, daß irgend etwas ursprünglich Ganzes in ihr zerbrochen und verdorben sei. Aber nach einer Ursache hierfür zu fragen, war ihr nie in den Sinn gekommen. Nun aber Hermann ihr mit so lebendigen Farben den Gegensatz, ja die Feindlichkeit der Elemente geschildert, aus denen ihr Blut gemischt war, da fing sie an, die Ursache der Halbheit zu ahnen, in der sie durchs Leben dämmerte. Dunkel begann sie zu fühlen, daß sie ein bemakeltes Geschöpf sei, und ohnmächtig wehrte sie sich gegen diese immer klarer werdende Erkenntnis. Nun begriff sie, warum ihr jede tiefere Regung für ihren Vater abging, ja warum sie ihn haßte! Er war schuld an dem Fluche, unter dem ihr Dasein stand! Aber war nicht auch ihre Mutter schuldig? Etwas Unkindliches, Feindseliges auch gegen die Mutter begann sich in ihr zu regen und drohte sich zu nicht minderem Haß zu steigern als gegen den Vater.

Der Mutter entging diese Veränderung im Gemüte ihrer Tochter nicht. Nur allzu deutlich ahnte sie deren Ursache, und als die beiden Frauen eines Spätnachmittages in der Dämmerstunde lange schweigend nebeneinander gesessen, und Elisabeth sich plötzlich laut aufschluchzend der Mutter um den Hals warf, da berichtete ihr diese die traurigen Umstände, denen ihr Leben entsprungen war. Von dieser Stunde an fühlte sich Elisabeth nur noch inniger mit der Mutter verbunden. Aber die dumpfe Verzweiflung wich nicht von ihr. Der Makel blieb und haftete an ihrem Leben, und alle Schuldlosigkeit der Mutter und alle Liebe der Mutter konnte ihn nicht tilgen. Nur einen einzigen Menschen gab es auf der ganzen Welt, der sie des Fluches zu entsühnen vermöchte, das war Hermann Kämpfer, wenn er

sie liebte! Seine Liebe würde sie rein waschen und die Dämonen der Halbheit und der Ruhelosigkeit in ihr bändigen, in seiner Liebe würde sie die Kraft finden, Berge zu versetzen und selbst die Schranken des väterlichen Blutes zu sprengen! Ihr ganzes Sein und Wesen würde entgiftet, gereinigt und geläutert und wiedergeboren werden durch seine Liebe! Unausdenkbar mußte die Seligkeit sein, in der Liebe dieses guten, reinen Mannes selber gut und rein zu werden! Der Trieb nach Veredelung, Vertiefung und Verinnerlichung war immer in ihr lebendig gewesen! Darum haßte und verachtete sie ja auch so dieses oberflächliche, flatterhafte, ja lasterhafte Sinnen- und Genußleben, das zu führen sie gesellschaftlich verdammt war, und dem zu entsagen sie gleichwohl die Kraft nicht fand. Hermanns Liebe aber würde sie diesem Strudel entreißen und ihre Seelensehnsucht stillen! Aber seelisch ganz zu verkommen und zu vertieren wäre ihr Los, wenn sie die Frau dieses jüdischen Barons würde! Wie haßte sie ihn mit einem Male und wie ekelhaft erschien ihr nun seine Streberei, in der sie ihn immer noch bestärkt hatte, da sie ein an Raserei grenzendes Verlangen trieb, den Babelsbau ihrer eitlen Ruhm- und Glanzsucht immer höher und höher zu türmen! Dieses verlogene Leben des Scheins werde sie nun vertauschen gegen das wahre und echte Leben an der Seite Hermanns, dessen reinere und edlere Freuden sie mit einer ahnungsvollen Seligkeit erfüllten.

Ein tiefinnerlicher Jubel kam plötzlich über sie. Sie fühlte sich frei wie ein Aar, der auf starken sicheren Schwingen ruhig und stetig über Berge und Täler, Schluchten und Abgründe schwebt, getragen von absturzsicherer Schwung- und Eigenkraft, nicht geblendet von der Glut des Sonnenlichts, die sein Element und seine Heimat ist. Aber urplötzlich war es ihr wieder, als zerreiße ihre Spannkraft und als stürze sie in die wirbelnde Tiefe aus der lichten Höhe, zu der sie sich auf den Flügeln ihrer Liebe emporgeschwungen. Würde denn Hermann, der so ganz aus einem einzigen unverdorbenen Gusse war, sich abfinden mit ihrer Halbheit, ja würde er sich nicht von ihr abgestoßen fühlen, wenn er erst ihr wahres Wesen durchschaut? Würde er, der so ganz erfüllt war von hohen und reinen Emp-

findungen und Gedanken, Genüge finden an einem Geschöpf, das nur in den Niederungen des Empfindungs- und Gedankenlebens zu Hause und vielleicht doch nicht mehr fähig war, sich zu seiner Reinheit und Klarheit durchzuringen? Mit grinsender Fratze stand plötzlich die Wirklichkeit wieder vor ihr: sie war ja die Tochter ihres Vaters und die Braut dieses Barons! In wenigen Wochen werde sie seine Frau und übers Jahr die Mutter seines Kindes sein!

In dieser Art wogten die Empfindungen in Elisabeth auf und ab. Namentlich des Morgens beim Aufwachen stürmten sie mit Macht auf sie ein. Müde und abgespannt blieb sie dann, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit bis tief in den Tag im Bette liegen und ließ sich auch das Frühstück ans Bett bringen, während sie sonst schon um 9 Uhr zu Pferde saß.

Einige Tage nach jenem letzten Zusammensein mit Hermann war sie wiederum erst gegen Mittag aufgestanden. Fast die ganze Nacht hindurch hatte sie keinen Schlaf finden können. Halb angekleidet aber war sie abermals der Verzweiflung erlegen und hatte sich bitterlich weinend wieder aufs Bett geworfen, Gesicht und Hände in die Kissen krampfend. In diesem Zustande überraschte sie der Baron.

Vergebens hatte er sie in den letzten Tagen durch den Fernsprecher zu erreichen gesucht. Immer hatte er den Bescheid erhalten, das gnädige Fräulein sei noch nicht zu sprechen oder bereits ausgegangen. Schließlich sprach er nun selber vor. Da er von den Dienstboten erfuhr, Elisabeth habe ihre Zimmer noch nicht verlassen und die Kommerzienrätin, von der er Auskunft hätte erhalten können, sei ausgegangen, stieg er ärgerlich und besorgt zugleich zu Elisabeths Privaträumen hinauf. Als ihr baldiger Gatte glaubte er das Recht hierzu sich herausnehmen zu dürfen. Da er sie weder in ihrem Vor- noch Wohnzimmer fand, klopfte er erst leise, dann etwas lauter an ihrem Schlafgemach, und als sich auch dann nichts regte, öffnete er vorsichtig die Tür.

Erschrocken rief er Elisabeth an. Da erst wurde sie ihn gewahr. Außer sich über seine Verwegenheit, forderte sie ihn auf, sich zu entfernen. Er jedoch spielte den zärtlich Besorgten und

näherte sich ihr in frecher Zudringlichkeit. Sie drohte zu schreien. Er achtete nicht darauf. Als er aber seinen Arm um ihren Leib legte und ihren freien Nacken mit Küssen zu bedecken begann, da fuhr sie, wie von einer Natter gestochen, herum und in die Höhe und befahl ihm, auf der Stelle das Zimmer zu verlassen. Hoch aufgerichtet, gleich einer Pallas Athene, stand sie gebieterisch vor ihm und wies mit der Hand nach der Tür.

Wie ein Pudel, der den Stockhieb seines Herrn fürchtet, schlich der Baron zur Tür hinaus. Als er fort war, riegelte Elisabeth ihre Zimmer ab, setzte sich rasch entschlossen an den Schreibtisch und schrieb und siegelte einen kurzen Brief. Dann klingelte sie ihrer Zofe und befahl ihr, den Brief durch ihren Kraftwagenlenker sofort an seine Anschrift besorgen zu lassen.

Wütend verließ der Baron das Haus. Kurz darauf ratterte der neue Mercedeswagen Elisabeths aus dem Gartentor gen Groß-Lichterfelde, den Brief an Hermann Kämpfer zu bestellen.

Auch Hermann konnte seit jenem Nachmittag keine Ruhe mehr finden. Aber seine Ruhelosigkeit war anderer Art als die Elisabeths. Er machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er wieder einmal unbedacht, seinen Empfindungen und Gedanken habe die Zügel schießen lassen. Wie mußten seine Ausführungen die beiden Frauen verletzen und empören! Mußten sie nicht annehmen, daß er sich anmaßte, ihnen einen Spiegel vorzuhalten und Kritik zu üben an ihnen selbst, an ihrem Leben und den unglückseligen aber unabänderlichen Grundlagen, auf denen es nun einmal aufgebaut war? Was ging ihn denn dieses Leben an? War er denn berufen, den Apostel zu spielen und durch seine draufgängerische Ehrlichkeit immer wieder von neuem sich die Gunst der Menschen zu verscherzen, die es gut mit ihm meinten? Und dabei lag es nicht einmal in seiner Absicht, irgendwie bestimmend auf das Gewissen der Frauen einzuwirken! Was hätte das auch für einen Sinn gehabt! Zu ändern vermochte er an den tragischen Tatsachen ja doch nichts! Und daß die Damen ihm seine grenzenlose Unbedachtsamkeit übel genommen und sie als Taktlosigkeit empfanden, daran schien ein Zweifel kaum möglich, denn sonst hätten sie ihn doch aufgefordert wieder zu

kommen! Aber das hatten sie unterlassen, trotzdem ursprünglich ausgemacht war, daß er täglich zum Tee erscheinen und ihnen vorlesen solle! Elisabeth selber hatte das so gewünscht, aber mit keiner Silbe hatte sie ihn bei seinem Fortgehen an diese Abmachung erinnert! Wohl hatte sie ihm zum Abschiede herzlich die Hand gegeben und es war ihm so vorgekommen, als habe sie dabei inniger und den tausendsten Teil einer Sekunde länger als sonst die seine gehalten. Aber natürlich bildete er sich das wieder nur ein, wie ja überhaupt all die Aufmerksamkeiten, die ihm das angebetete schöne Mädchen erwies, sicherlich nur in seiner Einbildung bestanden von jener ersten Begegnung am Weihnachtsabend an bis zu diesem letzten Händedruck. Der letzte Gruß von ihrer Hand werde das wohl nun gewesen sein. Denn hätte sie es nicht absichtsich unterlassen, ihn an die Abmachung zu erinnern oder hätte sie es nur aus Unachtsamkeit versäumt, so würde sie die Einladung inzwischen doch schriftlich erneut haben, zumal er ja nicht wiedergekommen. Aber fast eine Woche war nun bereits vergangen, ohne daß man sich seiner erinnert hatte.

Oder hatte sie die Wiederholung der Einladung unterlassen aus Rücksicht oder gar aus Liebe zu dem Baron? Eine Sturzwelle von Blut schoß ihm bei dem Gedanken in den Kopf und unwillkürlich klammerte er beide Hände um die eichenen Seitenlehnen seines Schreibtischsessels, als wollte er sie so verhindern, eine Gewalttat zu begehen. Gleichzeitig trat ihm die ganze Aussichtslosigkeit, ja Frevelhaftigkeit und Lächerlichkeit seiner Liebe zu Elisabeth vor Augen. Er liebte die Braut eines andern! Nun begann er von neuem gegen sich zu toben.

Was wollte er denn eigentlich? Etwa die Geliebte dem Baron abspenstig machen, ihn auszustechen versuchen? Wer war er denn im Vergleich zu dem Baron! Ein armer Teufel, der augenblicklich zwar sehr schönes Geld verdiente, aber doch nur ein Abenteurer, der von der Hand in den Mund lebte! Freilich traute er sich zu, es als Mensch und Mann zehnmal mit diesem windigen Monokelträger aufzunehmen! Hätte er sich ähnliche Lebensziele gesetzt wie dieser inhaltslose Streber, zehn Längen ihm voraus würde er durchs Ziel gehen! An praktischer

Lebensveranlagung fehlte es ihm wahrhaftig nicht! Hätte er nur der äußeren und nicht einzig und allein seiner inneren Welt leben wollen, die höchsten Sprossen auf der Stufenleiter einer fest und sicher gefügten Staatslaufbahn hätte er zu erklettern vermocht, wenn sich ihm das gelohnt hätte! Aber was lag ihm an Rang und Titel und Orden und Ehrenzeichen! Frei wollte er sein! Nur der innern Wahrheit und Wahrhaftigkeit dienen, um ganz und ungeteilt der zu werden, der er aus innerster Notwendigkeit werden m u ß t e ! Alle Verlockungen der Welt hätten nicht vermocht, ihn aus der Bahn zu werfen, die seine innern Gesetze ihm vorschrieben! Über Leichen wäre er gegangen und würde er gehen, wenn diese innern Ziele es von ihm forderten! Aus dem selbstsichern Hochgefühle seiner ganzen ungeteilten, unteilbaren und unzerstörbaren Persönlichkeit heraus empfand er es nun geradezu als klägliche Schmach, daß er sich überhaupt in Vergleich setzte mit diesem Zerrbilde von Mensch und Mann. Und von andern sich in Vergleich setzen ließ! Von andern? Von wem? Er mußte es sich gestehen, von dem Weibe, das er liebte!

Und diese Empfindungskette fortknüpfend, beschlichen ihn nun von neuem Zweifel auch an dem innern Werte der Geliebten. Geradezu unfaßlich erschien es ihm, daß sie diesen Hohl- und Flachkopf sich zum Gatten und einstigen Vater ihrer Kinder auserwählt! Was konnte da wohl Großes an ihr selber sein? Gewiß war sie schön, schön wie eine Göttin! Aber was war diese äußere Schönheit wert, wenn die innere fehlte? Beging er nicht von neuem den Fehler, den er bei Beurteilung der Menschen immer begangen, daß er all das, was so groß und glühend stark in seiner eigenen Seele lebte, unbewußt auch in andere hineinlegte? Und besonders in Menschen, die er liebte? Wie oft hatte er da nicht schon sein Herz verschwendet, ja weggeworfen! Welch schmerzliche Enttäuschungen hatte er da nicht schon erlebt! Nichts als leer gedroschenes Stroh hatte er immer zurückerhalten für all das, was er so reichlich gab! Aber er wurde durch Schaden ja nicht klug! Mit einer gewissen Bosheit gönnte er sich von Herzen diese neue Erfahrung. Warum war er nicht der inneren Stimme gefolgt, die ihn doch noch niemals

betrogen hatte, und dieser verhängnisvollen Schnitzeljagd ferngeblieben? Nun war die kaum vernarbte Wunde, wie er vorausgesehen, von neuem aufgebrochen und blutete stärker denn je. Sollte er sich nicht ganz verbluten, so galt es jetzt rasch und unwiderruflich ein Ende zu machen.

Mit jähem Ruck erhob er sich und ging in starker Erregung auf und ab. Da fuhr ein geschlossener Kraftwagen vor. Das war ja Elisabeths Wagen! Erstaunt blieb er am Fenster stehen. Sollte sie ihn selber aufsuchen? Undenkbar! Gespannt haftete sein Blick am Wagenschlag, als der Lenker absprang. Aber er öffnete ihn nicht, sondern stellte das Triebwerk ab. Dann entnahm er der ledernen Tasche seitlich des Führersitzes einen Brief und ging ins Haus.

Der Brief konnte nur von ihr sein, denn der Kommerzienrat war ja nicht im Hause, ja überhaupt nicht in Berlin. Und richtig! Da hörte er schon die Schritte des Dieners, während der Wagenlenker bereits wieder aus dem Hause trat. Aber er bestieg den Wagen nicht, sondern wartete. Auf Antwort? Oder gar auf ihn selber?

Die Meldung des eintretenden Dieners bestätigte Hermanns Vermutung.

Eilends erbrach er den Brief und las:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

In einer persönlichen Angelegenheit brauche ich Ihren freundschaftlichen Rat. Ich bitte Sie, möglichst bald um Ihren Besuch und um Mitteilung, wann ich Sie erwarten darf. Am liebsten wäre es mir, Sie kämen sofort. Ich lasse den Wagen auf Sie warten. Melden Sie sich bitte bei meiner Mutter an, die ich von meiner Bitte unterrichte.

Mit herzlichem Gruß
Elisabeth Burghamer."

Drei-, vier-, fünfmal las Hermann den Brief, unschlüssig, was er antworten solle. Er fühlte, daß von neuem eine folgenschwere Entscheidung in seine Hand gegeben war. Wenn er jetzt mit irgendeiner Entschuldigung ablehnte, der Bitte zu entsprechen, dann hatte er den unwiderruflichen Schritt getan, der

einzig und allein ihm seine innere Freiheit und Ruhe wieder geben konnte. Deutlich sagte ihm seine innere Stimme, daß dies das einzig Richtige sei. Er setzte sich auch bereits an den Schreibtisch und griff zur Feder. Entschuldigungsgründe hatte er mehr als genug, denn die volle Verantwortung für das neue Fabrikunternehmen lastete auf ihm. Eine mehrtägige Reise in die Provinz war ohnehin nicht mehr länger aufzuschieben. Diese konnte er sofort antreten. Von neuem las er den Brief.

„In einer persönlichen Angelegenheit brauche ich Ihren freundschaftlichen Rat."

Das war eine Bitte, eine herzliche und dringende Bitte, denn möglichst umgehend wurde ihre Erfüllung erwartet. Konnte er sich als Mensch und Mann dieser Bitte, die eine befreundete, ja geliebte Dame an ihn richtete, versagen? Sein Rat wurde erbeten! Und noch dazu in einer persönlichen Angelegenheit! Nein! Da galt es kein Besinnen! Die einfachste Ritterpflicht gebot, die Bitte zu erfüllen.

Er klingelte dem Diener. Der Lenker möge ankurbeln, er selber käme sofort.

Während er noch einige Unterschriften leistete, zerbrach er sich den Kopf, was das wohl für eine persönliche Angelegenheit sein könne. Er stutzte, als er sich vergegenwärtigte, daß Elisabeth hierbei seine und nicht die Unterstützung ihres Bräutigams suchte. Ein Strom flüssigen Feuers ergoß sich ihm den Rücken hinab bei dem Gedanken, von dem geliebten Mädchen offenkundig eines Vertrauens gewürdigt zu werden, das sie ihrem Bräutigam nicht entgegenbrachte.

Rasch zog er sich den Überzieher an und fuhr ab.

Mit Ungeduld erharrte Elisabeth die Rückkehr des Wagens. Vom Grunewaldviertel bis nach Groß-Lichterfelde hin und zurück brauchte er gut Fünfviertelstunden. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß Hermann Kämpfer sofort selber kommen werde, falls er überhaupt anwesend und nicht gerade auf einem Geschäftsgange sei. Je näher aber die Zeit kam, daß er erscheinen konnte, um so beklommener wurde ihr zumute.

Sie hatte an Hermann den Brief geschrieben, ohne sich überhaupt klar darüber zu sein, was sie eigentlich von ihm

wollte. Nur aus dem unwiderstehlichen Triebe ihn wieder zu sehen, hatte sie gehandelt, gewohnt, jeden Wunsch sich augenblicks zu erfüllen. Dabei folgte sie nicht allein dem Zuge ihres Herzens, sondern auch dem Bedürfnisse, wieder Ordnung in ihre Gedanken und Empfindungen zu bringen. Das aber konnte nur durch den geschehen, der ihr Inneres so mächtig aufgewühlt hatte. Es war ihr, als müsse durch seine bloße Gegenwart Beruhigung und Klarheit über sie kommen. Vergeblich hatte sie die letzten Tage über gehofft, Hermann werde sich von selber einstellen, da sie in der Erregung jener Stunde es versäumt, ihn zum Wiederkommen aufzufordern. Es nachträglich zu tun, scheute sie sich. Denn von dem Augenblicke an, da diese jähe Liebe zu Hermann in ihr aufgelodert war, hielt ihr weiblicher Trieb sie ab, irgend etwas zu tun, was ihre Liebe verraten könnte. Aber der Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechtes, zwar im Empfinden und Einsehn, nicht aber auch im Handeln logisch zu sein, war sie schließlich doch erlegen und hatte den Brief geschrieben. Je näher nun der Augenblick kam, da Hermann eintreffen mußte, um so leidenschaftlicher wurden ihre Selbstvorwürfe, daß sie übereilt und unüberlegt gehandelt und so das Geheimnis ihres Herzens verraten hätte. Glühend rot wurde sie vor Zorn und Scham. Gott weiß was hätte sie darum gegeben, wäre es möglich gewesen, den Brief zurückzuholen.

Unwillkürlich trat sie vor den Spiegel. Wie sie aussah! Ihr herrliches Haar hatte sie zwar gleich nach Abgang des Briefes wieder in Ordnung gebracht. Aber trotz aller durchtriebenen weiblichen Schönheitskünste war es ihr nicht gelungen, die Spuren der Tränen und die Erregung auf den Wangen restlos zu tilgen. So konnte sie unmöglich Hermann empfangen! Und was sollte sie ihm nur sagen! Mit welcher „persönlichen Angelegenheit“ solle sie ihn nur behelligen! Eine jähe Angst kam über sie. Was sollte sie nur tun! Sich verleugnen lassen? Eine plötzliche Unpäßlichkeit vorschützen? Wenn wenigstens ihre Mutter noch dagewesen wäre! Sie hatte ja gar nicht daran gedacht, Hermann durch ihre Mutter empfangen zu lassen! Nur der gesellschaftlichen Form wegen und in Rücksicht auf die

Dienstboten hatte sie ihn um diese Art der Anmeldung gebeten. Die ganze Sinn- und Zweckwidrigkeit dieses Verfahrens wurde ihr nun plötzlich klar. Und dazu hatte sie ihren eigenen Wagen noch geschickt, den Ersehnten herbeizuholen! Wie täppisch war das! Wie albern! Lächerlich, ganz unmöglich hatte sie sich dadurch vor Hermann gemacht! Sie ahnte freilich nicht, daß Hermann, dem jede tiefere Erfahrung mit Frauen abging, sich ganz andere Gedanken machte.

Während sie in Wut und Verzweiflung an ihrem Putztisch noch Paste und Puder handhabte und immer und immer noch etwas zu tupfen und zu wischen fand, hörte sie unten den Wagen in den Garten fahren. In jähem Schreck eilte sie aus Fenster. Noch ehe der Wagen hielt, sprang Hermann federnd heraus und ging lebhaften Schritts der Freitreppe der Villa zu.

Bis zum Halse hinauf schlug ihr das Herz. Aber nun galt kein Zaudern! Nun hieß es entschlossen handeln!

Als das Mädchen ihr meldete, Herr Dr. Kämpfer wolle der Frau Kommerzienrätin seine Aufwartung machen, und fragte, was sie ihm für Bescheid geben solle, da die gnädige Frau doch ausgegangen sei, da blitzte ihr ein rettender Gedanke auf. Mit vollkommener äußerer Ruhe sagte sie: „Ich werde an Mamas Stelle den Herrn Doktor empfangen.“

In der Welt der gesellschaftlichen Lüge groß geworden, nahm sie ihre Zuflucht zur Lüge, und als Hermann gänzlich unbefangen, sie bescheiden fragte, womit er ihr dienen könne, dankte sie ihm zunächst herzlich für sein sofortiges Kommen. Dann sagte sie mit einer Gewandheit und Sicherheit, als sei es ihr heiliger Ernst:

„Ich möchte mich über die Fragen, die Sie kürzlich berührt, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit unterrichten und beabsichtige zu dem Zwecke Theologie zu studieren. Ich möchte Sie bitten, mir bei der Aufstellung meines Studienplanes behilflich zu sein.“

Hermann traute seinen Ohren kaum. Wie gründlich hatte er sich da in der Wirkung jener Lesestunde geirrt und erst recht in der Einschätzung Elisabeths! Welch schweres Unrecht hatte er ihr angetan! Mit Wärme antwortete er:

„Das finde ich prächtig von Ihnen, mein gnädiges Fräulein! Aber dazu brauchen Sie doch nicht Theologie zu studieren! Es wird genügen, wenn sie die eine oder andere Vorlesung hören. Sie wollen doch nicht etwa Pfarrer werden?“ setzte er scherzhaft hinzu.

„Das allerdings nicht! Aber ich möchte diese Studien recht gründlich betreiben, da sie mich brennend interessieren und möchte darin auch mein Doktorexamen machen.“

Verblüfft sah Hermann sie an. Nach einer Weile sagte er dann voller Bewunderung über den Ernst ihrer Absicht:

„Ein Examen ist allerdings ein vorzügliches Mittel, Methode und Ordnung in jedes Studium zu bringen. Für den in die Tiefe Strebenden aber ist es meist ein Hindernis, nach freier, durch seine eigene Persönlichkeit bedingter Art, den Studiengang zu wählen. Der Wert eines Examens ist hauptsächlich ein erzieherischer, da er uns nötigt, auch Dinge zu studieren, die uns gleichgültig, ja oft widerwärtig sind. Sollte es Ihre Absicht sein, mehr Ihren Geist und Charakter zu schulen, als Ihr Wissen zu bereichern, so könnte ich Ihrem Vorhaben nur beipflichten. Indes glaube ich, daß Sie eine derartige Schulung doch nicht mehr nötig haben, sondern nur Ihr geistiges Gesichtsfeld erweitern wollen. Habe ich damit recht?“

„Das möchte ich ja eben Ihrem Urteil überlassen, Herr Doktor! Dazu erbitte ich ja Ihren Rat!“

Das sagte Elisabeth mit solch ungekünsteltem Eifer, daß Hermann darüber ganz entzückt war. Und in der Tat begann sich auch unter dem Einfluß von Hermanns Worten ihre ursprünglich nur als Notlüge vorgebrachte Studienabsicht in ehrlichen Ernst zu verwandeln. Als Hermann ihr dann vollends riet, die Examensfrage vorläufig noch offen zu lassen und zunächst einmal mit dem Hören bestimmter Vorlesungen zu beginnen, da war sie aus wahrstem Herzen so Feuer und Flamme für den Plan, daß sie den Beginn des Semesters kaum erwarten konnte.

„Und wenn ich dann irgend etwas nicht verstanden habe, oder sonst irgendwie Ihren Rat brauche, darf ich mich dann immer an Sie wenden?“ fragte sie so unbefangen wie möglich. Dabei überzog eine tiefe Röte ihr schönes Gesicht.

„Selbstverständlich stehe ich Ihnen jederzeit ganz zur Verfügung!“ erwiderte Hermann mit überströmender Herzlichkeit.

Die Kommerzienrätin, von einem Besuche in der Nachbarschaft zurückkehrend, betrat das Zimmer. Sie erschien über Hermanns Gegenwart keineswegs erstaunt und begrüßte ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit. Begeistert teilte ihr Elisabeth ihren neuen Plan mit. Lächelnd hörte ihr die Mutter zu, an plötzliche und überraschende Entschließungen ihrer Tochter gewöhnt. Ohne der Sache weitere Bedeutung beizulegen, fragte sie Hermann, ob er denn nicht zum Mittagessen dableiben wolle. Nur zu gern nahm er die Einladung an.

Erst in später Nachmittagsstunde verließ Hermann Kämpfer die Villa in Elisabeths Wagen. Daß ihn das geliebte Mädchen wiederliebte, darüber glaubte er nun Gewißheit zu haben! Aber würde diese Liebe groß und stark genug sein, ihm auch angehören zu wollen? Sie war ja die Braut eines andern! Seligkeit, Schmerz und Zweifel rangen miteinander in seiner Brust.

18.

Von nun an waren Hermann und Elisabeth fast täglich zusammen. Zwanglos boten sich dazu die Gelegenheiten. Zunächst galt es, den Arbeitsplan aufzustellen. Gemeinsam fuhren sie in die Universität, studierten die Anschläge am schwarzen Brett und gingen dann zu Hause zusammen das Vorlesungsverzeichnis durch. Da zu Elisabeths Studien nicht nur die theologische, sondern auch die philosophische und naturwissenschaftliche Fakultät in Frage kam, gab es da eine Menge zu erledigen. Als dann Ende Oktober die Vorlesungen begannen, verging fast kein Tag, an dem Elisabeth Hermanns wissenschaftliche Unterstützung nicht beansprucht hätte. Den ganzen Tag freuten sich beide auf ihr Zusammensein gegen Abend, und diese vorgenießende Freude gab ihrer Tagesarbeit Schwung und Kraft. Zusehends wandelte sich Elisabeths ruhelose Fahrigkeit unter Herrmanns energisch klarer Führung in zielbewußte Ruhe.

Seine Geschäftsreise in die Provinz hatte Hermann solange als möglich hinausgeschoben. Als er sie aber doch antreten mußte, da kannte die Sehnsucht der Beiden keine Grenzen. Täglich wechselten sie Karten oder Briefe, und als Elisabeth Hermann eines Tages schrieb, wie sehr sie seine Gegenwart entbehre, da hielt es ihn nicht länger, er unterbrach die Reise und fuhr zurück nach Berlin. Bräutlich war ihr Wiedersehn, trotzdem sie sich nur wie gute Bekannte begrüßten. Auch ohne, daß sie es sich gestanden, waren beide ihrer gegenseitigen Liebe gewiß. In dieser unausgesprochenen Liebe fanden sie ein solch tiefes Glück, daß sie sich ängstlich hüteten, es durch ein Geständnis zu stören, denn ein solches mußte eine Frage aufrollen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen schlechterdings unlösbar war.

Von dem Baron war zwischen ihnen nie die Rede. Er hatte sich seit jenem Tage, an dem Elisabeth ihn aus ihren Zimmern gewiesen, in der kommerzienrätlichen Villa nicht mehr blicken lassen. Elisabeth hatte den Vorfall ihrer Mutter erzählt, und diese teilte die Empörung ihrer Tochter. Seither war auch von den beiden Frauen in unausgesprochenem Übereinkommen von Werheim nicht mehr gesprochen worden.

Der Kommerzienrätin blieb die wahre Natur des eifrigen Verkehrs zwischen Hermann und Elisabeth nicht verborgen. Erst hatte sie aus mütterlicher Schwäche, dann aus mütterlicher Liebe diesen immer inniger werdenden Verkehr geduldet, dann zart und rücksichtsvoll gefördert, denn das Glück ihres Schmerzenskindes ging ihr über alles. Wie die Sache freilich enden solle, darüber machte sie sich in letzter Zeit oft schwere Gedanken. Sie ließ den Dingen aber ihren Lauf in dem triebartigen Gefühle, daß hier etwas Unabänderliches im Werke sei, dessen notwendiger Verlauf durch äußere Einwirkung doch nicht aufgehalten, sondern nur verschlimmert werden könne.

Das seichte, nur durch handgreifliche Dinge beeindruckbare Wesen des Barons konnte sich auch nicht entfernt vorstellen, wie tief er Elisabeth verletzt hatte. Daß er sogar alles bei ihr verloren haben könne, hätte er nicht für möglich gehalten. Nur

aus taktischen Gründen hielt er es für geraten, eine zeitlang die Familie des Kommerzienrates zu meiden. Elisabeths Entrüstung hielt er für nervöse Laune. Sie werde ganz von selber nach ihm verlangen und ihn eines Tages anrufen oder wie früher oft, vor dem Ministerium vorgefahren kommen, um ihn vom Dienste abzuholen. Es gab für ihn nur eine einzige Frauenpsychologie, und diese gipfelte in dem Worte Mephistos, daß „all der Weiber Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren". Eine andere Erfahrung hatte er mit dem weiblichen Geschlecht, das er bis zum Überdruß genossen, nicht gemacht. Er kannte nur Weiber, keine Frauen. Und auch die Damen seiner Kreise waren für ihn nur Weibchen im rein zoologischen Sinne. Für deutsches Frauentum fehlte dem fremdblütigen Wüstensohne aus naturnotwendigen Gründen jedes Organ.

Als aber mehrere Wochen ins Land gegangen waren, ohne daß Elisabeth etwas von sich hören ließ, wurde er doch stutzig. Daß sie öfters zu Wagen und zu Pferde mit Hermann Kämpfer gesehen wurde, war ihm von seinen Freunden gelegentlich hinterbracht worden. Er hatte es aber nicht weiter tragisch genommen. Ganz im Gegenteil sah er darin einen Beweis für Elisabeths Liebe, da sie ihn offenbar eifersüchtig machen wolle. Als aber derartige Berichte sich mehrten und seine Korpsbrüder ihn sogar recht anzüglich damit anulkten, stieg ihm doch die Galle ins Blut. Er sann hin und her, wie er wohl eine Begegnung und Aussprache mit Elisabeth herbeiführen könne.

Da begegnete er eines Spätnachmittags dem Paare auf einem gemeinsamen Spazierritt auf der Charlottenburger Chaussee. Er kam im Auto, das er selber lenkte, gerade aus dem Ministerium und war dienstlich sehr verärgert. Das Reiterpaar bot ein prächtiges Bild. In gut zusammengestelltem Trabe kam es auf dem Reitweg neben dem Fahrdamm einher. Elisabeth lachte und strahlte an der Seite Hermanns, der ihr offenbar eine lustige Geschichte erzählte. Mancher Fußgänger blieb stehen und sah dem schönen Paare auf den edlen Tieren nach.

In nicht allzu schneller Fahrt fuhr der Baron an den Reitern vorüber. Er grüßte. Elisabeth erkannte ihn erst, als

er bereits vorbei war. Hermann hatte den Grüßenden überhaupt nicht beachtet, und Elisabeth vermied es, ihn nachträglich auf ihn aufmerksam zu machen. Aber sie wurde beim Ansichtigwerden des Barons sehr ernst, denn die Frage, die für sie die Frage aller Fragen war, tauchte plötzlich Entscheidung fordernd vor ihr auf.

Hermann fiel die plötzliche Schweigsamkeit seiner Gefährtin auf. Als sie in einen Seitenweg des Tiergartens einbogen, legte er sein Pferd dicht an das ihre, neigte sich besorgt zu ihr hinüber, ihre Hand fassend, und fragte, was ihr wäre. Mit zärtlichem Blick dankte sie ihm und wußte ihn zu beschwichtigen. Dann setzte sie ihr Pferd in Galopp.

Diesen Vorgang hatte der Baron beobachtet, denn in plötzlich ausbrechender Eifersucht war er umgekehrt und dem Paare nachgefahren. Da es nun, ohne ihn überhaupt bemerkt zu haben, im Galopp davoneilte, steigerte sich seine Eifersucht zu maßloser Wut.

Hermann war nicht wenig überrascht, am nächsten Tage den Besuch eines Regierungsassessors, Baron v. Oppenheimer, Leutnant d. R. in einem Garde-Train-Bataillon, zu erhalten. Er käme im Auftrage des Baron v. Werheim, ihn um Aufklärung zu ersuchen, warum er gestern auf der Charlottenburger Chaussee seinen Gruß nicht erwidert.

Hermann sagte sehr erstaunt, er könne sich überhaupt nicht entsinnen, den Baron v. Werheim die letzten Wochen gesehen zu haben.

Dem Baron v. Oppenheimer genügte diese Erklärung nicht. Er müsse namens seines Auftraggebers auf einer bedauernden schriftlichen Erklärung bestehen.

Als Hermann in aller Ruhe eine solche Zumutung ablehnte, erklärte der Baron v. Oppenheimer, „für diesen Fall“ von dem Baron v. Werheim beauftragt zu sein, Hermann eine Herausforderung zum Zweikampfe zu überbringen. Er bäte um Namhaftmachung eines Unparteiischen zwecks Feststellung der Bedingungen.

Hermann hatte Mühe, den Unverschämten nicht zur Tür hinaus zu werfen. Er beherrschte sich jedoch und lehnte mit

äußerer Ruhe das Ansinnen ab, worauf sich Herr Baron v. Oppenheimer mit toternster, aber anscheinend sehr befriedigter Miene und höchst offizieller Verbeugung entfernte.

Als Hermann Elisabeth von diesem Vorgange Mitteilung machte, gestand sie ihm, daß diese Begegnung mit Werheim gestern die Ursache ihrer plötzlichen Verstimmung gewesen sei. Aber sie habe das Gute gehabt, sie zu einem Entschluß zu bringen. Noch gestern Abend habe sie dem Baron v. Werheim durch Einschreibebrief die Erklärung übersandt, sie betrachte die Verlobung mit ihm als gelöst.

„Elisabeth!"

Nur ihren Namen vermochte Hermann auszusprechen. Dann zog er die Geliebte an seine Brust und willig gab sie sich ihm zum ersten Kusse hin.

Der Baron v. Werheim raste, als ihm sein Freund, Bluts- und Gesinnungsgenosse Baron v. Oppenheimer die ablehnende Antwort Hermanns überbrachte. Gleichzeitig jedoch atmete er erleichtert auf. Dann sagte er voller Verachtung: „War eigentlich vorauszusehen, daß dieser Plebejer kneifen würde! Feiges Pack, dieses bürgerliche Gesindel!"

Während er dies noch sprach, traf der Einschreibebrief Elisabeths ein.

„Aha!" sagte er triumphierend, „nun kommt sie!"

„Nu Spaß!" stimmte ihm Baron v. Oppenheimer zu. „Zügel nur nich locker lassen! Dann kauen die empfindlichsten Stuten ab! Eine wie die andere!"

Herr Baron v. Oppenheimer hielt sich nämlich Rennpferde. Zwar steuerte er sie nicht selber, denn das war nicht ungefährlich. Aber er liebte es, seine Vergleiche und Bilder über die „Weiber" möglichst dem Rennsport zu entnehmen. Dabei kam er sich sehr sport- und sachverständig vor.

Als er jedoch, noch befriedigt lächelnd über seinen wohlgelungenen Vergleich, das immer länger werdende Gesicht seines Korpsbruders wahrnahm, machte er: „Nu-n?"

Wortlos reichte ihm dieser den Brief.

Herr Baron von Oppenheimer zog die Mundwinkel in

sachverständige Falten, wiegte den Kopf schief hin und her und sagte nur das eine beziehungsreiche Wort: „Nebbich!"

Nach einer Pause setzte er dann hinzu:

„Nu nimmste die Witzleben! Auch en netter Käfer. Zwar keene Spur von Pinke-Pinke, aber der Herr Papa is ne Nummer! Frühstückt öfters bei S. M.! Ganz guter Tip das! Kann ne Sache werden! Ne große Sache!" Dabei sprach er das Wort „große" mit einem leichten Anklang an „grauße" aus.

Der Kultusminister in spe, Herr Baron v. Werheim, schien aber auf Pinke-Pinke doch einen gewissen Wert zu legen. Er begann sehr nachdenklich zu werden, und sobald Oppenheimer sich empfohlen, klingelte er bei Elisabeth an.

Er glaubte sie selber am Fernsprecher.

„Bist du's Ellichen? — Nu mach' mir keine Zicken, lieber Schatz!"

Aber keine Antwort erfolgte, nur ein leises Kichern war im Hörer vernehmbar. Er hatte mit einem der Dienstmädchen gesprochen.

Nun setzte er sich hin und schrieb an Elisabeth einen reu-, de- und wehmütigen Rohrpostbrief. Postwendend erhielt er ihn mit dem Vermerk „Annahme verweigert" zurück.

Noch aber gab er das Rennen nicht auf. Er schrieb auch an den Kommerzienrat und an die Kommerzienrätin. Von letzterer erhielt er gar keine, von ersterem nur eine sehr bedauernde Antwort.

Jetzt gab er das Geschäft für verloren, sagte „na denn nich!" und steckte sich eine Zigarette an.

19.

Hermann und Elisabeth verlebten nun Wochen ungetrübtesten Glückes. Dabei hatten sie ein wunderbares, über alle Begriffe köstliches Erleben.

Ohne sich jemals darüber ausgesprochen zu haben, hatten sie bisher beide leidenschaftlich den Zeitpunkt herbeigesehnt, da

sie als Mann und Frau sich angehören durften. Nun aber das einzige Hindernis, das ihrer ehelichen Vereinigung im Wege stand, gefallen war, erschien ihnen dieses so heiß herbeigewünschte Ziel als unwesentlich und bedeutungslos.

Sie hatten sich inzwischen so ganz in eine höhere, rein seelische Welt hineingelebt, waren in diesem rein geistigen Geben und Nehmen so wunschlos glücklich geworden, daß ihnen jede Änderung ihres gegenwärtigen Zustandes als eine Gefährdung ihres Glückes erschien.

In der Familie des Kommerzienrates galten sie längst als Verlobte. Diese Verlobung aber auch öffentlich auszusprechen, trugen sie gar kein Verlangen. Von jedem gesellschaftlichen Verkehr hielten sie sich fern. Ihre eigene Welt war so reich und wurde in ihrer gegenseitigen Liebe von Tag zu Tag immer umfassender und tiefgründiger, daß sie nach jener Welt des Scheins auch nicht das leiseste Verlangen verspürten. Hermann hatte diese Welt nie entbehrt und Elisabeth konnte nun gar nicht begreifen, daß sie einmal so ganz ihre Sklavin gewesen war.

Die Aufhebung ihrer Verlobung mit dem Baron von Werheim wurde natürlich in der Gesellschaft lebhaft besprochen, und es fehlte auch nicht an Lästerzungen, die bei derlei Anlässen sich zu regen pflegen. Der Baron war schamlos genug, vielsagende Andeutungen zu machen, denen man entnehmen mußte, die Aufhebung der Verlobung sei nicht von Elisabeth, sondern von ihm ausgegangen. Er scheute sich auch keineswegs, den guten Ruf seiner ehemaligen Braut anzutasten, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihn dabei zu fassen. Natürlich waren es Elisabeths „beste Freundinnen“, die ihr derlei Gerede und Gerüchte eifrig hinterbrachten. Sie selber wurde innerlich davon nicht betroffen. Wohl aber war sie besorgt, Hermann könne etwas davon zu Ohren kommen. Nicht als ob sie auch nur die leiseste Befürchtung gehabt hätte, er könne diesem Geschwätze Glauben schenken, oder seine Liebe könne dadurch irgendwie berührt werden. Sie fürchtete einzig und allein den Ausbruch seines Zornes, der jeden Lästerer ihrer Ehre auf der Stelle zur blutigen Rechenschaft gezogen hätte. Das war auch der Grund,

warum sie Hermann jene Szene mit dem Baron in ihren Privatzimmern verschwieg.

Zielbewußt stellte Elisabeth nach und nach auch den Verkehr mit diesen aufmerksamen Freundinnen ein. Ihre Studien, die sie unter Hermanns Leitung nach wie vor regelmäßig betrieb, gaben ihr dazu den erwünschten Vorwand.

Hermanns Arbeitskraft und Arbeitsfreude hatte sich verdoppelt, seitdem Elisabeth an allen seinen Unternehmungen und Plänen teilnahm. Die Errichtung der neuen Fabrik ging mit Riesenschritten vorwärts, und spätestens Weihnachten konnte mit der Fabrikation der gefärbten Platten nach dem von ihm ersonnenen und inzwischen patentierten Verfahren begonnen werden. Durch Elisabeths Liebe und Anteilnahme hatte sein neuer, ihm zuweilen so öde erscheinender technischer Beruf nunmehr Inhalt und Bedeutung gewonnen. Tief, wie zu Anbeginn, kostete er wieder die Freude praktischen Schaffens und Wirkens aus. Das niederdrückende Gefühl, das ihn anfangs öfters beschlich, so viele Jahre nutzlos mit rein wissenschaftlicher Betätigung verloren zu haben, war ganz geschwunden. Denn immer mehr stellte sich heraus, eine wie vorzügliche Grundlage seine wissenschaftliche Vorbildung für den neuen praktischen Beruf war. Nicht nur hatte er sich ein umfangreiches Wissen erworben, sondern auch gelernt, das Wesentliche vom Unwesentlichen rasch und sicher zu unterscheiden und alles mit Methode zu tun.

Dabei hatte er an Elisabeth eine eigenartige, aber sehr wesentliche und unmittelbare Hilfe. Wenn sie an ihn nur dachte, ging ihm die Arbeit auffallend glatt von der Hand. Erst hatte er geglaubt, er bilde sich das nur ein. Dann hatte er Zufall angenommen. Schließlich aber stellte er die Tatsache durch einwandfreie methodische Versuche fest.

Das brachte ihn auf das Problem der seelischen Fernwirkung. Mit den bekannten naturwissenschaftlichen Gesetzen waren diese Beobachtungen aufs Beste vereinbar, ja sie konnten ohne weiteres ähnlichen aus dem Gebiete der Physik untergeordnet werden. In den Erscheinungen der akustischen Resonanz und der elektrischen Influenz hatten sie ihr vollkommenes Gegenstück. Ein geradezu klassisches Vorbild für sie lieferte die draht-

lose Telegraphie. Die Schwingungen irgendeines Systems pflanzen sich durch den Raum nach allen Richtungen hin fort. Ein anderes gleichgestimmtes System ist imstande, diese Schwingungen an jedem beliebigen Orte des Raums aufzunehmen. Ein solches System ist auch das menschliche Gehirn, in dem die Seelenkräfte zusammenlaufen. Es ist ohne weiteres vorstellbar, daß jedes Gefühl, jeder Gedanke das Gehirn in gewisse Schwingungen versetzt, die sich durch den Raum ganz analog den elektrischen Wellen fortpflanzen. Ebenso denkbar ist es, daß ein anderes gleichgestimmtes Gehirn diese Schwingungen aufzunehmen vermag, ganz entsprechend den erwähnten physikalischen Vorgängen.

Gemeinsam mit Elisabeth las er alle Literatur über dieses Seelengebiet, deren er habhaft werden konnte. Er beschloß, sobald seine Zeit es gestatten werde, durch folgerichtige Versuche diese Erscheinungen näher zu studieren.

Um dauernd in Elisabeths Nähe zu sein, hatte er seine Privatwohnung von Groß-Lichterfelde nach dem Grunewaldviertel verlegt und sich in der Nähe der kommerzienrätlichen Villa eine bequeme Wohnung eingerichtet. Um die Zeit möglichst auszunutzen, führte er eine strenge Tageseinteilung durch.

Gemeinsam mit der Geliebten begann und beendete er sein Tagewerk. Schon früh 7 Uhr saß er mit ihr zu Pferde. Nach ein- bis anderthalbstündigem Morgenritt frühstückten sie beide gemeinsam in der Villa. Dann begab sich Hermann, dem der Kommerzienrat inzwischen einen besonderen Kraftwagen für seine geschäftlichen Fahrten zur Verfügung gestellt hatte, nach Groß-Lichterfelde an seine Berufsarbeit, während Elisabeth zum Besuche ihrer Vorlesungen fuhr. Um drei Uhr trafen sie sich dann wieder bei dem Mittagessen in der Villa. Nach Tisch arbeitete Hermann in seiner nahen Privatwohnung und zum Tee war er wieder bei der Geliebten. Fast täglich las er den Frauen nun vor mit Ausnahme der Tage, an denen er die Kolleghefte Elisabeths mit ihr zusammen durcharbeitete.

Für die Lesestunden hatte er einen ganz bestimmten abwechslungsreichen Plan aufgestellt, den er streng inne hielt. Im

Mittelpunkte standen die Evangelien und das Jesusproblem, worüber er eine ansehnliche Privatbibliothek besaß. Ferner las er den Damen Plato und Dante und machte sie mit den Grundzügen von Kants Lehre bekannt. Dann folgten ausgewählte Kapitel aus Homer und dem Nibelungenliede. Er führte sie in die herbe Welt Gottfried Kellers ein und belohnte ihre Ausdauer mit Theodor Storm und Wilhelm Raabe. Auch Fritz Reuter, der Lieblingsschriftsteller seiner verstorbenen Mutter, kam sehr zu seinem Rechte.

War die Vorlesung beendet, setzte sich Elisabeth ans Klavier. Mit ihrer anmutigen, gut geschulten Stimme sang sie dann irgendein Lied. Mit der Mutter hörten sie öfters ein gutes Konzert. Für Bach und Beethoven ging Elisabeth jetzt erst das wahre Verständnis auf. Seltener besuchten sie das Theater. Der moderne Sensationsbetrieb, der das Theaterleben der Hauptstadt beherrschte, war ihrem tief gesammelten Wesen zuwider.

Grundsätzlich mieden sie die Oper, da Hermanns auf klare Entschiedenheit gerichtete Natur diese Kunstgattung als unnatürliches Zwitterding empfand. Musik war ihm die höchste aller Künste, da sie unmittelbare Offenbarung unseres übersinnlichen Seins sei. Aber ihre raum- und zeitlose und darum unbegrenzte Ausdrucksfähigkeit widerstrebte den höchst beschränkten mimischen Ausdrucksmitteln des Darstellers, die sich damit in keinem Augenblicke zu decken vermöchten. Jeden Empfindungsstrahl zerlege die Musik in ein ganzes Spektrum von nebeneinander liegenden Tonfarben, denen mimisch zu folgen auch der genialste Darsteller unfähig sei. So müsse er, während das ganze Tonspektrum vor den Ohren des Zuschauers sich abrolle, den jedem Empfindungsstrahl entsprechenden Gesichts-, Stellungs- oder Bewegungsausdruck die ganze Zeit über starr festhalten oder öfters wiederholen, wodurch nichts als Unnatürlichkeit, Verzerrtheit und Lächerlichkeit zustande käme. Man werde den Eindruck nicht los, als müsse sich der Darsteller furchtbar abquälen und hinke trotzdem immerfort hinter der Musik her. Auf diese Weise werde der reine Eindruck der Musik auf den Zuschauer zerrissen und zerstört. Die

Wirkung der Musik darstellerisch ergänzen zu wollen, sei eben so unsinnig wie etwa der Versuch, die künstlerische Wirkung einer Marmorstatue dadurch zu erhöhen, daß man ihr kostbare Gewänder anzöge oder echte Haare aufklebe.

Aber ganz abgesehen von der Inkongruenz der musikalischen und darstellerischen Ausdrucksmittel, vermöge die Musik nur Empfindungen, niemals aber Gedanken und Handlungen wiederzugeben, die doch Kern und Wesen des Dramas ausmachten. Diese elementarische Tatsache verkenne die Oper. Die Verbindung der Musik mit dem Drama müsse einzig und allein darauf beschränkt werden, das gesprochene Wort zu tragen oder da, wo es nicht mehr zur Wiedergabe der Empfindungen ausreiche, abzulösen. Mustergültig hierfür sei Shakespeare. Die Musik setze bei ihm immer da ein, wo selbst seine göttliche Sprachgewalt nicht mehr ausreiche, der Empfindung Worte zu leihen.

Die ausdruckfähigste und umfassendste aller Künste sei zweifellos die Dramatik, und das Wesen eines Volkes und einer Rasse kommt in ihr zum klarsten Ausdruck. In dem Bestreben, die dramatische Handlung aus den Charakteren zu entwickeln, enthülle sich die tiefe Innerlichkeit der Germanen, während die Romanen darauf ausgehen, wirkungsvolle äußere Lagen und Verwickelungen zu schaffen, denen die meist schablonenhaften Charaktere untergeordnet werden.

Von den bildenden Künsten liebte Hermann ganz besonders die Bildhauerkunst. Ihre eindeutige Klarheit und Einfachheit sagte seinem Wesen besonders zu. Er wurde nicht müde, zusammen mit Elisabeth die Museen und Ausstellungen zu durchwandern. Er legte ihr dar, daß Sinn und Ziel dieser Kunst die Darstellung der Ruhe und Erhabenheit, ihr Gegenstand einzig die ideale Schönheit sei. Als unübertreffliche Meister dieser Kunst galten ihm die Griechen, und nicht genug konnte er sich erbittern über gewisse moderne Schulen, die auch diese Kunst zur Zerrkunst erniedrigten.

Bei einem Gemälde wertete Hermann hauptsächlich die Größe und Bedeutung des Gegenstandes und die Meister-waren

ihm die liebsten, die das unmittelbare quellende Leben kräftig und mannigfaltig gestalteten. Dürer und Rembrand waren seine erklärten Lieblinge. Mit freudigem Stolze setzte er der Geliebten auseinander, daß auch die gewaltigen Meister der italienischen Renaissance Michelangelo und Leonardo da Vinci germanischen Geblütes waren und es sich, wohin man auch blicke, immer wieder erweise, daß keine Rasse der Welt an Gedanken- und Gestaltungskraft sich mit der germanischen messen könne. Eine gewisse triebartige Angst vor der unbegreiflichen Schöpferkraft der Deutschen sei einzig und allein die Ursache, daß wir so viele Feinde in der Welt hätten. Nur weil man nicht begreifen könne, daß wir unsere unerschöpflichen Lebenskräfte einzig nach innen und nicht nach außen richteten, deshalb dichte man uns Welteroberungspläne an und verfolge mit solchem Mißtrauen und solcher Eifersucht unser unaufhörliches Werden und Wachsen, während wir doch nur darauf bedacht seien, den uns zum Leben nötigen Platz an der Sonne zu erhalten und gegen feindliche Anstürme zu sichern.

Einen besonderen Genuß bereitete es Elisabeth, als ihr Hermann gelegentlich der Besichtigung der Fabrikneubauten das Wesen der verschiedenen Baustile entwickelte. Aus den einfachen Elementen von Stütze und Last leitete er es ab. Auch da wies er sie darauf hin, daß Schönheit immer das Ergebnis von Einfachheit und Zweckmäßigkeit sei. Weil der griechische Stil aus den schlicht zweckmäßigen Elementen der stützenden Säule und des lastenden Querbalkens sich zusammensetze, deshalb sei er so erhaben einfach und schön. Der romanische Stil entwickele sich aus dem griechischen dadurch, daß die Säule zum Pfeiler und der lastende und lasttragende Querbalken zum Rundbogen und die flächenhafte Decke zum Rundgewölbe sich emporhöben. Ganz entsprechend entstehe der gotische Stil aus dem romanischen durch noch weitere Hebung des Rundbogens zum Spitzbogen und des Rundgewölbes zum Spitzgewölbe. Mit diesen reckten sich naturgemäß auch die Säulen, Pfeiler und Türme. Durch die fortschreitende Technik sei diese ganz natürliche Entwicklung bedingt. Ruhelosigkeit des Stils entstehe immer da, wo die einfachzweckmäßigen Elemente verlassen

würden und zweckwidrige Willkür an ihre Stelle träte, wie im Barock und Rokoko.

Dieser Art war das geistige Leben, das Hermann mit Elisabeth führte. Es war ihr, als habe sie durch Hermann überhaupt erst Augen und Ohren bekommen. Die tiefinnerliche Heiterkeit, die Elisabeths ganzes Wesen durchsonnte und verklärte, strahlte auch auf ihre Mutter über. Ein unsichtbares geistiges Band schien überhaupt die drei Menschen zu umschlingen seit jener ersten Vorlesung aus den Evangelien. Ohne daß sie anzugeben vermocht hätten, wieso es kam, erhielt alles, was sie dachten und sagten, taten und lebten, innere Bedeutung und geistigen Wert, der sie hoch über alles Irdisch-Alltägliche hinaushob. Das war die unmittelbare Wirkung der frohen Botschaft, die in ihren Herzen aufgegangen war. Oft saßen die drei still und sinnig beisammen, ohne ein Wort zu sprechen, denn ihre Seelen sprachen schweigend miteinander. Hermann hielt dabei oft die Hand Elisabeths oder sie lehnte ihren Kopf an seine Brust, und die Mutter erhob oft ihren Blick von der Handarbeit und ließ ihn segnend auf dem glücklichen Paare ruhn.

Aber in der Mutter Seele regten sich mütterliche Gedanken. Eines Tages unterbrach sie unvermittelt die Stille dieses wunschlosen Beisammenseins mit den Worten: „Kinder, wollt ihr denn nicht endlich heiraten?“

Erschrocken ließen Hermann und Elisabeth gleichzeitig ihre Hände los. Beide hatten, ohne daß sie es ausgesprochen, diese Frage von der Mutter längst erwartet und gefürchtet. Und doch hatte sich die letzten Wochen in beiden der gleiche Wunsch erst leise und dann immer mächtiger geregt. In ihre stillen Stunden und Träume webte sich holdseliges Ahnen und blaue Kinderaugen, goldene Blondlocken leuchteten hinein und kleine süße Händchen schienen nach ihrem Herzen zu greifen. Dann zog Hermann die Geliebte fester an sich, und sie schmiegte sich inniger in seinen Arm. Mit keiner Silbe noch hatten sie es ausgesprochen, was in der Tiefe ihrer Seele zitterte, und doch wußte jedes, was in dem andern vorging. Dann fühlte Elisabeth den Blick des geliebten Mannes auf ihrem Haupte

ruhn, und wenn sie ihren Kopf erhob und sein Auge tief in das ihre tauchte, dann senkte sie rasch den Blick und vergrub ihr Gesicht an seinem Herzen. Dabei fühlte sie, wie sein Arm sie heißer umschloß und alle seine Pulse nach den ihren klopften.

Warum erschraken sie nun beide bei der Mutter Wort?

Sie konnten es nicht begreifen und sich nicht erklären, aber ein Ahnen unaussprechlichen Leids kroch durch ihre Seelen.

Hermann war aufgestanden und an den Rand der weinumrankten Terrasse getreten. Rote Blätter wirbelten sacht und leise von den Bäumen des sonnendurchfluteten herbstlichen Parks, in dem nahen Obstgarten fiel ab und zu eine überreife Frucht unter dem Kuß eines Sonnenstrahls mit dumpfen Falle zur Erde. Die ganze Natur war durchsättigt von tiefstem Reifsein und eine herbe Süße lag in der klaren Luft.

Elisabeth hatte wie betend die Hände gefaltet und sah stumm vor sich hin in ihren Schoß. Ein Herbstfaden hatte sich in ihrem Stirnhaar gefangen und wellte, von ihrem tiefgehenden Atem bewegt, über ihrem Gesicht in der Luft.

Hermann hatte sich herumgedreht und auf die Marmorbrüstung der Terrasse gesetzt. Sein Blick umfing mit zärtlicher Innigkeit die Geliebte. Als sie ihren feinen Kopf erhob und klar und stark ihre Augen auf ihn richtete, ging er raschen Schrittes auf sie zu und schloß sie fest in seine Arme.

Nun wußten sie, gemeinsam würden sie beide tragen, was auch immer das Geschick ihnen auferlegen mochte. Von Stund an wichen die trüben und schweren Gedanken und jene Zuversicht kam über sie, die unabänderlichen Entschlüssen entspringt.

„Weihnachten werden wir uns öffentlich verloben,“ sagte Hermann, „und Ostern soll die Hochzeit sein. Ist dir das recht, Mama?“

Ohne ein Wort zu erwidern stand die Kommerzienrätin auf und küßte Hermann auf die Stirn. Dann umarmte und küßte sie ihre Tochter.

Des Kommerzienrats wurde nicht erwähnt. Alle Angelegenheiten, welche die Frauen betrafen, wurden durch diese selber erledigt. Seiner Zustimmung war man stets gewiß,

zumal in diesem Falle. Trotzdem jede seelische Berührung zwischen ihm und den Frauen fehlte und er auch persönlich nur selten mit ihnen zusammenkam, ja kaum zu den Mahlzeiten erschien und ein von ihnen ganz getrenntes, meist auf Reisen sich abspielendes Leben führte, schien er doch mit einer gewissen Liebe an ihnen, besonders an der Tochter zu hängen. Dieser Liebe gab er auf seine Art Ausdruck. Er hielt ihnen einen Bankkredit in einer Höhe offen, die selbst fürstlichen Ansprüchen genügen konnte. Die beiden Frauen waren außerstande, die ihnen zur Verfügung stehenden Gelder aufzubrauchen und das war sein Stolz. Als ihm seinerzeit durch ein Heiratsbüro die Mitteilung gemacht worden war, der Baron v. Werheim interessiere sich für seine Tochter und man ihn ersucht hatte, „konvenierenden Falles“ die Höhe der Mitgift anzugeben, da vergewisserte er sich zunächst, ob seiner Tochter der Baron willkommen sei. Dann gab er die doppelte Anzahl von Millionen an, die von dem Büro als Mindestsumme genannt worden war, da der Baron bereits anderweitig „Chancen in dieser Höhe“ habe. Als dann Elisabeth die Verlobung wieder löste, war ihm das keinesfalls unwillkommen, denn der Baron hatte ihm niemals imponiert. Am allerwenigsten verzieh er ihm seine jüdische Abstammung und die überhebliche Art, mit der er gleichwohl auf Burghamers Judentum herabsah. Wiederholt hatte Werheim ihm angedeutet, dieses werde ihm seine Karriere keineswegs erleichtern, da man in höheren Kreisen gegen „ehemalige“ Juden immer noch ein gewisses Vorurteil hege, trotzdem sogar nichtgetaufte Juden heute hoffähig wären und das „Berliner Tageblatt“ bereits eine Viertelmillion Bezieher habe. Dazu käme noch, daß Burghamer „nur bürgerlich“ sei. Mehr als eine „Chance“ habe er gehabt, Damen aus ältestem „christlichen“ Adel zu heiraten. Wenn er gleichwohl auf Elisabeth „reflektiert“ habe, so seien ihm weitschauende Gesichtspunkte hierfür maßgebend gewesen. Der allgemeine europäische Krieg, den man in „ihren Kreisen“ erhoffe, und der mit den Stammesunterschieden und „sonstigen Vorurteilen“ gegen die Juden gründlich aufräumen und vor allen Dingen das jüdische Kapital zum alles beherrschenden Einfluß in ganz Deutschland bringen

werde, stehe nahe bevor. Es sei jedoch die große Gefahr vorhanden, daß Deutschland in diesem Weltkrieg Sieger bleibe. Das müsse mit allen Mitteln verhindert werden, da es sonst mit den „Zukunftschancen" der Juden in Deutschland für alle Zeiten vorbei sei. So habe er alle persönlichen Interessen fallen lassen, um dem allgemeinen Interesse „ihrer Kreise" zu dienen. Im kommenden europäischen Kriege werde er, Burghamer, infolge der Verbindungen, die ihm die Heirat seiner Tochter „nach oben" eröffne, leicht Gelegenheit finden, politischen Einfluß zu gewinnen und sein Kapital zu verdoppeln, zumal wenn er, Werheim, noch sein eigenes Kapital dabei „mitarbeiten" lasse.

Das, was der Baron hier dem Kommerzienrat zu erzählen wußte, war diesem keine Neuigkeit. Er war weit besser und genauer unterrichtet als der läppische Baron. Seine Spürorgane reichten nach allen Ländern der Welt und ihm war bekannt, daß die anglo-amerikanischen Mitglieder „ihrer Kreise" den „Run" wieder auf einige Jahre verschoben hätten, da es in Europa noch nicht soweit wäre und es vor allen Dingen mit Rußland immer noch haperte. Erst mußte der Balkankrieg geschoben werden, ehe Deutschland an die Reihe kam. Aber gerade für diesen Fall war ihm an der Schwiegersohnsschaft des Barons nicht das geringste gelegen. Um die erforderlichen Gelegenheiten zum „Geldmachen" war ihm, wenn der Tanz einmal losgehen werde, nicht im geringsten bange. Eine Verbindung mit dem Schwätzer von Baron könne alsdann der Großzügigkeit seiner Unternehmungen höchstens Fesseln anlegen, wenn nicht gar sie ganz lahm legen. Er war daher herzlich froh, ihn als Schwiegersohn loszuwerden und Hermann dafür zu bekommen, von dessen Fähigkeiten er sich ganz andere Erfolge versprach.

Zweifel an Hermanns geschäftlicher Tüchtigkeit erwuchsen ihm erst, als dieser, trotzdem es nun feststand, daß er sein Schwiegersohn werden solle, die Frage der Mitgift nie berührte. Wie unvorsichtig! Ganz irre aber wurde er an ihm, als er eines Tages dieses Thema zur Sprache brachte und Hermann ihm rundweg erklärte, er werde keinen Pfennig Mitgift von ihm annehmen. Er halte es für eine Schmach, die Ehe zum Geschäft

herabzuwürdigen. Diese empörende Unsitte sei einzig und allein an dem modernen Ehejammer schuld, da durch sie die natürliche Grundlage der Ehe, die Liebe, nicht nur erschüttert, sondern gänzlich zerstört werde. Dies sei der Punkt, an dem der Hebel zur Gesundung der deutschen Volkskraft angelegt werden müsse. Gelänge es nicht, auf gesetzgeberischem Wege dieser Unsitte Herr zu werden, so müßte jeder Mann, der die Eingehung einer Ehe von einer Mitgift abhängig mache, für ehrlos erklärt werden. Gegen eine angemessene Aussteuer in den Grenzen der Verhältnisse, die er selber seiner zukünftigen Frau zu bieten imstande sei, habe er nichts einzuwenden, notwendig sei diese aber auch nicht.

Als die Kommerzienrätin, die dieser Unterhaltung beiwohnte, schüchtern einwendete, es gäbe doch auch Ausnahmen, erklärte Hermann sehr entschieden, daß er solche unter keinen Umständen anerkennen könne. Ein Mann, der nicht imstande sei, Weib und Kind aus eigener Kraft zu erhalten, sei überhaupt kein Mann und solle das Heiraten bleiben lassen. Ein erbärmlicher Tropf aber sei, wer gar die Schamlosigkeit habe, sich von seiner Frau „ernähren“ zu lassen.

Nun schwieg die Kommerzienrätin. Burghamer aber fragte sehr ironisch, ob er denn sicher sei, daß Elisabeth sich in die „beschränkten“ Verhältnisse, die er ihr doch nur bieten könne, finden werde.

„Fragen Sie sie doch selber!“ erwiderte er.

Elisabeth wurde herbeigerufen. Über diese Frage hatte sie überhaupt noch nicht nachgedacht. Nach kurzem Besinnen erklärte sie, Hermann habe durchaus recht, und was er verdiene, reiche vollständig aus, auch ihre Ansprüche zu befriedigen.

Kopfschüttelnd verließ der Kommerzienrat das Zimmer und Hermann schloß seine Braut dankbar in die Arme.

Von jenem Tage an zweifelte der Kommerzienrat an Hermanns Verstand und sah mit schwerer Besorgnis der Zukunft seiner Tochter entgegen.

20.

In aller Stille wurde die Verlobung am Weihnachtsabend im engsten Familienkreise gefeiert. Es waren die ersten Weihnachten, die Elisabeth seit ihrem Eintritt in die Gesellschaft zu Hause und nicht in irgendeinem „Grand Hotel“ verlebte.

Hermann hatte es sich nicht nehmen lassen, einen Christbaum herzurichten. Denselben Schmuck hatte er dazu benutzt, der schon die Christbäume seiner Kindheit geziert. Jahr für Jahr hatte ihn der Vater aufgehoben, und jede Weihnacht tat er immer wieder seine Dienste. Er gehörte zu dem Wenigen, was Hermann aus dem Zusammenbruche seines Elternhauses gerettet. Wie ein Heiligtum hatte er ihn seither bewahrt und nie ihn hervorzusuchen sich getraut aus Furcht, das Herz könne ihm dabei zerbrechen. Wenn er aber einmal eine eigene Familie gründen werde, dann solle dieser Schmuck zu neuem Leben erwachen. Nun hatte er ihn zum ersten Male hervorgeholt.

Unter dem brennenden Baum steckte Hermann seiner Braut den Verlobungsring an, den Segen seiner Eltern auf seinen Herzensbund herabflehend. Eine tiefe Schamröte überzog Elisabeths Gesicht, denn in dem Augenblick war es ihr gegenwärtig, wie sie vor Jahresfrist gedankenlos die Papierfessel um Hermann geworfen. Gediegen Gold gab er ihr nun für ihre papierne Oberflächlichkeit zurück. Eilends barg sie ihr Gesicht an der Brust des geliebten Mannes.

Die beiden Liebenden hatten ausgemacht, auch nicht die geringste Gabe zu diesem ersten gemeinsamen Weihnachtsfest sich zu schenken zum Zeichen dessen, daß sie ganz sich selber, Eines dem Andern, zum Geschenk für Zeit und Ewigkeit darbringen wollten. Von diesem einzigen Wunsch und Willen durchseelt, standen sie noch unter dem brennenden Weihnachtsbaum, als der Kommerzienrat das Zimmer betrat.

Ohne Verständnis für das Empfinden des Paares meinte er, zum „Süßholzraspeln“ fänden sie immer noch Zeit, sie mögen doch endlich zu Tisch kommen, um ihre Festgeschenke in Empfang zu nehmen.

Ungern folgten sie der Aufforderung.

Vor ihren Gedecken stand je ein kunstvoll gewerktes Kästchen. Elisabeth fand in dem ihren ein über alle Begriffe kostbares Brillantgeschmeide samt zugehörigem Ohr-, Haar- und Fingerschmuck, Hermann in dem seinen eine ganz entsprechende Zusammenstellung von Hemd- und Ärmelknöpfen nebst Halsbindennadel und Fingerring. Ein Fürstenpaar konnte nicht reicher beschenkt werden.

Elisabeth geriet in helles Entzücken. Sofort trat sie vor den Spiegel und legte den Schmuck an. Hermanns aber bemächtigte sich eine tötliche Verlegenheit. So ein Geschenk hatte er geahnt und gefürchtet.

„Nu—n?“ sagte der Kommerzienrat, als er Hermanns Mißstimmung wahrnahm. „Is Ihnen wohl nicht gut genug?“

Dabei entnahm er die Juwelen dem Behälter und wog sie blitzenden Auges in der flachen Hand.

„Na, was schätzen Se?“ fragte er dann blinzelnd, sie Hermann in die Hand gebend.

Der aber legte die Diamanten still auf den Tisch neben das Kästchen und brachte nur die Worte hervor „Sie sind zu gütig, Herr Kommerzienrat!“

Als Elisabeth diese Wirkung des Geschenkes auf ihren Verlobten sah, nahm sie beschämt den Schmuck wieder ab und legte ihn in das Behältnis zurück.

„Du hast dir unerhört große Ausgaben gemacht, Papa!“ sagte sie dabei.

„Kommt mir nicht drauf an,“ erwiderte er, „wann's dir nur Freude macht.“

Dabei zog er sie an sich und küßte sie. Schaudernd ließ sie es sich gefallen.

Da trat, allen Beteiligten Erlösung bringend, die Kommerzienrätin ein und bat ihre Kinder, nun auch ihre Bescherung entgegenzunehmen. Eilends hatte sie inzwischen die Gaben unter dem Lichterbaume aufgebaut.

Elisabeth schwelgte in einer ganzen Flut köstlicher Wäsche, Spitzen und Stoffe, und Hermann fand zu seiner unbeschreiblichen Freude einen Teller voll Äpfel, Nüsse und Backwerk und rechts und links daneben je einen mit bunten Zuckerkringeln bemalten

Pfefferkuchenmann, genau so, wie er es in seiner Kindheit gewohnt war. Daneben standen die ersten vor kurzem erschienenen Bände der großen Kant-Ausgabe der Berliner Akademie.

Kopfschüttelnd beobachtete der Kommerzienrat die kindliche, geradezu ausgelassene Freude, die sein Schwiegersohn ob dieser einfachen Gaben empfand, und mit den Worten „komischer Mensch das“ verließ er das Zimmer. Hermann und die beiden Frauen aber weilten noch lange unter dem Weihnachtsbaum, bis der Kommerzienrat anfragen ließ, ob sie denn nicht endlich zum Essen kommen wollten, er habe heute Abend noch in Berlin zu tun, und könne nicht länger warten.

Seit diesem Weihnachtsabend konnte Hermann in Gedanken an den Kommerzienrat nicht mehr zur Ruhe kommen. Die tiefe Abneigung, die er vom Augenblicke der ersten Begegnung an gegen ihn empfunden, war ganz dem feurigen Bestreben gewichen, Elisabeth zu erringen. Nun er sich am Ziele seiner Wünsche sah, regte sich die ursprüngliche Abneigung in verstärktem Maße. Der Gedanke, daß dieser Jude der leibhaftige Vater seiner Braut sei, und daß sein Blut auch einmal in den Adern seiner eigenen Kinder fließen werde, ließ sein Innerstes sich aufbäumen. Vergebens suchte er sich dadurch zu beruhigen, daß Elisabeths ganzes Wesen nichts, aber auch gar nichts mit ihrem Vater gemein habe. Die Vermutung, an die er sich früher bereits geklammert, daß sie vielleicht gar nicht die Tochter Burghamers sei, und daß irgendein Geheimnis über ihrer Geburt schwebe, beschäftigte ihn von neuem. Mehr als einmal war er dabei, die Kommerzienrätin hierüber zu befragen, aber eine begreifliche Scheu hielt ihn immer wieder davon zurück. Der kleine Schönheitsfehler der Unterlippe, den Elisabeth als einziges Merkmal von ihrem Vater geerbt, und den sie mit weiblicher Meisterschaft zu verbergen wußte, war ihm bisher nicht aufgefallen. Er sah die Geliebte nur noch mit den Augen seiner Liebe. Sie hätte häßlich und bucklig sein können, er hätte es nicht mehr wahrgenommen. Schließlich suchte er sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß es ja die Seele sei, die sich den Körper baue. Aber seine Naturwissenschaft belehrte ihn, daß

auch die Seele an die stofflichen Gesetze und Bedingungen gebunden sei, wenn sie daran gehe, aus der Liebe zweier Menschen sich ein Kleid für ihr Erdendasein zu weben. Ganz unbekannt war ihm, daß wir ja nur die Adoptiveltern unserer Kinder sind, und daß die Geistwesen, je nach ihrer eigenen größeren oder geringeren Vollkommenheit, Gesinnung und Entwicklungsstufe, sich Körper zur Fleischwerdung auswählen, die ihrem eigenen Charakter entsprechen. Der Körper ist ja nur das Instrument, auf dem die Seele spielt. Ein hochentwickelter Geist kann nur in einem hochentwickelten Organismus die leiblichen Voraussetzungen finden, sich auszuwirken. Ein tiefstehender oder schlechter Geist sucht sich umgekehrt einen der Tierheit noch näher stehenden Körper aus, um seinen niederen Trieben und Lüsten zu fröhnen. So dienen die höheren Rassen vorwiegend hohen und guten, die niederen vorwiegend niederen und schlechten Geistwesen zur Wohnung auf der Erde. Nicht umsonst schließen wir von dem äußern auf den innern Menschen! Aber die Ahnung dieser Beziehungen schlummerte ungeweckt in Hermanns Brust und äußerte sich in dem heftigen innern Widerstreben gegen diese Heirat trotz der tiefen und selbstlosen Liebe, die ihn mit Elisabeth verband. Je näher der Tag der Hochzeit rückte, um so eindringlicher und gebieterischer warnte die innere Stimme.

21.

So kam Ostern und der Hochzeitstag heran.

Trotz aller Einwände Hermanns hatte der Kommerzienrat darauf bestanden, ein Festgepräge größten Stiles zu entfalten. Selbst die geräumige Villa erwies sich als zu klein, die zahllosen Gäste zu fassen. Die Feier fand im Hotel Adlon statt. Hermann dankte seinem Schöpfer, als er mit seiner jungen Frau endlich im Eisenbahnabteil saß.

In Südtirol hatte er ein still verschwiegenes Landhäuschen gemietet, um dort fern allem Trubel, die ersten Ehewochen zu verleben. Begeistert hatte Elisabeth diesem Plane zugestimmt. Aber schon nach wenigen Tagen war ihr Wesen wie umgewandelt. Das chaotische Blut ihres Vaters begann seine Natur geltend zu machen. In seinem Aufsieden schienen alle feinen und feinsten seelischen Regungen zu ersticken. Rettungslos lieferte es seine Trägerin wieder der kaum überwundenen Sinnengier aus und alle Dämme der Sitte und Sittlichkeit drohte es zu sprengen. Das sinnliche Begehren der jungen Frau war derart wild und ungezügelt, daß Hermann sich geradezu abgestoßen von ihr fühlte. Alle Wege zu den Tiefen der Seele schienen in ihr verschüttet, vergebens suchte Hermann sie wieder freizulegen.

Die alte Unrast und Unruhe kam wieder über sie. Unbezähmbar wurde wieder ihr Verlangen nach der großen Welt. Sie begehrte aus dem Landhäuschen ins Hotel zu ziehen, Menschen, Gesellschaften, Toiletten, Trubel, Tänze, Lärm, „Leben“ wollte sie um sich haben.

Mit Entsetzen nahm Hermann die Wandlung Elisabeths wahr. All sein Begütigen und Beruhigen war vergeblich. Um ihrem Weinen und Jammern ein Ende zu machen, mußte er ihr wohl oder übel nachgeben.

Aber auch in dem Hotel, dem größten des kleinen Ortes hielt sie es nicht lange aus. Es „roch“ ihr da zu sehr nach „deutschem Loden“. Das sei ja überhaupt kein „Hotel“! Die Speisekarte sei ja von oben bis unten deutsch und der Oberkellner verstünde nicht ein Wort englisch! Engländer, Amerikaner wollte sie um sich haben, das seien die einzigen Menschen, die zu leben wüßten! Nach „Monte“ wolle sie! Jedes Jahr sei sie mit der Mutter ein paar Wochen dort gewesen, Hermann dürfe ihr das nicht abschlagen.

Hermann kochte vor Zorn, aber er war machtlos. Wollte er es nicht schon auf der Hochzeitsreise zum völligen Bruch kommen lassen, mußte er ihrem Wunsche willfahren. So reisten sie denn nach Monte Carlo.

Hier war Elisabeth eine bekannte und gefeierte Schönheit.

Sie wurde nicht fertig mit „Visiten“ und „Gegenvisiten“, um ihren Bekannten aus New York, San Franzisko, London und Paris ihren Mann vorzustellen. Hermann vermeinte eine Monströsität zu sein, die auf Jahrmärkten herumgezeigt wird. Folterqualen stand er dabei aus. Ein Ball und ein Fest jagte das andere, und Elisabeth wanderte aus den Armen eines Tänzers in die des andern, so daß Hermann sich so überflüssig wie möglich vorkam. Allein saß er abseits und war nicht fähig, mit diesen Menschen, die aus einem ganz andern Stoffe als er geformt schienen, irgendwelche Fühlung zu gewinnen. Und doch hatte es auch ihn einst nach dieser Welt verlangt! Nun besaß er diese Welt, und nun verachtete und haßte er sie!

Elisabeth aber war in diesem Strudeln und Quirlen in ihrem Element. Mit einem ganzen Schwarm von Hofmachern und Courschneidern war sie ständig umgeben, ganz wie an jenem Weihnachtsabend, als er sie zum ersten Male gesehen. Damals vermeinte er, ohne sie nicht mehr länger leben zu können. Und nun war sie seine Frau! War sie es wirklich? Aller Welt schien sie zu gehören, nur nicht ihm! Eine düstre Schwermut senkte sich auf ihn herab und schwarz sah er in die Zukunft. Unaufhörlich sprach die innere Stimme, aber er hörte sie nicht und wollte sie nicht hören.

Nach vier Wochen war die „season“, in „Monte“ zu Ende, und nun zog es Elisabeth nach Rom und Neapel. Hermann erschrak. Seit seiner Gymnasiastenzeit war es sein Seelenwunsch, ein einziges Mal in seinem Leben auf dem Capitol zu stehen, die Stätte zu sehen, die einst das Herz der Welt war. Aber nur nach gründlicher Vorbereitung wollte er einmal diese Reise machen. So aus dem Stegreif heraus, erschien es ihm geradezu sündhaft.

„Was ist da lange vorzubereiten?“ sagte Elisabeth. „Ich kenne Rom so gut wie den Kurfürstendamm, ich werde dich führen!“

Und sie führte ihn. Eine Hetzjagd sondergleichen war es. Hermann war froh, als Elisabeth mitten darin plötzlich den Wunsch äußerte, zurückzufahren und noch einige stille Tage in ihrer Villa in Bordighera zu verleben. Telegraphisch wurde

die Herrichtung für das junge Paar angeordnet, und noch am gleichen Tage die Reise dahin angetreten.

Elisabeth war müde und verlangte auszuruhen. Und in der Tat verlebte Hermann mit seiner jungen Frau nun die ersten ruhigen Stunden. Sie schien plötzlich wieder ganz die alte und war es zufrieden, daß er ihr vorlas, wie in der Brautzeit. Aber die Ruhe dauerte nur ein paar Tage. Kaum fühlte sie sich einigermaßen erholt, da trieb es sie auch schon wieder weiter. Als Hermann sie bat, wenigstens noch einige Zeit zu bleiben, da es ihm hier besonders gut gefalle, wußte sie ihm den Aufenthalt durch versteckte Erinnerungen an den Baron v. Werheim, mit dem sie sich damals hier verlobt, so zu verleiden, daß er verstimmt in die Abreise willigte. Aber sie verstand es, ihn zu begütigen, indem sie das sehnliche Verlangen äußerte, den Winterkurort wieder zu sehen, wo sie sich zum ersten Male begegnet. Dieser Wunsch war Hermann nicht unwillkommen, da er endlich die Rückreise nach Deutschland ermöglichte. Zwei Monate waren sie nun bereits unterwegs und auf drei, höchstens vier Wochen hatte Hermann die Reise bemessen.

Es war Hermann doch recht eigenartig zu Mute, als er mit Elisabeth durch den Saal des „Grand Hotel" schritt, in dem er sie zum ersten Male erblickt und erst recht, als er mit ihr vor ihrem Bilde in der Villa stand. Man hätte meinen sollen, ein tiefes Glücksgefühl müsse ihn nun durchströmen, da er nun im Besitze des Mädchens war, das ihm damals so über alle Maßen begehrenswert und ebenso unerreichbar erschienen. Aber ganz im Gegenteil lastete nun auf ihm eine tiefe Niedergeschlagenheit und in jenem Augenblicke wünschte er, Elisabeth niemals gesehen zu haben.

Nach fast dreimonatiger Abwesenheit kehrte das Paar nach Berlin zurück und bezog sein neues Heim. Elisabeth, die zeitlebens nur in Villen gewohnt, hatte gewünscht, eine Etage in einem Hause der Stadt zu beziehen. Am Reichskanzlerplatz in Charlottenburg hatten sie eine solche großen Stiles gefunden. Es machte der jungen Frau ganz besonderes Vergnügen, die nach vorn gelegene Zimmerflucht von neun stattlichen ineinandergehenden Räumen, deren Verbindungstüren immer offen stehen

mußten, zu durchwandern. Kaum aber hatte sie einige Tage die Wohnung hin und her durchquert, als sie die Lust verspürte, noch einige Wochen an die See zu gehen.

Da es inzwischen Sommer geworden war, wußte Hermann kaum etwas dagegen einzuwenden. Als er ihr aber eröffnete, er habe keine Zeit, sie zu begleiten, gab es die erste eheliche Szene. Hermann blieb jedoch fest. Nur das Zugeständnis machte er, sie wenigstens einmal zu besuchen.

Zum ersten Male war das junge Paar getrennt. Elisabeth schrieb nun so liebeglühende und liebeverlangende Briefe, sie wußte die Trostlosigkeit ihres Getrenntseins so rührend zu schildern, und, wenn Hermann sie nicht sofort besuche, mit allen möglichen Dummheiten zu drohen, deren Ausführung ihr völlig zuzutrauen war, daß er bereits nach acht Tagen wieder bei ihr war.

Volle zwei Wochen waren sie nun schon wieder zusammen, trotzdem Hermann nur drei Tage bleiben wollte. Da riefen dringende geschäftliche Telegramme ihn nach Berlin zurück.

Nun ging das Sehnsuchtsspiel Elisabeths von neuem los, und da Hermanns Geschäfte ihm die Abwesenheit von Berlin tatsächlich unmöglich machten, kehrte Elisabeth schon ein paar Tage später ebenfalls nach Berlin zurück.

Hermann, dessen Wesen im Geistigen wurzelte, litt unsagbar unter dem rein sinnlichen Zustand, zu dem Elisabeths Liebe herabgesunken war. Aber dem immer neuen Verlangen seiner schönen jungen Frau, die mit allen Evaskünsten ihn umstrickte, vermochte er nicht zu widerstehen. Als schließlich dieses an Ausschweifung grenzende Liebesleben seine Geisteskräfte zu lähmen drohte, benutzte er die nächste sich bietende Gelegenheit zu einer längeren Geschäftsreise. Nur mit größter Mühe gelang es ihm, Elisabeth davon abzuhalten, ihn zu begleiten.

Als er nach dreiwöchiger Abwesenheit zurückkehrte, fand er sie verändert vor. Die Wogen der Leidenschaft waren abgeebbt und schienen innigeren Regungen Platz gemacht zu haben. Beglückt schloß Hermann sein junges Weib in seine Arme, als sie ihm gestand, was er aus der Veränderung ihres Wesens bereits selber geschlossen hatte.

Aber die seltsamsten an Unnatürlichkeit und Widernatür-

lichkeit grenzenden Launen galt es nun der jungen werdenden Mutter zu befriedigen. Bald verlangte sie nach Früchten, die der Jahreszeit nach nicht zu bekommen waren, bald bestellte sie sich diese oder jene im Augenblick schwer zu beschaffende Speise, um sie, wenn sie aufgetragen war, mit dem Ausdrucke des Ekels zu verschmähen. Einen ganz leidenschaftlichen Hang entwickelte sie nach bestimmten durchdringenden Parfüms. In ein Stück Seife, deren Geruch ihr besonders zusagte, biß sie eines Tages hinein. Auch einige schwer duftende Orchideenblüten, deren lüsterne Formen sie besonders zu reizen schienen, aß sie eines Tages auf. Dabei verlangte sie die frivolsten Bilder zu sehen, die schlüpfrigsten Lieder und Musikstücke zu hören. Sie bestand darauf, daß Hermann ein Grammophon anschaffte, damit sie ihre seltsamen Launen nach diesen musikalischen Bedürfnissen jederzeit befriedigen könne. Stundenlang folterte und marterte dieses entsetzliche Instrument Hermanns Ohren.

Auch das Verlangen nach ihren alten Freundinnen und Bekannten, von denen sie sich seit ihrer Brautzeit ganz zurückgezogen hatte, erwachte wieder in ihr, und ehe Hermann es sich versah, war seine Wohnung in ein Bienenhaus verwandelt. Der Teestunden und Einladungen „im kleinsten Kreise" nahm es kein Ende.

Mit Rücksicht auf ihren Zustand widersprach Hermann keinem ihrer Wünsche und Launen. Er litt nicht so sehr unter den Unbequemlichkeiten und Zumutungen, die ihm das begehrliche und in seiner Willkür schrankenlose Wesen seiner Frau auferlegte, als unter der aufdämmernden Erkenntnis, er müsse sich von Grund aus in der Beurteilung Elisabeths geirrt haben. Sollte das rege Verlangen nach höheren geistigen Dingen, das sie in der Zeit ihres Bekanntwerdens an den Tag gelegt, vielleicht nur Verstellung gewesen sein, hervorgerufen durch den weiblichen Trieb, zu gefallen, Interesse und Aufsehen zu erregen?

Wieder und immer wieder kämpfte er solche Gedanken nieder. Seine Liebe zu Elisabeth war so unermeßlich groß, daß er sich selber als Verräter an ihr vorkam, wenn er ihnen nachhing. Aber sein unbestechlicher Tatsachensinn drängte sie

ihm immer wieder von neuem auf. Schließlich tröstete er sich damit, daß die große Veränderung in Elisabeths Charakter nur die unmittelbare Folge ihrer werdenden Mutterschaft sei, und daß mit der Geburt des Kindes ihr altes Wesen ganz von selber zurückkehren werde.

Sprachlos im wahrsten Sinne des Worts wurde er jedoch, als Elisabeth eines Tages gedankenverloren vor sich hersagte „was mag nur aus Edgar geworden sein? Eigentlich war er doch ein ganz netter Kerl!“

Fast zwei Jahre waren seit der Trennung Elisabeths von dem Baron vergangen, inzwischen war sie Hermanns Braut und Gattin geworden und sollte nun bald die Mutter seines Kindes sein. Nie wieder war zwischen ihnen der Baron erwähnt worden, und nun kam ihr plötzlich ihr ehemaliger Bräutigam wieder in den Sinn? W i e d e r? Mußte er nicht ununterbrochen in ihrem Gemüte gelebt haben, wenn sie jetzt als werdende Mutter den Gedanken an ihn sich hingab? Nun fiel Hermann auf, daß sie bereits in Bordighera ihn mit anscheinend harmlosen Erinnerungen an den Baron gequält. W a s w a r d a s? Und nannte sie ihn nicht sogar kosend bei seinem Vornamen? Liebte sie am Ende i h n und nicht Hermann, und hatte sie aus unbegreiflichen Frauengründen, vielleicht auch nur aus einer Laune sich von ihm ab- und Hermann zugewandt? Und in all den zärtlichen und leidenschaftlichen Stunden ihrer jungen Ehe im Geiste nur ihren ehemaligen Verlobten umarmt, der in Wahrheit ihr Geliebter war? Hermann drohte den Verstand zu verlieren bei diesem Gedanken.

Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als er eines Tages den unwiderleglichen Beweis fand, daß sie in letzter Zeit heimlich an den Baron geschrieben und den Wunsch geäußert, ihn wieder zu sehn!

Achtlos hatte sie auf ihrem Schreibtische eine angefangene Briefkarte an den Baron liegen lassen, die sie zerrissen, da sie sich mehrfach verschrieben. Anfänglich leugnete sie, eine zweite Karte anstelle der zerrissenen abgeschickt zu haben. Dabei blieb sie auch, als es ihr Hermann auf den Kopf zusagte. Erst als er am folgenden Tage den Brief selber, den er inzwischen von der

Post sich zurückbesorgt, ihr vorzeigte, gestand sie es mit lässiger Gleichgültigkeit ein.

Hermann war fassungslos. Sie log also nicht nur, sie betrog ihn auch! Und was das Schlimmste war, es schien ihr jedes Verständnis für die Schamlosigkeit ihres Verhaltens zu fehlen!

„Was ist denn da weiter dabei?“ sagte sie harmlos. „Warum sollte ich denn einen alten Bekannten, den ich einmal lieb gehabt, nicht wiedersehn?“

Hermann hatte Mühe, sie nicht aus dem Hause zu jagen. Wäre sie nicht in gesegneten Umständen gewesen, weiß Gott er hätte es getan. Aber er bezwang sich. Nichts übereiltes wollte er begehen. Die Dinge sich weiter entwickeln zu lassen und abzuwarten, das schien ihm das Besonnenste zu sein.

Von nun an aber lauerte der Teufel des Argwohns in seinem Blut. Wer bürgte ihm denn dafür, daß sie ihn nicht bereits ganz anders betrogen? Ja, daß das Kind, das sie erwartete, *sein* Kind sei?

Ohne Umschweife, mit geradezu brutaler Offenheit stellte er sie hierüber zur Rede.

Mit großen kindlichen Augen sah sie ihn über alle Maßen erstaunt an. Dann sagte sie mit lächelnder Ruhe:

„Du bist von Sinnen!“

Diesmal sprach sie die Wahrheit. Das sagte ihm die Klarheit ihres Auges und die Sicherheit ihrer Stimme. So verstellen konnte sich selbst eine Frau nicht. Er überlegte und rechnete nach und vergegenwärtigte sich alle Umstände. Er wart tatsächlich von Sinnen.

Beschämt wollte er sie in seine Arme schließen, aber irgend etwas in ihm hielt ihn davon zurück.

Elisabeth jedoch schien plötzlich wie zu Tode getroffen. Als sie wie hilfesuchend sich an seine Brust warf, drückte er sie langsam aber entschieden von sich, wie etwas Fremdes, ja Feindliches, das er sich vom Leibe halten müsse.

Von dieser Stunde an hatte die Liebe der Beiden einen Riß und beide hatten das Gefühl, daß er unheilbar sei.

Hermann konnte nicht aufhören, über Elisabeths rätselhaftes Wesen nachzusinnen. Zu einer Lösung vermochte er nicht

zu kommen, denn er ahnte nicht, daß es die verhängnisvolle Mischung ihres Blutes war, der Elisabeths Zwiespältigkeit entsprang. Das jüdische Blut ihres Vaters trieb sie zu Werheim, das germanische ihrer Mutter zu Hermann. Das erstere zog sie in die niedersten Bezirke der Sinnlichkeit und Eigensucht hinab, das letztere suchte sie in die geistigen Regionen der Liebe und Selbstlosigkeit empor zu heben. Hermanns Einfluß vermochte diese Zwiespältigkeit wohl eine Zeitlang zu verdecken, aber nie und nimmer auszugleichen, da sie naturnotwendig war. Jetzt im Urzustande des Mutterwerdens offenbarte er sich ungehemmt.

Wohl war Hermann der unverkennbare Gegensatz jüdischen und arischen, insonderheit deutschen Wesens aus den Erfahrungen des praktischen Lebens bekannt. Auf diesen Gegensatz war er auch bei seinen religiösen Studien gestoßen. Er war daher geneigt, ihn sich auch religiös zu erklären und auf das religiöse Gebiet zu beschränken, zumal er gefunden, daß jede Rasse ihre eigentümliche Religion habe. Er beging dabei denselben Fehler, den die allerbesten Köpfe immer noch begehen, die Judenfrage als eine religiöse und nicht als eine Rassenfrage anzusprechen. Ebensowenig war er bisher darauf gekommen, die Tatsache dieser Rassenverschiedenheit sachlich auszuwerten, den Rassegedanken folgerichtig zu Ende zu denken und die praktischen Folgerungen daraus zu ziehen. Großgezogen in den Ideen der französischen Revolution, daß alle Menschen gleich und gleichwertig seien, trotzdem die einfachste Beobachtung diese Lügenlehre tagtäglich tausendfach widerlegt, hatte er nie Gelegenheit und Möglichkeit gefunden, über diese Grund- und Hauptfrage des menschlichen und völkischen Daseins überhaupt nachzudenken. Freilich hätte er sich gesträubt, eine Negerin oder Japanerin zu heiraten. Daß aber eine Jüdin oder Halbjüdin von einer deutschen Frau rassisch ebenso grundverschieden ist wie eine Negerin oder Japanerin, das war ihm bisher nicht aufgegangen, weil es nicht so sinnenfällig ist wie jener grobschlächtige Unterschied.

Aus dem Dämmerschlaf seiner rassischen Unkenntnis sollte Hermann aber jäh erwachen, als ihm sein Kind geboren wurde.

22.

Je näher Elisabeths schwere Stunde rückte, je hilfs- und liebebedürftiger sie wurde, um so heftiger tobte in Hermann der Kampf. Von jenem Augenblicke an, da er Elisabeths ihm ganz unbegreiflichen Versuch, den Baron wiederzusehen, entdeckt hatte, war ihm erst recht klar geworden, wie tief und innig und grenzenlos er sie liebte. Immer wieder sagte er sich, daß sie in ihrem Zustande für ihre Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könne. Aber er mußte sich auch sagen, daß ihr Verhalten doch in ihrem tiefsten Kern und Wesen begründet sei, und daß seine Wurzeln nicht beseitigt waren, wenn sie nach der Geburt des Kindes zu normaler Gesundheit zurückkehrte. Verziehen hatte seine Liebe Elisabeth jenen Fehltritt längst. Aber auch eine ganze Unendlichkeit verzeihender Liebe und Güte vermochte nicht, eine Naturanlage auszurotten.

Vergebens suchte der ihm von seiner Studienzeit her befreundete Hausarzt, der als außerordentlicher Professor an der Frauenklinik der Berliner Universität wirkte, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, die Schwangerschaft verändere krankhaft das Wesen mancher Frauen so von Grund aus, daß selbst Physiologen und Psychologen vor Rätseln stünden. Hermann, der unbefangen und unbeirrt mit wissenschaftlicher Eindringlichkeit nach tieferen Zusammenhängen suchte, war durch solche Erklärungen, die doch nur das Eingeständnis gelehrter Unzulänglichkeit waren, nicht zu befriedigen und nicht zu beruhigen. Er war ein zu gründlicher Naturwissenschaftler, um sich über solche elementaren Bedingtheiten schönhoffend hinwegsetzen zu können. Daß der in der mütterlichen Leibesfrucht sich verkörpernde Geist die Mutter selber beeinflußt, und daß umgekehrt aus der Art ihrer unnatürlichen Launen auf die Art des sich verkörpernden Geistes geschlossen werden muß, der Gedanke wäre ihm nicht gekommen. Klar sah er den Abgrund, in dem Elisabeth eines Tages doch versinken mußte, wenn nicht ein Wunder diesen Abgrund schlösse oder ihrer Seele ungeahnte Flügel wüchsen.

Hier war der Punkt, wo Selbstvorwürfe schonungsloser

Art nunmehr in ihm einsetzten. Hatte er Elisabeth seit der Heirat nicht seelisch und geistig aufs gröbste vernachlässigt? War er anfangs nicht selber haltlos und kraftlos dem Sinnentaumel erlegen, statt von vornherein seelische und geistige Energien ihm entgegenzusetzen und solche auch in seiner jungen Frau auszulösen? Wo war seine in harten Lebenskämpfen errungene Erkenntnis geblieben, daß der Geist, das Erste und Ursprüngliche, Herr und Meister des Stoffes und Fleisches sei? Wahrlich, er selber war verantwortlich für Elisabeths Herabsinken! Er selber hatte durch seine sinnliche Unbeherrschtheit erst die ihre geweckt und sie so zu ihrem Fehltritt getrieben! Ja er selber war es, der diesen Fehltritt begangen!

In solcher Stimmung betrat er eines Dezembertages in der Dämmerstunde das Zimmer der geliebten Frau. Mit blassen, verweinten Augen ruhte sie auf ihrer Liege und harrte mit zerrissener Seele ihrer schweren Stunde entgegen. Mit innigster Zärtlichkeit beugte er sich über sie und küßte ihr die eingefallenen Wangen und den in herbem Leiden festgeschlossenen blutleeren Mund.

Da schlang sie tief aufschluchzend ihre Arme um seinen Hals und suchte kraftlos ihr Haupt an seiner Brust zu bergen. Kaum vermochte sie seinen Namen zu stammeln.

Hermann sank lautlos neben ihr nieder auf die Knie, bettete sein Haupt an ihren Busen und bat sie für seine Lieblosigkeit während der letzten Wochen inständig um Verzeihung.

„Du Lieber!“ hauchte sie glückselig hervor und fuhr ihm zärtlich mit der blassen Hand über Stirn und Haar.

Lange verweilten sie wortlos so. Ein Wasserkessel summte in der Röhre des Kachelofens, draußen vor dem Fenster tanzten die Schneeflocken in der graublauen Dämmerluft. Weihnachten stand vor der Tür, und die heilige Weihnacht zog in jener Stunde tiefbeseligend in die Herzen des liebenden Paares ein.

Einige Wochen später strahlte der Lichterbaum am Lager Elisabeths. Hermann saß auf dem Rande ihres Bettes, hielt sie halb aufgerichtet seitlich im Arm und beide träumten, in den Kerzenglanz sinnend, denselben goldlockigen Traum.

Anfang Februar wurde die Niederkunft erwartet. Jede nur

denkbare Vorsorge für Mutter und Kind war getroffen. Hermann hatte sich selber um alle Anstalten bemüht und die Ausführung der ärztlichen Anordnungen aufs sorgfältigste überwacht.

Tag und Nacht wich Hermann nicht mehr von Elisabeths Seite. Als die Wehen einsetzten, hielt er Kopf und Hände des geliebten Weibes. Die Schmerzen, die sie ausstand, litt er verzehnfacht am eigenen Leibe. Nur auf dringendstes Bitten seines ärztlichen Freundes war er zu bewegen, die Vollendung des Ereignisses im Nebenzimmer abzuwarten.

Die Geburt vollzog sich in natürlicher Weise zur vollsten Zufriedenheit des Arztes. Es war ein Knabe. Als aber Hermann glückstrahlend seinen Sohn, den ihm die Wärterin in einem Steckkissen reichte, auf die Arme nehmen wollte, da prallte er entsetzt zurück.

Ein dunkelhäutiges, mit pechschwarzem, krausem Kopfhaar bedecktes, menschenunähnliches Etwas schrie ihm entgegen. Tiefdunkle Augen, die einen bläulichen Schimmer zu haben schienen, blinzelten ihn unter langen schwarzen Wimpern aus einem uralten Gesichte an. Eine plattgedrückte Nase gab dem Kopfe etwas Affenähnliches.

Auch Elisabeth war, als sie des Kindes ansichtig geworden, so heftig erschrocken, daß sie ohnmächtig in die Kissen zurückgesunken war. Als sie unter den Bemühungen des Arztes wieder zu sich kam und Hermanns entsetzte Augen über sich sah, drehte sie weinend den Kopf zur Seite.

Mit energischer Entschiedenheit trennte der Arzt Hermann von Elisabeth. Seine Frau bedürfe der vollkommensten Ruhe, und jede Aufregung könne ihr verhängnisvoll werden.

„Das Kind gleicht eben dem Großvater,“ sagte der Arzt, als er den schwer erschütterten Mann ins Nebenzimmer geleitete. „Eine ganz bekannte Erscheinung. Man nennt das Atavismus.“

Stumm, mit starren Augen, nickte Hermann vor sich hin. Dann bat er allein gelassen zu werden und begab sich in sein Arbeitszimmer. Dort versank er in finsteres Brüten. „Atavismus!“ Von seinen zoologischen Studien her war ihm das ge-

lehrte Wort bekannt. Schließlich griff er zum Nachschlagewerk und las:

„Atavismus, Rückartung, Entartung, die Erscheinung, daß Eigenschaften früherer Generationen bei einem Individuum plötzlich wieder auftauchen, trotzdem sie bei seinen elterlichen Erzeugern nicht in die Erscheinung traten. Es werden z. B. Eigenschaften durch die Tochter auf den Enkel übertragen, ohne bei der Tochter nachweisbar zu sein. Besonders auffällig ist die Erscheinung, wenn Individuen verschiedener Rassen (auch Menschenrassen) zur Kreuzung kommen. Während die erste Generation aus Mischtypen beider Eltern besteht, schlagen bereits in der zweiten Generation einzelne Individuen zum Typus eines der Großeltern zurück. (Vergl. auch die Artikel über „Vererbungslehre„ und „Rassenmischung").“

Gierig las Hermann diese Zeilen und die Ausführungen unter den andern Titeln. Aber diese dürftigen Darlegungen genügten ihm nicht. Der Wissenschaftler war plötzlich wieder in ihm erwacht. Er fuhr sofort auf die Universitätsbücherei und bestellte sich alle in Betracht kommenden Werke, die er nur auftreiben konnte. Ganze Stöße von Büchern über diese Probleme, die plötzlich in den Brennpunkt seines Interesses gerückt waren, stapelten sich in den nächsten Wochen und Monaten in seinem Arbeitszimmer auf. Mit wahrem Heißhunger verschlang er sie. Jede freie Stunde, die er seinem Berufe abringen konnte, widmete er diesen Studien. Elisabeth und das Kind hatten in dieser Zeit kaum einen Platz in seinem Empfinden. Sie waren ihm zum wissenschaftlichen Gegenstand geworden.

Das Ergebnis dieser umfassenden, leidenschaftlich betriebenen Studien war in großen Umrissen folgendes:

Rasse ist die körperliche und seelische, auf gemeinsame Abstammung zurückgehende Eigenart der Angehörigen eines Volkes. Daß die einzelnen Menschenrassen nicht gleich und gleichwertig sind, ist eine sinnenfällige Tatsache. Ein Germane, ein Japaner, ein Neger, ein Jude, sind körperlich und seelisch solch verschiedene Menschen, daß ein jedes Kind sie unterscheiden kann. Der Rassenwert eines Volkes ist greifbar in seinen

Genies, denn diese sind die gesteigerten Hochwerte einer Rasse. Neger und Botokuden haben keine Genies, sie sind überhaupt nicht kulturfähig, womit natürlich nicht bestritten werden soll, daß sie auch Lesen und Schreiben, mehrere Sprachen sprechen, das Vaterunser herbeten und Frack und Lackschuhe tragen, zu lernen vermögen. Aber jeder tiefere und tätige Anteil an einer ihnen aufgezwungenen Kultur und Religion ist nicht bei ihnen anzutreffen, und das allein ist das hier Entscheidende.

Die Geschichte der Staaten und Völker ist die Geschichte ihrer Rassen.[16]) Nur gleichschöpferische Rassen vermögen gleichschöpferische Kulturen zu erben. Die Macht der Ideen und Ideale scheitert an der natürlichen Begabung einer Rasse. Nicht das Menschengeschlecht als solches entwickelt sich, sondern nur seinen einzelnen Rassen, und ihre Entwicklungsfähigkeit ist von vorneherein natürlich bedingt und begrenzt. Kein Mensch und kein Volk kann aus seinen körperlichen Erzeugungs- und Abstammungsbedingungen heraus. In dem Gehirne eines Germanen denkt es notwendig anders als in dem Gehirne eines Negers, Japaners oder Juden, und auch das Empfindungs- und Gemütsleben ist notwendig durchaus verschieden.

Der Verfall und Untergang großer Staaten und Kulturen ist immer die unmittelbare Folge des Rassenverfalls ihrer Völker und dieser wiederum die unmittelbare Folge minderwertiger artfremder Blutmischung. So gingen Hellas und Rom zugrunde. Beides waren rein arische Völker. Ihr Verfall setzte aber sofort ein, als das ihrer Art fremde und im Vergleich zu dem ihren minderwertige semitische Blut sich in wachsenden Strömen aus Kleinasien, Syrien, Palästina und Nordafrika in ihre Länder ergoß. Die Gegner der Rassenlehre behaupten nun, daß nicht rassische sondern soziale Ursachen diese Riesenreiche zerstörten. Dabei übersehen sie aber, daß gerade die Einverleibung artfremder Volksbestandteile als Sklaven, Kriegsgefangener und Einwanderer die verhängnisvollen sozialen Zustände, die zum Untergange führten, erst bewirkten, und daß der Untergang in dem Augenblicke besiegelt war, als dem chaotischen Fremdengesindel das Bürgerrecht verliehen wurde. Nun gab es auf der abschüssigen, demokratischen Bahn keinen Halt mehr.

Das stolze Rassebewußtsein und mit ihm die kulturelle, völkische und staatliche Kraft verblieb schließlich nur wenigen Patrizierfamilien, die sich der artfremden Blutmischung fernhielten; aber sie wurden durch die immer mächtiger anschwellende Blutsverderbnis einfach hinweggespült.

Das deutsche Volk ist ein rassisch reines Volk, denn die es zusammensetzenden Bestandteile, die Germanen, Kelten, Slaven und Litauer, gehören samt und sonders der indogermanischen oder arischen Rasse an. Es sind nahe blutsverwandte Völker, die nach langer Trennung und Sonderartung wieder zur Vermischung kamen und die heutige deutsche Rasse unter Vorwiegen der germanischen erzeugten. Solche lange Trennung und Sonderartung und später wieder erfolgte Mischung von Völkern ein und derselben Hauptrasse, wie im Falle des deutschen Volkes, ist der Erzeugung hochwertiger Rasseeigenschaften ganz besonders günstig. Die Einpflanzung dieser rein arischen Bestandteile in eine einheitliche vorarische Unterschicht, die sich namentlich im Süden Deutschlands geltend macht und in der dunkleren Tönung der Haut, der Haare und der Augen auch äußerlich zum Ausdruck kommt, gewährleistete die Herausbildung des einheitlichen Rassecharakters, den wir heute als deutsch bezeichnen. Die erstaunlich vielseitige Begabung des deutschen Volkes, das auf jedem Gebiete menschlicher Tätigkeit Unübertreffliches leistet, auf dem der Religion, Kunst und Wissenschaft ebenso wie auf dem der Kriegs- und Staatskunst, des Handels und der Technik, und deren unerhörte Erfolge den Neid der ganzen Welt erregen, finden in dieser günstigen Mischung von Bestandteilen ein und derselben Hauptrasse ihre natürliche Erklärung.

Eine der deutschen Rasse körperlich und geistig entgegengesetzte Rasse ist die jüdische. Die das Judenvolk zusammensetzenden Rassenbestandteile sind nach Ursprung und Eigenart den deutschen bluts- und seelenfremd. Während die Urheimat der Indogermanen trotz des immer noch offenen Streites über Einzelfragen, zweifellos im Norden zu suchen ist, versetzt die Bibel den Ursprung der jüdischen Rasse nach Mesopotamien. Nach neuesten Forschungen kommt Ostafrika als Urheimat der

Juden in Frage. Der negerähnliche Typus mancher Juden ist unverkennbar. Andere Forscher verlegen ihren Ursprung in die arabischen Wüstenländer. Weiter steht fest, daß die jüdische Urrasse sich mit nordäggptischen und syrischhethitischen Bestandteilen ausgiebig mischte. Die Rassenforscher sind sich ferner darüber einig, daß in vorgeschichtlicher Zeit die indogermanische Rasse sich nie und nirgends mit der jüdischen berührt haben kann, daß also jede Blutsverwandtschaft zwischen beiden ausgeschlossen ist. Gleichwohl haben die Juden später in Palästina, bevor sie zur In- und Reinzucht ihrer Bastardrasse übergingen, auch noch einen geringen Prozentsatz indogermanischen Blutes durch Vermischung mit den Amoritern aufgenommen, so daß die sich widerstrebendsten Rassenelemente in ihnen gebunden sind. Tacitus vermerkt, die meisten Quellenschriftsteller seiner Zeit hielten die Juden für ausgewiesene ägyptische Parias, für ein „den Göttern verhaßtes Geschlecht".

Ein im Gegensatz zu der deutschen hervorstechendes Merkmal der jüdischen Rasse ist es, nicht selber fruchtbringende und aufbauende Werte zu schaffen, sondern die von ihren Wirtsvölkern hervorgebrachten Werte zwischenhändlerisch zu verschieben, ihre Wirtsvölker dadurch auszubeuten und in Abhängigkeit von sich zu bringen. Schon aus der Bibel geht hervor, daß die Juden, wo immer sie auch mit einem Volke in Berührung kamen, sich dieses „zinsbar" machten. Auch in seiner späteren jerusalemischen Heimat hat das jüdische Volk nur von der Nutzbarmachung anderer Völker gelebt. Sogar das kaiserliche Rom war ihm „zinsbar" geworden. Das war aber damals von der jüdischen Gleichmacherei, die später seinen Untergang herbeiführte, noch nicht genügend angekränkelt, und als die geldliche Abhängigkeit der römischen Herren von den jerusalemischen Bankiers unerträglich geworden war, machte man in Rom kurzen Prozeß und ließ durch Titus die jüdische Finanzzentrale zerstören. In Deutschland beherrschen heute die Juden, trotzdem sie nur ein Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, nicht nur den Geldmarkt, sondern auch über neunzig Prozent der gesamten deutschen Presse. Dank dieser beiden Mittel ist heute ihr Einfluß in Politik, Wirt-

schaftsleben und Kunst überragend, und volksdeutsche Regungen auf diesen Gebieten sind zum Verkümmern verurteilt.

Der abgrundtiefe Unterschied zwischen deutscher und jüdischer Rasse wird aber erst recht klar auf seelischem Gebiet. Jesus, den arischen Stifter der christlichen Religion, die dem deutschen Volke Grundlage des Fühlens und Denkens geworden ist, hat das Judenvolk ans Kreuz geschlagen, eben weil seine Lehre ihm wesensfremd ist und sie die historischen Grundlagen des Judentums, Eigennutz und Ausbeutung, zerstört. Deutscher Ideale, deutschen Denkens, Fühlens und Wollens, wie es in den Begriffen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, Fürst und Vaterland, Pflicht und Treue zum Ausdruck kommt, deutscher Freude und Kraft und Größe, ist der Jude nicht fähig, da seiner Rasse die seelischen Organe dafür fehlen.[17]) Dafür ist er reich an allen Eigenschaften, die auch die Grundlagen deutscher Laster sind und die anzustacheln und hervorzurufen der Jude unablässig am Werke ist: Habgier und Selbstsucht, Sinnengier und Gottlosigkeit, Untreue und Unwahrhaftigkeit.

Ihres Rassegegensatzes zu den Deutschen sind sich die Juden auch bewußt. Aus nur praktischen Gründen treten daher viele auch zum Christentum über. Aber ein Jude bleibt natürlich ein Jude, ebenso wie ein Neger ein Neger oder ein Japaner ein Japaner bleibt, und ließe er sich gleich dutzende Male mit Wasser und Feuer taufen.[18])

Auch durch Kreuzung mit Volksdeutschen läßt sich der unüberbrückbare Gegensatz jüdischer und deutscher Rasse nicht ausgleichen.[19]) Auf die deutsch-jüdischen Mischlinge trifft die bei Kreuzung verschiedener Rassen immer wieder gemachte Beobachtung zu, daß sie alle Merkmale des Bastards aufweisen und die minderwertigen Eigenschaften ihrer Eltern und Voreltern anhäufen. Diese Mischlinge sind tragische und, wie das bereits Goethe hervorhebt, unglückliche Geschöpfe. Ein Deutscher, der eine Jüdin, oder eine Deutsche, die einen Juden heiratet, begeht nicht nur ein Verbrechen am deutschen Volke, sondern häuft endloses seelisches und körperliches Leid auch auf die eigenen Kinder und Kindeskinder: Furchtbar rächt sich an ihnen die Sünde wider das Blut.

Das war die Summe der neuen Studien, denen Hermann sich hingab. Unwiderleglich fand er sie durch die eigene entsetzliche Erfahrung bestätigt.

Nun kämpfte er mit seinem christlichen Gewissen einen gewaltigen Kampf, denn hart und lieblos erschien ihm diese Rassenlehre. Was konnten die einzelnen Menschen denn dafür, wenn sie einer höheren oder niederen, edeln oder minderwertigen Rasse angehörten? Aber er kannte noch nicht die jenseitigen Zusammenhänge, die diesen Widerspruch auflösen. Noch wußte er nicht, daß jeder sich verkörpernde Geist mit eigener Verantwortung sich die Rasse und innerhalb dieser wieder den einzelnen Leib wählt, in dem er auf Erden wandeln will. Noch ahnte er nicht, daß boshafte und verstockte Geister sich die niederen Rassen aussuchen, um ihren selbstsüchtigen Trieben besser frönen zu können, während edlere und in der Erkenntnis vorgeschrittene Geistwesen sich die höherentwickelten Menschenleiber zur irdischen Wohn- und Wirkungsstätte küren. Auch vergegenwärtigte er sich nicht, daß der Heiland ja selber mit Unerbittlichkeit den Kampf gegen die Juden geführt und daß er weiches Wehleid ebensowenig kannte wie feige Furcht. Noch hatte Hermann den Sinn des Jesuswortes nicht erfaßt: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“

Unerträglich erschien Hermann Kämpfer der Zwiespalt und die Schmach und Schande, in der zu leben er nun verurteilt war. Er überlegte, ob er sich nicht samt Frau und Kind aus der Welt schaffen solle, ja müsse. Aber seine Religion hielt ihn davon ab. Er war entschlossen, den Weg, den er seiner inneren Stimme zuwider aus eigener Schuld beschritten, zu Ende zu gehen, seinen Volksgenossen zur Warnung, dem deutschen Vaterlande zum Nutzen, sich selber zur Erlösung.

23.

Elisabeth litt unaussprechlich unter der neuen Entfremdung, die seit der Geburt des Kindes zwischen Hermann und ihr eingetreten war. Zwar ließ er es an keiner Aufmerksamkeit und Fürsorge fehlen, aber sein Verhalten trug nur allzudeutlich den

Stempel ritterlicher Rücksicht, die jeder inneren Wärme ermangelte.

Umso leidenschaftlicher klammerte sich ihr Liebesbedürfnis an das Kind. Das Entsetzen, das sie bei seinem ersten Anblicke empfunden, war bald den natürlichen Instinkten der Mutter gewichen. Sie nährte es selbst. Darauf hatte sie sich schon lange vor der Geburt des Kindes gefreut — zusammen mit Hermann. Aber ängstlich hütete sie nun vor ihm diese süßen Stunden des Mutterglücks, und als er sie einmal dabei überraschte, flüchtete sie mit dem Kinde in ihr Schlafzimmer, wo sie sich einschloß.

Als sie das Kind eines Tages während des Stillens aufmerksam betrachtete, erschrak sie. Es war ihr, als gliche es dem Baron. Je länger sie es ansah, um so mehr bestärkte sich dieser Eindruck. Auch die Augen des Kindes, die ursprünglich blau zu sein schienen, waren in den letzten Wochen immer dunkler und schließlich schwarz geworden. Wie ein Fieber kam es über sie, als sie die Ursache für die auffallende Erscheinung gefunden zu haben glaubte. Sie hatte ja in den letzten Monaten vor der Geburt immerzu an den Baron denken müssen, ohne daß sie sich das zu erklären vermochte! In einer Art Zwangsvorstellung hatte sie sogar an ihn geschrieben. Ein Glück war es gewesen, daß Hermann den Brief rechtzeitig von der Beförderung zurückgehalten hatte. Gleichwohl aber waren ihre Gedanken wie von magnetischen Kräften angezogen, immer wieder zu dem ehemaligen Verlobten zurückgewandert. Erst seit jenem Dezembertage, da Hermanns Liebe sie wieder umhütete, war dieser Zwang gewichen. Es bestand für sie kein Zweifel, sie hatte sich im Geiste an den Baron „versehen", und deshalb glich ihm das Kind. Die wahre, rein geistige Ursache dieser Zwangsgedanken ahnte sie ebensowenig wie Hermann und als „Versehen" sprach sie an, was Naturnotwendigkeit war.

Die Angst kam nun über sie, Hermann könnte eines Tages die gleiche Entdeckung machen. Was sollte dann werden? Seine heißblütige, jähe Natur wäre zu allem fähig. Die gräßlichsten Vorstellungen peinigten sie nun Tag und Nacht. Ängstlich wachte sie darüber, daß er des Kindes nicht ansichtig wurde.

Am Weihnachtsabend hatten sie ausgemacht, dem Kinde ihre

eigenen Namen zu geben und es je nach Geschlecht, Hermann oder Elisabeth zu heißen. Schweren Herzens sah sie nun dem Tage der Taufe entgegen. Als er unmittelbar bevorstand, fragte sie Hermann scheinbar gelassen, ob es bei der ausgemachten Namensnennung bleiben solle.

Hermann mußte sich erst besinnen, was sie meinte. Dann sagte er plötzlich mit beißendem Hohn:

„Ach was! Du kannst es ja Edgar nennen!“

Elisabeth wankte nach einem Stuhl. Mit hochgehender Brust, beide Hände auf das Herz gekrampft, rang sie nach Atem

Erschrocken sprang ihr Hermann bei.

„Was ist dir?“

„Du bist roh!“ keuchte sie hervor, ohne ihn anzusehen.

Er antwortete nicht und stützte sie mit seinem Arm.

„Darf ich dir irgend etwas besorgen, einen Schluck Kaffee oder Wein? Oder ein Glas Wasser?“

„Ich danke!“ erwiderte sie klanglos.

Als Hermann sich immer noch um sie bemühte, bat sie ihn, sie allein zu lassen.

Schweigend ging er nach der Tür. Ehe er sie öffnete, hielt er die Klinke eine Weile in der Hand und sagte:

„Nenne das Kind, wie du willst. Meinen Namen bekommt es auf keinen Fall.“

Damit ging er hinaus.

Elisabeth war ratlos. Hatte er bereits die gleiche Entdeckung gemacht wie sie? Hastig klingelte sie nach der Kinderwärterin.

In Elisabeths Gegenwart hatte Hermann das Kind seit dem Tage der Geburt nicht mehr gesehen. Nun suchte sie aus der Wärterin durch mittelbare Fragen herauszubekommen, wann Hermann zum letzten Male des Kindes ansichtig geworden sei. Das Ergebnis war, Hermann sähe täglich nach dem Kinde, wenn sie selber nach Tisch in ihrer Stube der Ruhe pflege. Er betrachte es oft sehr lange, habe es aber noch nie auf seine Arme genommen.

Nun wußte sie genug. Ratlos, was sie machen solle, suchte sie ihre Mutter auf. Sie weihte sie in ihr Geheimnis ein und

verschwieg ihr auch nicht die Veränderung, die zwischen ihr und dem Gatten eingetreten war.

Der Kommerzienrätin erzählte sie nichts neues. Ihre Mutteraugen hatten längst alles wahrgenommen. Unsagbar litt sie selber darunter. War es doch ihre eigene Jugendsünde, die nun als unsühnbare Schuld über ihr Kind und Kindeskind gekommen war.

Ihrer eigenen Beobachtung zuwider, suchte sie der Tochter auszureden, daß das Kind dem Baron gliche, aber vergeblich. Sie riet Elisabeth, auf die Namenswahl nicht mehr zurückzukommen, sondern dem Kinde einen Namen zu geben, der in Hermanns Familie nicht vorkomme. Beide Frauen nahmen den Kalender zur Hand und einigten sich auf den Namen Heinrich.

Damit war auch Hermann einverstanden, denn trotz der mütterlichen Mahnung hatte Elisabeth gleich am nächsten Tage als sie mit Hermann wie gewöhnlich schweigend beim Mittagsmahl saß, ihm diesen Namen vorgeschlagen. Ohne ein Wort zu erwidern, hatte er nur mit dem Kopfe genickt.

So wurde das Kind auf den Namen Heinrich getauft. Ohne jede Feierlichkeit wurde die heilige Handlung durch den Pastor der Kirchengemeinde in der Wohnung vollzogen. Der befreundete Hausarzt und die Kommerzienrätin waren Paten. Der Kommerzienrat war nicht dabei. Er hatte anläßlich der Geburt des Kindes die Wohnung seines Schwiegersohnes überhaupt zum ersten Male betreten und sich seither nicht wieder blicken lassen. Anscheinend sehr enttäuscht, statt eines blonden Edelings, auf den er alle Hoffnung haben zu dürfen vermeinte, einen unverkennbaren Vertreter seiner eigenen Rasse als Stammhalter vorzufinden, war er wieder davongefahren. Am nächsten Tage hatte er Hermann die rein geschäftliche Mitteilung gemacht, daß er seinem Enkelkind auf den Namen Hermanns ein Bankkonto eingerichtet, und darauf den Betrag von dreimalhunderttausend Mark in mündelsichern Papieren als Grundstock eingezahlt habe. Rein geschäftsmäßig hatte Hermann diesen Brief quittiert und damit war den verwandtschaftlichen Bedürfnissen beider auf lange Zeit wieder Genüge ge-

schehen. Auch beruflich kamen sie selten zusammen. Um die Fabrik, die unter Hermanns Leitung mächtig aufblühte, kümmerte sich der Kommerzienrat fast gar nicht. Er betrieb ausschließlich die Lizenzverwertung von Hermanns Patent im Ausland. Nur die Vierteljahresbilanzen der Fabrik prüfte er, und mit diesen war er so zufrieden, daß eine persönliche Rücksprache selten nötig war.

Seitdem Elisabeth in Erfahrung gebracht hatte, daß Hermann das Kind täglich aufsuche, ließ sie es nicht mehr aus den Augen, sobald sie ihn im Hause anwesend wußte. Nach Tisch, wenn sie der Ruhe pflegte, nahm sie es mit in ihr Zimmer. Sie stellte den Kinderwagen unmittelbar neben ihre Ruhestätte und schloß die Türen hinter sich ab. Eines Tages jedoch, als sie sich damit etwas verzögert hatte, kam sie dazu, wie Hermann sinnend das Kind betrachtete.

„Was tust du ihm?!“

Mit diesen Worten stürzte sie sich wie eine Löwin auf ihr Junges.

Mit einem Hohnlachen verließ Hermann das Zimmer.

Elisabeth legte sich weinend nieder, aber sie war darüber wenigstens beruhigt, daß Hermanns Gedanken sich nicht in der Richtung zu bewegen schienen, die sie befürchtet hatte.

Damit möglichst wenig Menschen das Kind zu Gesicht bekämen, hatte sie den Verkehr mit ihren Freundinnen und Bekannten wieder eingestellt und empfing überhaupt keine Besuche. Sie konnte es leicht damit begründen, daß sie das Kind selber nähre und warte. Als gleichwohl einmal eine ihrer nächsten Freundinnen unangemeldet bis zu ihr vorgedrungen war und das Kind zu sehen wünschte, konnte sie ihr schlecht diese Bitte abschlagen. Mochte die gute Freundin es nun schon von andern gehört haben oder es ihr selber auffallen, plötzlich brach sie in den erstaunten Ruf aus:

„Mein Gott, wie sieht der Kleine dem Baron v. Werheim ähnlich! Nein, so ein Zufall!“

Elisabeth war wie gelähmt und die Freundin herzig genug, sie erneut auf ihre Entdeckung hinzuweisen.

„Wie komisch!“ rief sie aus. „Sieh nur hin! Es fehlt nur noch das Monokel!“

Wenige Tage darauf erzählte man sich allgemein in den Kreisen des Kurfürstendamm, dem Dr. Hermann Kämpfer habe ein Kuckuck ein fremdes Ei ins Nest gelegt. Als der einzig in Frage kommende Kuckuck diese interessante Neuigkeit erfuhr, war er gewandt genug, sie mit einem vielsagenden Lächeln zu quittieren.

Die Sache kam auch dem Hausarzt zu Ohren. Er machte seinen ahnungslosen Studienfreund Hermann auf das Gerücht aufmerksam.

Noch in derselben Stunde suchte dieser den Baron persönlich auf. Der machte ein höchst erstauntes Gesicht und gab unaufgefordert die ehrenwörtliche Erklärung ab, er habe weder direkt noch indirekt dieses Gerücht veranlaßt noch verbreitet, und was seine Person angehe, entbehre es jeder materiellen Unterlage.

„Von dem letzteren bin ich überzeugt, sonst ständen Sie überhaupt nicht mehr hier vor mir! Und außerdem habe ich Sie gar nicht danach gefragt, Sie Ehrenmann, Sie! Wie kommen Sie dazu, so etwas überhaupt anzudeuten?“

Da der Baron nichts erwiderte, verließ ihn Hermann, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Den nächsten Tag schickte er ihm seinen Kartellträger.

Kneifen war dem Baron nicht möglich, dafür sorgte der Ehrenrat seines Korps. Dreimaliger Kugelwechsel mit Avancieren. Das Duell fand im Grunewald statt. Gleich beim ersten Kugelwechsel schoß Hermann seinem Gegner das linke Ohr ab. Dieser brüllte auf, warf die Waffe fort und hielt sich wimmernd die in der Luft bammelnde Verzierung mit beiden Händen fest. Angesichts der Haltung des Barons verzichtete der Unparteiische im Einverständnis mit Hermann auf den zweiten und dritten Kugelwechsel. Wenige Tage darauf war der inzwischen zum Regierungsrat beförderte Baron Dr. Edgar v. Werheim aus seinem Korps dimittiert.

Da ein Humorist es nicht unterlassen konnte, dieses gloriose Duell umständlich in einer sehr gelesenen Zeitung zu schildern,

kam die Sache vors Gericht und beide Duellanten erhielten je drei Monate Festung.

Als Hermann seiner Familie zurückgegeben wurde, machte der kleine Heinrich bereits die ersten Gehversuche.

Nun begann eine Zeit neuer Qual für Elisabeth.

Trotzdem Hermann eine Ähnlichkeit des Kleinen mit dem Baron bisher nicht aufgefallen war, glaubte er jetzt eine solche wahrzunehmen. Der Verdacht faßte von neuem in ihm Wurzel, er sei vielleicht doch betrogen. Da Elisabeth es unter ihrer Würde hielt, ihm auf seine zynische Frage eine Antwort zu geben, sah er ihr Schweigen als Schuldbekenntnis an. Von dieser fixen Idee besessen, suchte er nach Beweisen für ihr Vergehen. Er erbrach ihren Schreibtisch, durchwühlte ihre Schränke, aber ohne Ergebnis.

Eines Tages kam er gerade dazu, als der Junge gebadet wurde. Mit wissenschaftlichem Interesse betrachtete er das nackte Körperchen. Da entdeckte er auf der linken Schulter des Kindes einen Leberfleck von ganz bestimmtem ausgezackten Umriß. Das gleiche Muttermal trug er selber an der gleichen Stelle. Gespannt untersuchte er die rechte Hüfte des Kindes, Richtig! Auch da war ein ganz charakteristisches Muttermal, das er selber hatte.

Nun war jeder Zweifel behoben. Er war der Vater des Kindes und unerhörtes Unrecht hatte er Elisabeth zugefügt.

Von dieser Stunde an wandelte sich sein Verhältnis zu Mutter und Kind. Elisabeth bat er förmlich um Verzeihung. Gleichgültig nahm sie seine Abbitte entgegen. Er hatte ihre Liebe verloren, das war ihm klar. Sie wiedet zu gewinnen und dem Kinde ein guter Vater zu werden, es gewissenhaft zu erziehen, war nun sein unerschütterlicher Vorsatz. Zugleich reizte ihn auch die wissenschaftliche Frage, ob es nicht doch möglich sei, einem jungen Menschenkinde durch folgerichtige Erziehung ganz bestimmte Charakter- und Geisteseigenschaften aufzuprägen, und ob die Rassenlehre, daß einzig und allein das Blut über Geist und Charakter entscheide, nicht doch nur blasse Gelehrtenweisheit sei, die vor der Erfahrung nicht standhielte.

Von nun an beschäftigte er sich tagtäglich stundenlang mit

dem Kinde. Er spielte mit ihm und unterstützte es in seinen Geh- und Sprechversuchen. Sobald es dürftig laufen konnte, ging er mit ihm spazieren, trotzdem er es meist noch tragen mußte. Er nahm es mit in die Reitbahn und setzte es aufs Pferd. Als Weihnachten kam, zierte er ihm einen Christbaum und schenkte ihm die ersten Spielsachen.

Mit stiller Freude verfolgte Elisabeth dieses täglich inniger werdende Verhältnis zwischen Vater und Kind. Ohne daß sie es merkte, warf die Vaterliebe Hermanns ihre Strahlen in ihr Herz zurück, und als er sie eines Tages einlud, ihn auf einer Spazierfahrt mit dem Jungen zu begleiten, sagte sie nicht nein.

Am ersten Geburtstag des Kindes fand Elisabeth beim Aufwachen einen Riesenstrauß köstlicher Rosen auf ihrem Nachttische. Da die Gatten seit der Geburt des Kindes ihr Schlafzimmer getrennt hatten, beauftragte Hermann die Kinderwärterin, den Rosenstrauß rechtzeitig aufzustellen, ohne daß Elisabeth es gewahr werde. Zum Frühstück begrüßte Hermann seine Frau zum ersten Male seit Jahr und Tag mit einem Kusse. Beglückt nahm sie die Zärtlichkeit entgegen, freilich ohne sie zu erwidern. Herzlich jedoch dankte sie ihm für die Rosen. Eine gemeinsame Schlittenfahrt mit dem Jungen beschloß die Geburtstagsfeier. Als Hermann aber Elisabeth zum Gutenachtgruß abermals küssen und in seine Arme schließen wollte, wehrte sie es entschieden ab. Sie hatte ihm den Verdacht der Untreue und all das Leid, das er ihr zugefügt, zwar verziehen, aber nicht vergessen.

So vergingen auch die drei folgenden Jahre, ohne daß es Hermann gelang, Elisabeths Liebe zurückzugewinnen. So oft der Geburtstag des Knaben sich jährte, erneuerten sich in ihrer Seele die entsetzlichen Bilder und Ereignisse ihres ersten Ehejahres. Hermanns werbende Liebe vermochte sie wohl zeitweise zu verschleiern aber nicht dauernd zuzudecken oder gar zu tilgen. Als das Kind jedoch einige Monate nach seinem vierten Geburtstag an Diphtherie und in der Folge an Lungenentzündung erkrankte, fanden sich in den gemeinsamen Nachtwachen an seinem Bette auch die Herzen der Gatten vollends wieder. Mit knapper Not entriß ihre vereinte Liebe das Kind den Krallen des Todes.

24.

Das tiefe Liebesglück seiner Brautzeit schien dem Paare nun neu erstanden. Aber der schwarze Schatten des unnatürlichen Kindes lastete schwer darauf und fraß unausgesetzt an ihren Seelen. Und doch hatten sie vor wenigen Wochen erst gemeinsam um sein Leben gebangt! O qualvoller Widerstreit, in den sie verstrickt waren! Nicht die selbstloseste hingebendste Liebe, nicht der ehrlichste Opfer- und Entsagungswille vermochte sie davon zu erlösen. Vergeblich nahmen sie auch ihre gemeinsamen philosophischen und künstlerischen Studien wieder auf, immer und immer kehrte ihr Denken und Sinnen auf den einzigen dunklen Punkt ihres Daseins zurück. Wenn sie die Museen und Galerien wie früher durchwanderten, war jedes schöne Bild, jede herrliche Plastik nur Gestalt gewordener Hohn auf die lebendige Häßlichkeit, die zu Hause auf sie lauerte. Wenn sie spazieren gingen, fuhren oder ritten, war jeder schöne Mensch und erst recht jedes schöne Kind ihnen ein schmerzvolles Erlebnis. Wohin sie auch Erlösung suchend ihre Blicke richteten, die schwarze Wirklichkeit war da und blieb da und grinste sie erbarmungslos an. Nicht einmal im Theater oder Konzert konnten sie auf Stunden wenigstens Befreiung von ihr finden. Von allen Sitzen und Stühlen höhnte sie ihnen hier leibhaftig ins Gesicht, denn die Theater und Konzertsäle der Großstadt schienen einzig gepachtet von jenem unheimlichen Geschlecht, dem sie das Unglück ihres Lebens verdankten. [20]) Gingen sie durch die Stadt, grinste sie ihnen auch aus den Schaufenstern entgegen, war es doch in den letzten Jahren Mode geworden, sogar den Kinder- und Kleiderpuppen die Gesichtszüge dieser unheilvollen Menschenart zu geben! Machten sie einen Ausflug über Land oder besuchten sie eine Sommerfrische oder ein Seebad, eine Burg oder eine schöne Landschaft, wohin sie auch kamen, jeder irgendwie bevorzugte Fleck des deutschen Vaterlandes schien zum Stelldichein dieser fremdblütigen Rasse geworden zu sein. Gab es überhaupt noch d e u t s c h e Menschen im deutschen Vaterlande?

Eines Winterabends, als Hermann mit seiner jungen Frau

in der Dämmerstunde träumend am Kaminfeuer saß, riß er sie plötzlich stürmisch in seine Arme und flüsterte ihr ins Ohr:

„Elisabeth, wir müssen ein zweites Kind bekommen!“

Zu Tode erschrocken befreite sie sich aus seinen Armen.

War er toll geworden? Hatte er von dem einen Unglück nicht genug? Hatte er ihr nicht ganze Vorträge über diese Fragen gehalten und ihr klar gemacht, ihr ganzes weiteres Eheleben müsse nunmehr ein einziges Entsagen und Verzichten sein. Hatte sie sich nicht ihm zuliebe in dieses Entbehren gefügt, so sehr ihr Blut sich auch dagegen auflehnte? Und jetzt, wo es ihr endlich gelungen war, das Triebhafte ihrer Liebe zu bändigen und es in seelische und geistige Werte umzuwandeln, jetzt sollte sie diesen schwer erkämpften Zustand wieder aufgeben, um neuem Leid und neuem Jammer entgegen zu gehen? Mit einer Entschiedenheit wies Elisabeth diesen Gedanken ihres Mannes zurück, daß er längere Zeit nicht mehr darauf zurückzukommen wagte.

Aber in Hermanns Herz keimte und wuchs der Gedanke und verlangte nach Leben und schrie nach Leben. Die Sehnsucht des kerngesunden Mannes, im eigenen Fleisch und Blut sich fortgesetzt zu sehen, der Schrei seiner Seele nach einem eigenen Kinde, das sein Ab- und Ebenbild sei, wurde immer lauter und mächtiger, je mehr er sich der Mittagshöhe seines Lebens näherte.

„Sieh,“ sagte er zu Elisabeth, „ich habe bisher eines nicht bedacht. Es muß ja nicht unbedingt in einem zweiten Kinde das Blut deines Vaters wieder wirksam werden! Die Wahrscheinlichkeit, daß es nach unserm deutschen Wesen arten werde, ist ja viel größer als die entgegengesetzte! Das Blut deiner Mutter und das Blut meiner Eltern steht gegen das Blut deines Vaters wie drei zu eins! Nur ein verhängnisvoller Zufall kann es gewesen sein, daß dieses überlegene deutsche Blutsverhältnis bei unserm ersten Kinde nicht zur Geltung kam. Aber selbst wenn dieses Verhältnis nicht wie drei zu eins, sondern wie zwei zu zwei stünde, selbst dann dürften wir nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit hoffen, daß nunmehr auch die Erbeinheiten unseres deutschen Wesens bei unserm zweiten Kinde zu ihrem Rechte kommen werden.

Elisabeth konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Du bist ein sehr kluger Rechenmeister," sagte sie. „Aber hast du mich nicht selber darüber belehrt und es mir an dutzenden von Beispielen aus dem Leben der Vergangenheit und Gegenwart vor Augen geführt, daß in jeder Verbindung das feindliche Blut siegt, so wie ja auch sonst im Leben das Gemeine das Edle immer zu verdrängen weiß? Hast du mir nicht selber dargelegt und mir an Beispielen bewiesen, daß unedles Blut in jedem Falle über edles so mächtig ist, daß ein einziges unedles Geschöpf die edle Aufzucht ganzer Geschlechtsfolgen mit Sicherheit verdirbt, wenn es unter sie gerät? Und hast du mir nicht auch erklärt, warum das so ist? Hast du mir nicht gezeigt, daß der Aufbau der Artzellen edlerer Geschöpfe ein viel verwickelterer und feinerer und darum empfindlicherer ist, als der der unedlen, und darum durch die bloße Berührung mit ihnen schon verändert, ja zerstört wird?"

„Das ist alles richtig, mein liebes Herz," erwiderte Hermann. „Aber die Möglichkeit ist grundsätzlich nicht auszuschließen, daß auch das Edle einmal sich ebenso widerstandsfähig zeigen kann, wie das Unedle, zumal wenn es, wie in diesem unsern Falle, dem Unedeln gegenüber im Stärkeverhältnis von drei zu eins steht, ihm also dreifach überlegen ist. Du mußt doch zugeben, daß unter diesen Voraussetzungen nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit besteht, daß unser deutsches Wesen den Sieg behält!"

„Von einem Siege kann doch selbst unter den günstigsten Voraussetzungen keine Rede sein," entgegnete sehr ernst Elisabeth. „Bestenfalls kann unser Wesen neben dem feindlichen sich behaupten, aber es ganz zurückzudrängen oder unwirksam zu machen vermag es doch nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Weil es mein Blut bereits vergiftet hat," erwiderte tieftraurig die junge Frau. „Darum wird es sich in jedem Falle wieder geltend machen, wie das unsere erste Erfahrung doch bewiesen hat!"

„Dieser unglücklicheren Erfahrung werden wir nun eine um so glücklichere entgegensetzen!" rief Hermann lebhaft aus. „Wir

dürfen alle Hoffnung darauf haben aus den Gründen, die ich dir dargelegt habe."

Zärtlich nahm er sein Weib in seine Arme und bedeckte ihren Mund und Hals mit innigen Küssen.

Elisabeth entwandte sich ihm sanft mit den Worten:

„Daß du Sehnsucht nach einem Kinde deines Wesens hast und in seinen blauen Augen dich selber wiedersehen willst — —"

„Und dich meine liebe süße einzige Frau," fiel ihr Hermann ins Wort, sie von neuem in seine Arme schließend.

„Laß mich aussprechen, Hermann! Schau, das verstehe ich alles gut, und es ist dein gutes Recht und soll dir auch erfüllt werden!"

„Elisabeth!"

„Hör zu, Lieber! Es soll dir erfüllt werden, aber nicht durch mich. Ich will mich von dir trennen, damit du eine andere zur Frau nehmen kannst. Das habe ich mir schon lange überlegt und sage es dir nun."

Bestürzt sah Hermann sie an.

„Das kann nicht dein Ernst sein!" sagte er.

„Es ist mein voller Ernst," erwiderte sie sehr ruhig und bestimmt, ihm dabei voll und klar ins Auge sehend.

„Dann liebst du mich nicht mehr!" rief Hermann aus.

Elisabeth nahm den Kopf ihres Gatten in beide Hände.

„Ich liebe dich so sehr, du törichter Mann, daß mir dein Glück eben mehr gilt als das meine, und daß ich imstande bin, deines Glückes wegen auf meine Liebe zu dir zu verzichten. Laß mir unsern unglücklichen Jungen und suche du dir bei einer andern Frau das Glück, das du durch mich nicht finden kannst."

Mit weitgeöffneten Augen sah Hermann eine Weile seine Frau an. Dann küßte er ihr tiefbeschämt die Hand. Er wagte nicht, sie in seine Arme zu schließen, so groß und rein, so ganz übermenschlich erschien sie ihm.

Dann faßte er ihre Hände und sagte mit klarem Entschluß:

„Ich danke dir für diesen unerhörten Beweis deiner Liebe. Und nun wollen wir von dieser Sache nicht mehr sprechen. Ich werde meine Sehnsucht überwinden und wir wollen gemeinsam

unser Leben tragen wie bisher. Du bist mir Frau und Kind zugleich, du einzig Gute, du!“

„Du wirst es noch bereuen, Hermann, wenn du auf meinen Vorschlag nicht eingehst,“ sagte in klarer Ruhe Elisabeth. „Ich kenne dich besser als du dich kennst. Die Erfüllung deines Herzenswunsches ist dir zum Leben und Gedeihen so nötig wie Speise und Trank, wie Licht und Luft. Ich kann es nicht mehr länger mit ansehen, wie du dich deswegen abhärmst. Darum mache ich dir, wenn du auf mich nicht verzichten willst, noch einen andern Vorschlag.“

„Du brauchst mich nicht so erstaunt anzusehen,“ fuhr Elisabeth lächelnd fort, „es ist etwas ganz Einfaches. Suche dir irgendwo auf dem Lande ein gesundes Mädchen deiner Wahl, mache sie zur Mutter deines Kindes und bringe mir das Kind, wir wollen es gemeinsam aufziehen, als ob es das unsere wäre.“

„Elisabeth!“ rief Hermann tief bewegt aus.

„Nun?“ fragte sie ernsthaft, sich seiner Küsse kaum erwehrend.

„Närrin, du!“ gab er ihr zur Antwort, nun beinahe ernstlich böse werdend.

„Aber es ist wirklich mein Ernst,“ sagte sie klar und entschieden.

„Das bezweifle ich nicht!“ Und als sie immer noch fragend ihn ansah, setzte er hinzu:

„Vermöchtest du das an meiner Stelle zu tun?“

Elisabeth barg ihr Gesicht an der Brust ihres Mannes.

„Nun?“ fragte er in dem gleichen Tone wie sie vorhin.

„Du Lieber, du!“ hauchte sie hervor. Dann sah sie an seiner Brust zu ihm empor und sagte:

„Nun will ich dir deinen Seelenwunsch erfüllen mag es ausgehen, wie es will!“

„Elisabeth! Mein Weib!“

25.

Tapfer kämpfte Elisabeth gegen die Dämonen ihres vom Vater ererbten Blutes an. Mächtiger denn je suchten sie ihre Herrschaft über Sinne und Seele der zum zweiten Male Mutter werdenden jungen Frau geltend zu machen. Aber Hermanns Liebe umhütete und umschirmte sie. Alle ihre Regungen und Gedanken, Wünsche und Begierden teilte sie ihrem Gatten mit, der sie tief verstehend über Ursache und Wirkung aufklärte, so daß ihr Geist vollkommen Herr über die ihm feindlichen Sinne und Begierden blieb.

Von besonders wohltätigem Einfluß auf Elisabeth war Beethovensche Musik. Besonders die Andante- und Adagiosätze der Sonaten und Symphonien wirkten tief beruhigend auf sie. Aus der Ewigkeit schien da die Gottheit selber hernieder zu steigen raumlos, zeitlos, die irrende, suchende, tastende Menschenseele erlösend von allem zufällig Irdischen und qualvoll Diesseitigen. Die Scherzi und Presti aber mußte Hermann übergehen, da sie eine gegenteilige Wirkung auf Elisabeth ausübten. Als er einmal den Scherzo-Satz der Neunten Symphonie spielen ließ, verlangte sie plötzlich Champagner zu trinken, wünschte Walzer- und Operettenmelodien zu hören und begann so toll zu tanzen und umherzuwirbeln, daß sie nicht mehr zu halten war und Hermann sie wie leblos in seinen Armen auffing.

Sorgsam hielt Hermann ihrem Auge alles Häßliche fern und war darauf bedacht, daß nur reine und schöne Bilder Eingang in ihre Seele fanden. Herrliche Gemälde und Plastiken hatte er allenthalben in der Wohnung geschmackvoll aufgestellt. Wohin sie auch blickte, nur Schönes traf ihr Auge. Damit sie auch nicht ihres ersten Kindes, das nun bereits fünf Jahre alt war, in dieser kritischen Zeit ansichtig würde, hatte er es aus dem Hause entfernt und in einem vorzüglichen Kinderheime untergebracht. Durch sorgfältige Auswahl des Lesestoffs und der Unterhaltung sorgte Hermann dafür, daß ihr Geist und ihre Phantasie nur reine, unverdorbene Nahrung erhielt. Fremde Menschen hielt er ihr fern, sogar das Dienstpersonal. Alle

Darreichungen und kleinen Bedienungen führte er selber aus. Tag und Nacht war er um sie.

In dieser Zeit starb plötzlich und unerwartet der Kommerzienrat unter Umständen, die bald das Tagesgespräch von Berlin W.W. waren und die Spalten der Sensationspresse füllten. Den Tod nahm Elisabeth sehr gelassen auf, hatte sie doch nie tiefere Empfindungen für ihren Vater gehegt, von kindlichen Regungen ganz zu schweigen. Aber die näheren Umstände seines Todes waren geeignet, sie in große Aufregung zu versetzen. Und sie erfuhr sie, trotzdem Hermann schon seit Monaten auch die Tageszeitungen abbestellt hatte, um zu verhüten, daß durch sie irgend etwas Häßliches oder Aufregendes an die werdende Mutter heranträte. Es war wiederum ihre „beste Freundin“, die ihr alles haarklein berichtete, ja noch mehr als sie wußte. Hermanns, durch den Tod des Kommerzienrats veranlaßte Abwesenheit hatte sie benutzt, um endlich bis zu Elisabeth vorzudringen.

Das Ableben des Kommerzienrats war zunächst gar nicht zur Kenntnis seiner Familie gekommen, da er außerhalb seiner Wohnung gestorben war. Seine Abwesenheit fiel niemanden auf. Er pflegte in die Stadt zu fahren und zu verreisen, ohne Ziel und Dauer seines Fernseins bekannt zu geben.

Er verschied in den Armen dreier hübscher blonder Mädchen, denen er eine gemeinsame Wohnung im bayrischen Viertel eingerichtet hatte. Sie wußten nicht, wer er war, kannten nicht einmal seinen Namen und nannten ihn „Onkelchen“. Da er, wenn er sie zu besuchen pflegte, nie etwas bei sich führte, das seine Persönlichkeit hätte verraten können, blieb den entsetzten Mädchen, um sich der Leiche zu entledigen, nichts anderes übrig, als die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. So kam die Leiche ins Schauhaus, wo sie von einem Angestellten der Fabrik erkannt wurde.

Hermann versäumte nichts, das Bekanntwerden der Sache zu verhüten. Vergeblich. Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte. Nach und nach erfuhr man folgendes:

Der Kommerzienrat hatte sich derartige „Privatpensionen“

nicht nur in Berlin, sondern noch in nicht weniger als fünf andern deutschen Großstädten, in Hamburg, Frankfurt, Breslau, Dresden und München eingerichtet. Über Einzelheiten ihrer Ausstattung, z. B. über die raffinierten Spiegeleinrichtungen der Schlaf- und Badezimmer, erschienen illustrierte Aufsätze in den gelesensten Wochenschriften. Ihre Bewohnerinnen waren nur Blondinen [21]). Jede von ihnen erhielt außer freier Wohnung, Kost und Kleidung, einen Monatsgehalt, der je nach der Gunst, in dem sie bei ihrem Brotherrn stand, sich bis zum Einkommen eines Ministers steigerte. Durch einen ganzen Stab von Detektiven ließ der Kommerzienrat die Schönen überwachen. Der geringste Seitensprung wurde unweigerlich mit Entlassung geahndet. Eine Belohnung in der Höhe ihres Jahresgehaltes hatte er für jede ausgesetzt, die ihm ein Kind zur Welt brachte. Sobald sie es geboren, wurde sie mit einer lebenslänglichen Rente für sich und ihr Kind entlassen und durch eine noch jungfräuliche Genossin ersetzt. Denn nur auf unberührte blonde Jungfrauen hatte er es abgesehen, andere reizten ihn nicht. Diese zur Mutter zu machen, war sein teuflisches Vergnügen. Es wurde festgestellt, daß er bis zum Eintritt seines Todes nicht weniger als 117 derartiger Renten zahlte, von denen die älteste bereits über zwanzig Jahre lief. In einem besonderen Testamente waren die Namen sämtlicher Rentenempfängerinnen verzeichnet. In dem Geheimfach des Geldschranks fand Hermann ein Stammbuch mit den Lichtbildern dieser sämtlichen bedauernswerten Geschöpfe nebst ihren Kindern. Die Namen standen unter den einzelnen Bildern und stimmten genau mit jenen des Rententestamentes überein. Die Mehrzahl der unglücklichen Kinder waren Knaben. Fast alle waren das Ebenbild ihres Erzeugers.

Man muß annehmen, daß der Kommerzienrat diese Rassevergiftung am deutschen Volke nicht etwa nur verübte, um seinen Gelüsten zu frönen, sondern daß er damit planmäßig geradezu teuflische Ziele verfolgte. Das erhellt aus einem Briefwechsel, den er mit einem jungen Rassegenossen geführt hatte. Diesen Briefwechsel fand Hermann im Nachlaß vor. Darunter befand sich folgendes Gedicht:

Ahasvers fröhlich Wanderlied

Seht, ich bin der Wurzellose,
Kein der Umwelt Anvermählter,
Keines Heimwehtraums Narkose
Treibt das Herz mir in die Hose,
Denn ich bin ein Leidgestählter.

Treibt ihr mich von euren Schwellen,
Ich bin doch der Meistbegehrte!
Eure Neidgeschreie gellen,
Denn ich trinke eure Quellen
Und ich wäge eure Werte.

Meiner Seele glatte Häute
Bergen, was ich bettelnd büßte;
Doch es türmt sich meine Beute
Und es jauchzen eure Bräute
Mir, dem Auswurf fremder Wüste.

Gähnend dampft ihr euren Knaster
Zu der ehrbaren Verdauung,
Doch ich bin ein kluger Taster,
Und ich reize eure Laster
Zu höchst eigener Erbauung.

Also treibe ich die Spiele
Meines reifen Übermutes,
Sonderbare, sehr subtile,
Letzte, euch verhüllte Ziele
Meines Asiatenblutes!*)

Die durch Sperrdruck hervorgehobenen Zeilen waren von des Kommerzienrats Hand angestrichen und am Rande mit

*) Dieses Gedicht veröffentlichte der Jude Paul Mayer im Heft 5 der Zeitschrift „Aktion“, Januar 1913.

einem „Bravo!“ versehen. Aus dem Briefwechsel ging hervor, daß er den jungen Mann dauernd mit hohen Geldbeträgen unterstützte, um ihn in den Stand zu setzen, den „subtilen Zielen“, von denen im dem Gedicht die Rede ist, sorglos zu leben. Ferner erklärte er sich gern bereit, alle Kosten zu tragen, falls sich bei den „Bränten“ irgendwelche Folgen einstellen sollten. Aber nicht genug damit! Er versprach dem jungen Manne ebenso wie jenen Mädchen, eine bestimmte Prämie für jeden „Erfolg“, den er bei einer solchen blonden Braut nachweisen könne. Und solcher „Erfolge“ wies ihm der junge Freund dutzende nach.

Ängstlich hütete Hermann diese seine entsetzlichen Entdeckungen. Aber wie es in derlei Fällen unbegreiflicher Weise zu geschehen pflegt, sie drangen doch in die Öffentlichkeit. Das Aufsehen, das sie erregten, war um so größer, als der Kommerzienrat kurz vor seinem Tode wegen seiner „unvergänglichen Verdienste um das Volkswohl“ zum Geheimen Kommerzienrat ernannt worden war. (Er hatte einige Millionen für Kirchen und andere öffentliche Bauten gestiftet.)

Die verhängnisvolle Wirkung dieses Skandals auf die ihrer Niederkunft entgegensehende junge Frau erreichte ihren Höhepunkt, als Hermann auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft vor den Untersuchungsrichter gerufen wurde zur Feststellung, ob er von dem verbrecherischen Treiben seines Schwiegervaters etwas gewußt oder ihm gar Vorschub geleistet habe.

Die Zustellung der gerichtlichen Vorladung erfolgte, als Hermann nicht zu Hause war. Als Ehefrau hatte sie Elisabeth in Hermanns Abwesenheit in Empfang zu nehmen. In ihrer Angst öffnete sie das Schriftstück, wurde ohnmächtig und fiel im Hausflur heftig hin. Die Folge war eine sofort einsetzende Frühgeburt.

Noch ehe der Arzt oder Hermann, die beide unverzüglich herbeigerufen wurden, zur Stelle sein konnten, war das Kind bereits da. Es lebte. Es war wieder ein schwarzer, diesmal aber bildschöner Judenknabe. Lebhaft verlangte die Mutter das Kind zu sehen. Als man es ihr zeigte, schrie sie laut auf

und verschied in dem Augenblick, als Hermann das Zimmer betrat. Kurz darauf starb auch das Kind.

Mit stummem Entsetzen stand Hermann an der Leiche seines Weibes, außerstande einen Gedanken zu fassen. Plötzlich erschrak er. Er glaubte eine Ähnlichkeit mit ihrem Vater in ihren Gesichtszügen zu finden. Es war die im Tode herabhängende etwas dickere Unterlippe, die diesen Eindruck erweckte. Zum ersten Male nahm er es wahr. Auch das gebrochene Auge glich jetzt dem des Kommerzienrats. Rasch drückte er der Toten die Augen zu und schloß ihren Mund. Und nun war sie wieder ganz s e i n e Elisabeth. In wildem Schmerz warf er sich über die erkaltende Leiche, unfähig, eine Träne zu vergießen.

Nur mit Mühe vermochte der inzwischen herbeigeeilte Arzt ihn von der Toten zu trennen. Teilnahmslos sah er bei der Untersuchung des Arztes zu. Dieser stellte Tod infolge Herzschlages fest. Sie hatte sich bei dem Sturze eine innere Verletzung zugezogen, und ein Blutgerinnsel war in die Herzkammer geraten.

Als eines der Dienstmädchen das tote Kind der toten Mutter in die Arme legen wollte, entriß es ihr Hermann und legte es in die Wiege zurück. Dann faltete er die Hände Elisabeths über einem kleinen Messingkreuz, das bereits seiner Mutter als Sterbekreuz gedient hatte, hieß alle Anwesenden das Zimmer verlassen und betete still am Bette der geliebten Toten.

Fern dem Grabe ihres Vaters, fern auch dem Grabe ihres Kindes setzte Hermann die sterblichen Reste Elisabeths bei.

Nun kam über ihn die Gewißheit, daß die Abgeschiedene ja nicht tot, sondern nur der irdischen Hülle entkleidet sei. Wären unsere Sinne, solange wir im Menschenkleide wandeln, nicht zu grob, wir nähmen wahr, wie die vermeintlich Toten, sehr verwundert über die Veränderung, die mit ihnen vorgegangen ist, um uns sind in einem Leibe von allerfeinstem ätherischen Stoff, wie sie vergeblich versuchen, sich uns bemerklich zu machen und Antwort zu bekommen auf ihre Fragen, warum wir denn so traurig seien. Wir würden sehen, wie töricht und lächerlich sie es finden, daß wir der zurückgebliebenen Hülle solche umständlichen Ehren erweisen und uns benehmen, als sei dem Abge-

schiedenen ein Unglück widerfahren oder als sei er nun von uns getrennt. Genau wie vorher leben die vermeintlich Gestorbenen zunächst noch um uns, bis sie sich in ihren neuen Zustand hineingefunden haben und inne werden, daß nun neue Aufgaben ihrer harren, über die sich klar zu werden, sie ebenso Zeit Mühe, Arbeit und Erfahrung brauchen, wie damals zum Sichklarwerden über ihre irdische Aufgabe, als sie zum irdischen Bewußtsein erwacht waren. Unser irdisches Leben ist nur ein Durchgang zu anderen feineren Daseinsformen. Das Jenseits ist kein anderer Ort, sondern ein anderer Zustand. Je materieller und sinnlicher ein Mensch war, um so schwerer wird es ihm, sich in dem neuen Zustand zurecht zu finden, sich von seiner alten Umgebung und seinen alten Gewohnheiten zu trennen. Je verinnerlichter und je geistiger der Mensch war, um so rascher und leichter wird er sich über seinen neuen Zustand klar, erkennt er seine neue Aufgabe und vermag er sich von seiner alten Umgebung und seinen bisherigen Gewohnheiten loszulösen, um der neuen Aufgabe alle Seelenkräfte zu widmen. Worin aber besteht diese Aufgabe? Zu immer klarerer, reinerer und tieferer Einsicht in unsere Beziehungen zu Gott zu kommen und so den Weg in die göttliche Heimat, die wir durch Mißbrauch unseres freien Willen uns verscherzt hatten, zurückzufinden. Aber nur selblose Liebe und Hingabe an unsere Mitmenschen, denen wir die Lebenslast erleichtern und helfen sollen, den Weg zu Gott zurückzufinden, vermag uns diesem Ziele näher zu bringen. Darum ist die Liebe das höchste Gebot.

Wir würden auch wahrnehmen, von welch tiefer Reue die Abgeschiedenen gepeinigt werden, wenn sie nun ihr irdisches Leben überblicken und all die Lieblosigkeiten, die sie begingen und all die versäumten Gelegenheiten, Liebe zu erweisen und dadurch selber besser, reiner und vollkommener zu werden, erkennen. Wir würden sehen, welch entsetzlicher Schmerz die Abgeschiedenen schüttelt, die in Verkennung des irdischen Lebenszwecks ein Leben der Vergänglichkeit geführt, und sinnengierig im Hasten nach Geld und Macht, Rang und Ruhm, es versäumten, ihrer wahren Bestimmung inne zu werden und dieser Bestimmung zu leben. Beim Anblick dieser Abgeschiedenen

würden wir mit einem Schlage das Jesuswort begreifen „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Wir würden auch die Verzweiflung jener wahrnehmen, die weich, schwach und feige der Wahrheit aus dem Wege gingen und nicht den Mut fanden, ihrer Überzeugung zu leben und sie vor den Menschen zu vertreten. Diese Reue, dieser Schmerz, ist das Fegefeuer der Abgeschiedenen und diese Verzweiflung ihre Hölle! Mit einem Male erkennen sie nun das göttliche Ziel. Aber trotz aller Sehnsuchts- und Entbehrungsqual vermögen sie ihm nicht näher zu kommen. Wie Tantalus greifen sie vergebens nach den über ihnen hangenden Früchten, verdürstend und verhungernd, ohne sterben zu können. Und in diesem Zustande müssen sie verharren, bis sich ihnen neue Gelegenheit bietet, das Kleid eines Menschenleibes anzuziehen. Von neuem werden sie dann vor die gleichen Aufgaben und Versuchungen gestellt, und immer und immer wieder müssen sie ein vergeblich gelebtes Leben von neuem beginnen, bis sie endlich zur Erkenntnis des irdischen Lebenszweckes kommen und Kraft zur Selbstüberwindung finden, trotz aller Versuchungen und Verlockungen dieser Welt ihrer wahren jenseitigen Bestimmung zu leben. Was sind die Ewigkeiten, die wir uns so abmühen müssen gegen die kurze Spanne Zeit dieses irdischen Lebens! Wie sinnlos ist es, der vergänglichen Freuden dieser paar Menschenjahre wegen, sich ganze Ewigkeiten von neuem immer wieder zu verscherzen!

Wir würden aber auch die Seligkeit jener Abgeschiedenen wahrnehmen, die ihr Leben ihrer höheren Bestimmung gemäß ausgenutzt, in Aufopferung für ihre Nächsten, ihr Volk und Vaterland ein Leben selbstloser Liebe geführt, unbekümmert um eigenen Vorteil oder Nachteil ihre Überzeugung vertreten hatten, die den Mut fanden für diese Überzeugung zu leiden und nötigenfalls zu sterben. Wir würden erkennen, daß sie durch ein solches Leben Einsicht, Kraft und Reife gewannen, nunmehr in neue Lebensformen einzugehen, um neue, höhere Aufgaben zu übernehmen, die sie abermals dem göttlichen Ziele näher bringen, bis sie schließlich seiner ganz wert und würdig geworden sind.

Wir würden aber auch erkennen, daß es eine ganz bestimmte Menschenrasse ist, in der sich mit Vorliebe die verstockten und unbelehrbaren, der Gottheit abgewandten Geister wieder und immer wieder verkörpern, um durch Erweckung von Selbstsucht und Sinnengier die ahnungslose Menschheit von ihrer wahren, göttlichen Bestimmung abzubringen, wir würden erkennen, daß es dieselben Geister sind, die vor Urzeiten den Abfall von Gott verschuldeten und seither alles daran setzen, den zur Erkenntnis gekommenen Geistwesen, die Rückkehr zu Gott zu erschweren oder unmöglich zu machen. Wir würden nicht müde werden, zu kämpfen und zu ringen, bis diese teuflische Rasse für die Menschheit unschädlich gemacht ist. Nicht eher wird es dem deutschen Volke möglich sein, die ihm von Gott gesetzte Aufgabe, alle Völker des Erdballs der Verinnerlichung und Vergeistigung entgegen zu führen, zu erfüllen, als bis es sich von den Einwirkungen dieser unheilvollen Rasse befreit hat.

26.

Die gerichtliche Untersuchung gegen Hermann verlief ergebnislos. Gleichwohl verstummten die Lästerzungen nicht, die ihn in Verbindung mit dem Tun und Treiben seines Schwiegervaters brachten. Sich darum zu kümmern, gebrach es ihm an Zeit. Er hatte alle Hände voll zu tun.

Zunächst galt es, in den schier unübersehbaren geschäftlichen Nachlaß des Kommerzienrats Einblick zu gewinnen. Dabei stellte sich heraus, daß in den Briefen, Papieren und Büchern durchaus nicht die Ordnung herrschte, die man bei so ausgedehnten Unternehmungen für selbstverständlich halten sollte. Der geschäftliche Briefwechsel war unvollständig und zerflattert. Ganze Teile fehlten, ja schienen vorsätzlich vernichtet. Eine Reihe von Geschäften, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Börse standen, waren nur drahtlich

geführt. In vielen Fällen war es gar nicht möglich, den Geschäftsfreund festzustellen, da nur die Fernschriften der anderen Seite vorlagen und Abschriften der diesseitigen nicht aufzufinden waren.

Der Brief- und Fernschriftwechsel umspannte den ganzen Erdball. Aber er bezog sich nur auf Vermittelungsgeschäfte, auf An- und Verkäufe von Getreide und Kaffee, Baumwolle und Zucker, Häuten und Fellen, Erzen und Diamanten, Leder- und Gummiabfällen, Papier- und Büchsenblechschnitzeln, Erzeugnissen und Abfällen jeder nur erdenklichen Art, Patenten und Gebrauchsmustern. Aus jeder Tätigkeit, die fleißige Menschen irgendwo verrichteten, wußte der Kommerzienrat seinen Gewinn zu ziehen. Millionen von im Schweiße ihres Angesichts arbeitende Menschen zappelten in allen fünf Erdteilen an den Drähten, die in seiner Hand zusammenliefen. Wie eine dicke Spinne saß er in seinem Berliner Kontor, all diesen Menschen durch diese Drahtkanäle das Mark aus Leib und Seele saugend.

Aus aller Herren Länder war das Gold zusammengeströmt, aus dem er sein ungeheures Vermögen gehäuft hatte. Nach aller Herren Länder hatte er es immer wieder zurückgejagt, um es verdoppelt und verdreifacht wieder zur Heimkehr zu zwingen. Keinen Augenblick Ruhe gönnte er dem Metalle und den Menschen, aus deren Schweiß und Blut er es preßte. Er war das große mitleidlose Herz, das Menschenblut aufsaugte, um es in bares Geld zu verwandeln, mochte es nun aus den Adern von Weißen oder Schwarzen, Gelben oder Roten, Christen oder Heiden springen. Über die Leichen von Menschen und Familien, ja von ganzen Völkern schritt er lächelnd hinweg, wenn er Geld aus ihnen machen konnte.

Niemals aber hätte er einem seiner eigenen Rassegenossen ein Haar gekrümmt. Diese brauchte er und sie brauchten ihn. Sie waren seine Vorposten und Offiziere, die seine Truppen befehligten, wenn er seine Schlachten schlug. Und er schlug Schlachten, Geldschlachten! Das heilige Gottesbrot eines ganzen Erdteils hatte er einmal in einer Nacht aufgekauft. Es war sein Eigentum! Er schwelgte in dem Gedanken, daß ganze Völker verhungern müßten, wenn es ihm jetzt in seine Rechnung paßte!

Aber das Gottesbrot spielte er aus gegen das Kupfer, das Kupfer wieder gegen das Zinn, das Zinn gegen die Baumwolle, die Baumwolle gegen das Leder, das Leder gegen das Gold, und das Gold gegen Menschenseelen und die Menschenseelen gegen Gott! Und zu diesen Schiebungen und Verschiebungen brauchte er seine Rassegenossen, jene flinken, schmächtigen und geschmeidigen Gestalten mit den gierigen, unsteten Augen und dem lautlosen Gang, die wie er selber vaterlandslos, in aller Welt zuhause waren, und deren Militärpapiere von Unentbehrlichkeit und Unabkömmlichkeit, Herz-, Lungen-, Leber-, Nieren-, Darm- und Magenleiden nur so strotzten. Sie saßen als seine Späher und Sendlinge in allen Erdteilen, in allen Zeitungen und in allen Geschäften. Sie waren es, die ihn mit Winken, Nachrichten, Notizen versahen, deren jede Millionen wert war. Sie beherrschten die transatlantischen Kabel, die drahtlosen Stationen, die Nachrichtenquellen für das ganze Erdenrund. Wenn sie es wollten, konnten sie von heute auf morgen einen Weltkrieg entfesseln, und sie würden ihn entfesseln, sobald sie den Zeitpunkt für das „große Geschäft" als günstig erachteten. Die Geschicke der Welt werden ja nur von einigen hundert Männern geleitet, die alle seiner Rasse angehörten![22])

Auch auf allen andern Gebieten menschlicher Tätigkeit arbeiteten seine Rassengenossen ihm in die Hand und betrieben seine Geschäfte, auf den Gebieten der Wissenschaft und Literatur, der Kunst und des Theaters ebenso wie in der Politik. Unaufhörlich sind sie bei der Arbeit, jene urarischen Ideale von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Fürst und Vaterland zu vernichten und die Ideale der Lügenfreiheit, Vaterlandslosigkeit und Gottlosigkeit an ihre Stelle zu setzen. Da sie die Presse der ganzen Welt beherrschen, haben sie leichtes Spiel. In Millionen und Abermillionen Exemplaren flattern diese Zeitungsblätter tagtäglich unter die Menschheit und hämmern ihr die Lügenideale in Hirn und Herz. Durch Vernichtung der erwerbenden Mittelstände, durch Errichtung von Kaufhäusern und Dirnenpalästen, durch die schamloseste, schmutzigste Reklame verstehen sie es, unnatürliche und widernatürliche Bedürfnisse in den

Volksmassen künstlich zu wecken, zu nähren, zu verbreiten und wach zu halten, um nur Geld und immer wieder Geld zu „machen". Planmäßig werden gesunde daseinsfrohe Menschen, in elende, an Leib und Seele sieche, mit sich und Gott und der Welt zerfallene, verzweifelte Geschöpfe verwandelt, die nun leicht gegen die bestehende Ordnung aufzuhetzen sind. Wo immer Massen unter der Lügenparole „Freiheit und Fortschritt" aufgewühlt werden, da sind es Angehörige dieser Rasse, die diese Wühlarbeit vollziehen. Der Gründer der Sozialdemokratie war ein Jude und Juden sind ihre Führer bis auf den heutigen Tag. „Freiheit", dem Germanen selbstgewollte Pflicht, nennen sie die Willkür und Zügellosigkeit, die sie in den Massen wecken, und „Fortschritt" das Chaos, das herauf zu führen ihr Vorteil ist. Denn nur im Chaos kann der Weizen dieser chaotischen Rasse blühen, da wo Ordnung, Zucht und Sitte herrscht, vermag er nicht zu gedeihen. Und die von ihren jüdischen und verjudeten Führern betrogenen und belogenen deutschen Arbeiter ahnen nicht einmal, daß sie diesen „Volksbeglückern" nur Mittel zu dem Zweck sind, ihre eigene Macht- und Geldgier zu befriedigen und auf ihrem Rücken die Herrschaft des „Kapitals" ein für allemal zu errichten.[23])

Einen erschreckenden Einblick in diese Zusammenhänge gewann Hermann aus einem Briefwechsel, den einer dieser „Volksbeglücker" mit dem Kommerzienrat geführt hatte. Er lautete:

Dr. Fritz Frankfurter M. d. R.
Rechtsanwalt

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Kommerzienrat Burghamer
Berlin-Grunewald

Verehrter Freund und Gönner!

Von unserem Geheimkomitee habe ich den ehrenvollen Auftrag erhalten, Sie abermals um Zuwendung einer größeren kleinen Summe zu bitten. Es handelt sich um 308 000 Mark — für Sie eine Bagatelle — zum Ankauf der „Geragemünder Zeitung" und des „Stadt- und Landboten" von Eberhausen.

Die Blättchen sind jetzt beide zusammen für obigen Betrag zu haben. Nachdem unsere Annoncenzentrale ihnen seit Jahren den Brotkorb immer höher gehängt, ist die erwünschte Schwindsucht prompt und sicher eingetreten. Ich selber stehe mit 45 000 Mark Hypotheken an dritter Stelle. Wechsel in ungefähr doppelter Höhe sind in meiner Hand. Wenn ich präsentiere, muß Besitzer verkaufen. Eine ganz glatte Sache. Strohmann — harmloser Goi — selbstverständlich vorhanden. Gründung der G. m. b. H. bereits im Gange.

Die Überweisung bitte ich nicht an mich, sondern an unsern „Wohltätigkeitsfonds für hilfsbedürftige Glaubensgenossen" vornehmen zu wollen, wie immer.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ganz ergebenster
Frankfurter M. d. R.

J. Burghamer
Kgl. Preuß. Kommerzienrat

Herrn Dr. Fritz Frankfurter M. d. R.
Berlin W.
Kurfürstendamm

Verehrtester!

Ihr Geehrtes vom 12. cr. ist mir richtig geworden. Aber ich glaube, Sie fangen an, komisch zu werden! Was sollen mir die beiden Wurstblättchen? Bilden Sie sich ein, daß sich damit läßt machen eine künstliche Hausse oder Baisse für Kaffee und Baumwolle? Und 308 000 Mark? So ne Mesumme heißt bei Ihnen eine Bagatelle? Haben Sie sich mal die Verzinsung ausgerechnet, wenn Sie nur setzen 6½ Perzent?

Nicht zu machen! Hochachtungsvoll
Burghamer.

Dr. Fritz Frankfurter M. d. R.
Rechtsanwalt

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Kommerzienrat Burghamer
Berlin-Grunewald

Hochverehrter Freund und Gönner!

Ihr sehr geschätztes Schreiben beweist mir, daß Sie immer

noch zu scherzen wissen. Der Gott unserer Väter erhalte Ihnen Ihren göttlichen Humor! Der berühmte Dichter Shakespeare könnte Sie darum beneiden!

Selbstverständlich können Sie diese beiden „Weltblätter“ nicht direkt Ihren großzügigen Zwecken dienstbar machen. Aber Sie wissen doch, wir sammeln alle in die gleiche Scheune! Und dabei profitieren doch Sie am allermeisten! Unsere großen Pläne lassen sich nur realisieren, wenn wir die Presse aller Länder beherrschen. Das hat ja schon der große Begründer unserer Alliance gesagt!*) In Frankreich, England, Amerika sitzen wir längst im Sattel, ebenso in den übrigen europäischen Ländern. Nur in Deutschland hapert's noch, trotzdem wir auch da bereits über 90 Prozent der gesamten Presse direkt oder indirekt in Händen haben. Die führenden Blätter Berlins und der Provinz sind bis auf wenige Ausnahmen, die uns die zähen Konservativen und Alldeutschen und einige Katholiken immer noch streitig machen, bereits samt und sonders in unserer Hand. Aber auch bei diesen haben wir's doch schon soweit gebracht, daß man uns wenigstens nicht mehr allzuheftig anrempelt. Die Kunst geht eben nach Brot! Sie werden im Feuilleton der meisten dieser braven Blätter selten etwas Antisemitisches in den letzten Jahren gelesen haben, ja sogar u n s e r e Leute eifrig propagiert finden. Und der Teil unter dem Strich ist für uns nicht minder wichtig als der politische über dem Strich. Ja gerade hier können wir so recht unauffällig für unsere Sache wirken. Aber die kleinen Provinzblättchen fehlen uns noch! Auf sie kommt es uns jetzt vor allen Dingen an. Es gilt die Pfarrer, Richter, Ärzte, Oberlehrer, die Offiziere der kleinen und mittleren Garnisonen, kurz die Vertreter des soliden bürger-

---

*) Gemeint ist der französische Minister C r e m i e u x, der 1860 die „Alliance israélite universelle“ in Paris gründete, eine jüdische Gesellschaft, die unter dem Deckmantel der Wohltätigkeit die jüdischen Sonderzwecke auf der ganzen Welt vertritt und über ungeheure Geldmittel verfügt. Die hervorragenden Juden der ganzen Welt gehören ihr als Mitglieder an. Im Jahre 1907 betrug ihre Mitgliederzahl über 30 000.

lichen Mittelstandes beider Konfessionen, die neben Konservativen und Alldeutschen die hauptsächlichsten Stützen von Thron und Altar sind, systematisch zu uns herüberzuziehen. Sie sind von der Sucht nach raschem Erwerb, von den Bedürfnissen nach Amüsement und erhöhten Lebensansprüchen und all den niedlichen Scherzen, die wir mit so sichtbarem Erfolge in den Großstädten mit Hilfe von Presse und Theater inszenieren, schon recht erfreulich, na sagen wir 'mal um das reaktionäre Wort „infiziert“ nicht zu gebrauchen, affiziert. Und diese Tüchtigen sind natürlich wie alle Deutschen, den Phrasen und Schlagworten nicht minder zugänglich als das schon etwas hellere Material der Großstädte. Auf alles Gedruckte schwört der Deutsche. Es kommt also nur darauf an, daß wir ihm in seinen Leib- und Magenblättern alles das zugänglich machen, was geeignet ist, Wasser auf unsere Mühlen zu leiten. Sie sollten diese Leutchen nur mal in ihren Stammkneipen beobachten! Handelt es sich um eine Meinungsverschiedenheit in politischen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Dingen, so entscheidet für sie immer das, was in der Zeitung steht. Es kommt nur darauf an, daß diese harmlosen deutschen Gemüter nichts merken. Dazu genügt es, ausgiebigen Gebrauch von den Worten „deutsch“ und „national“ zu machen und für ihre immer wieder vorgebrachten Forderungen um Gehaltserhöhung forsch und schneidig einzutreten. Geht man ferner darauf aus, dem deutschen Philister zu sagen, was er gerne hört, alles zu loben, was als Entschuldigung für sein stupides Treiben gelten kann, so hat man bald gewonnenes Spiel. Nichts ist leichter als den Deutschen mit den Worten „Kultur“, „Geistes- und Gewissensfreiheit“ usw. zu faszinieren. Den Vorwurf der Intoleranz und der Rückschrittlichkeit kann er ebensowenig vertragen, als daß man ihn zwingen könnte, etwas gegen sein Gewissen zu tun. Aber irgendein Steckenpferd reitet jeder, und es kommt nur darauf an, ihn so zu leiten, daß er es, ohne daß er's selber merkt, für u n s reitet! Dieses allzu lebendige deutsche Gewissen einzulullen und seine Überzeugung auf unsern Ideen und Voraussetzungen aufzubauen, das ist die Kunst, die wir üben und immer vollkommener entwickeln müssen! In dem Zwecke

müssen die reaktionären Begriffe von Gott und Unsterblichkeit, Kaiser, König und Vaterland, die das letzte und eigentliche Hindernis für die Verwirklichung unserer Pläne sind, auch aus den verstocktesten christlichen Gemütern gerissen und durch unsere Schlagworte „Welt- und Allseele“, „Freiheit und Fortschritt“, „Gleichheit und Brüderlichkeit“, „Humanität und Menschlichkeit“ usw. ersetzt werden. Der Verband deutscher Freidenker und der Dissidentenverein allein können das ebensowenig schaffen wie unsere braven Monisten mit ihren wissenschaftlichen Sonntagsandachten. (Ich habe kürzlich solch einem Ostwaldschen Gottesdienste beigewohnt und hatte Mühe, ernst zu bleiben. Diese Deutschen sind doch einfach köstlich!) Also dazu langt es nicht. Das ist nur durch die Presse zu machen. Im Feuilleton und in der „Frauenbeilage“ — ein hübsches Wort übrigens, was? — haben wir die schönste Gelegenheit, die Deutschen so peu à peu mit unsern Ideen zu infiltrieren. Ach, wenn die guten deutschen Hausfrauen ahnten, daß alle ihre „Modernudschauen“, „Deutsche Wäsche- und Handarbeitszeitungen“, „Heim und Herd“, „Deutscher Kinderhort“, „Dies Blatt gehört der deutschen Hausfrau“ usw. und all die unverfänglichen Familienzeitschriften samt und sonders von uns inszeniert und finanziert sind! Apropos! Das Gedicht „Ahasvers fröhliches Wanderlied“, das kürzlich dieser unglückselige Paul Mayer, sonst einer unserer Hoffnungsvollsten, in der „Aktion“ veröffentlichte, war eine Rieseneselei! Wir haben den unvorsichtigen jungen Mann, der hier unsere ganzen Karten aufdeckte, sofort seines Redakteurpostens enthoben. Gott sei Dank haben die „Teutschen“ nichts weiter gemerkt! Ein unermeßlicher Segen für uns ist doch das deutsche Bier und der dreimal heilige Früh- und Dämmerschoppen! Gott erhalte den Deutschen ihren Durst! So heißhungrig sie sich auch als Studenten gebärden, das Bier schwemmt schließlich ihren ganzen Hunger fort! Ist das Staatsexamen glücklich abgelegt und die versorgende Staatskrippe endlich erreicht, dann ade Dr. Faustus! Das Magenblättchen, das Kasino, der Kegelklub, bestenfalls der Lesezirkel, und wer sich's leisten kann ab und zu mal eine Vorstellung der „Räuber“, genügt dann allen geistigen

und revolutionären Bedürfnissen. Dank diesem köstlichen Gerstensafte haben wir in ihnen sozusagen ganz jungfräulichen Boden vor uns, der leicht zu beackern ist und einen großen Ertrag verspricht. Das sehen Sie an dem Erfolge unserer Witzblätter. Es gibt im ganzen heiligen Deutschen Reiche kaum eine Kneipe und einen Rasierladen, wo nicht der „Simplizissimus", die „Lustigen Blätter" und unsere vielen illustrierten Journale aufliegen. Was unsere Leute da an Ruppigkeiten und Zweideutigkeiten in nationaler und religiöser Beziehung sich leisten dürfen, grenzt eigentlich schon ans Wunderbare! Aber es geht, es geht! Man findet schon gar nichts mehr dabei und die Auflageziffern steigen von Monat zu Monat! Merkwürdiges Volk diese Deutschen! Ein Familienvater, der seine Tochter eines begangenen Fehltrittes wegen ohne Besinnung aus seinem Hause jagen würde, schlürft mit Behagen die Zoten und Zötchen, die wir ihm vorsetzen und findet in den — unter uns gesagt, oft allzuscheußlichen Fratzen — nichts als „moderne Kunst". Überhaupt das Wort „modern"! Was das uns schon für Dienste geleistet hat! Eigentlich alles, worauf es uns ankommt, können wir damit decken, und Männlein und Weiblein aller Schichten und Klassen fliegen darauf wie auf Zucker! Denken Sie nur 'mal an die Mode! Wer würde es wagen „unmodern" gekleidet zu gehen! Der Coup ist uns doch eigentlich glänzend gelungen! Und auch für uns ganz angenehm! Man braucht gar nicht mehr ins Ballet oder ins Variete zu gehen! Alles, was man an den süßen Weibchen zu sehen wünscht, hat man nun so ganz gratis auf der Straße und in der allerfeinsten Gesellschaft! Doch famos das! Aber was sag' ich da Ihnen! Sie sind darin ja Sachverständiger! (Wie sind Sie übrigens mit der blonden Westfalin zufrieden, die ich Ihnen vor einigen Monaten aus Lüdenscheid importierte? Frisch wie Rosen! Was?!)

Doch ich bin von dem Thema abgekommen. Also die Blättchen können wir kaufen? Ich darf annehmen, daß ich Sie überzeugt habe?

Die Überweisung also bitte wie gesagt an unsern „Wohltätigkeitsfond"!

In angenehmer Erwartung Ihrer menschenfreundlichen Zusage verbleibe ich

in ausgezeichneter Hochachtung

stets Ihr ganz ergebenster

Frankfurter, M. d. R.

P.S. Gern suchte ich Sie persönlich auf, um Ihnen alles mündlich noch viel eindringlicher auseinander zu setzen! Aber ich weiß, Sie lieben Besuche nicht, darum dieses lange Schreiben.

J. Burghamer
Kgl. Preuß. Kommerzienrat

Herrn Dr. Fritz Frankfurter M. d. R.

Berlin W.
Kurfürstendamm

Verehrtester!

Bestens dankend bestätige ich Ihr Geehrtes vom 14. cr. mit Ihren ausführlichen Ausführungen. Aber müssen Sie nicht selber sagen, daß von unserer Seite recht sehr gemacht wird ein großer Fehler. Sehr viel zu viel Reklame für uns! Sehr viel zu viel Chuzbe! *) Das „Berliner Tageblatt“ macht uns da den größten Risches! **) „Frankfurter Zeitung“ ist da viel vorsichtiger! Diese arbeitet viel mehr indirekt! Aber das Tageblatt muß ja alle Deutschen machen zu Alldeutschen! Sehr eine große Dummheit ist es, alle Deutschen für dumm zu halten! Sind sicherlich nicht dumm die Konservativen und Alldeutschen! Die merken schon lange, was wir wollen, weil die vom Berliner Tageblatt zu laut schreien. Ich fürchte wir haben in den letzten Jahren alle guten Chansen verloren, die wir haben gehabt! Können Sie mich einmal infirmieren, wie unsere Sachen jetzt stehen? Aber bitte schriftlich, damit ich Zeit habe, alles gut zu denken. Bin nicht abgeneigt, das zu machen mit Zeitungen, aber erst muß ich klarer sehen.

Hochachtungsvoll
Burghamer.

---

*) Jüdischer Ausdruck für „Frechheit“.
**) Jüdischer Ausdruck für „Antisemitismus“.

Dr. Fritz Frankfurter M. d. R.
Rechtsanwalt
Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Kommerzienrat Burghamer
Berlin-Grunewald

Hochverehrtester Freund und Gönner!

Im Grunde haben Sie nicht unrecht. Ganz gewiß sind die Herren von der Jerusalemer Straße etwas allzu eifrig. Aber vergessen Sie nicht, das „Berliner Tageblatt“ ist unser Zentralorgan, und mit seiner Abonnentenzahl von über einer Viertelmillion marschiert es an der Spitze aller deutscher Zeitungen. Da kann es sich schon etwas herausnehmen! Vergessen Sie auch nicht, daß es fast die einzige und verbreitetste deutsche Tageszeitung ist, die auch in Übersee gelesen wird, und daß seine Nachrichten über deutsche Zustände und Verhältnisse im Auslande als authentisch gelten. Da ist es ganz gut, wenn der Mund ein bißchen voll genommen wird. Es muß im Auslande der Eindruck erweckt werden, als herrschten in Deutschland barbarische Zustände, als schmachte das deutsche Volk in Sklavenketten und als habe es keine größere Sehnsucht als die Monarchie abzuschaffen. Glauben Sie ja nicht, daß wir die Intelligenz und die Macht der Konservativen und Alldeutschen unterschätzen! Aber gerade, weil die merken, wo wir hinauswollen und jeder Deutsche, dem es um die deutsche Zukunft zu tun ist, eigentlich Alldeutscher sein müßte, gerade deshalb sind uns diese Leute so gefährlich, und darum müssen sie mit allen nur möglichen Mitteln im In- und Auslande schlecht gemacht werden. Da sie zugleich die unentwegt König- und Kaisertreuen sind, muß alles unternommen werden, um sie auch nach oben in Mißkredit zu bringen. Vergessen Sie auch nicht, daß wir auf das Schimpfen und Schreien und Miesmachen angewiesen sind, da wir ja nichts Positives anstelle dessen zu setzen haben, was wir untergraben müssen, um unsere Ziele zu erreichen. Geradezu aufgeschmissen wären wir, wenn wir die Sozialdemokratie nicht hätten, auf deren Rücken wir schwimmen. Den sozialdemokratischen Zukunftsstaat können wir natürlich ebensowenig gebrauchen wie eine starke Monarchie, da kämen

wir vom Regen nur in die Traufe. Im Grunde genommen wollen wir ja gerade das Gegenteil von dem was die Sozialdemokratie will: die absolute Herrschaft des internationalen Kapitals, das ja heute schon zum weitaus größten Teil in unsern Händen ist.[24]) Die Demokratisierung des Reichs ist dazu die unerläßliche Voraussetzung, und damit sind wir auf dem allerschönsten Wege. Mit Riesenschritten geht es da vorwärts! Das einzige ernstliche Hindernis liegt nur noch im Preußischen Landtag. Aber haben wir erst das Reichstagswahlrecht in Preußen, dann kommt die parlamentarische Regierung im Reich so sicher wie das Kind nach der Hochzeit, und alles andere ist dann nur noch eine Frage der Zeit. Dabei ist die Regierung unser stärkster Bundesgenosse. Die leitenden Herren, soweit sie noch der älteren Generation angehören, haben vor uns eine wahre Angst. Der Vorwurf, unsozial oder illiberal zu sein, nicht „mit der Zeit zu gehen“ oder die „Zeichen der Zeit nicht zu verstehen“, treibt heute selbst dem vertrocknetsten Bürokraten den Angstschweiß stromweis aus den Poren. Und die leitenden Herren aus der jüngeren Generation sind mit dem Bazillus der opportunistisch-egoistischen Lebensauffassung bereits derart durch- und durchgeimpft, daß sie sich von Unsereinem kaum noch unterscheiden. Altpreußische Einfachheit und Sparsamkeit ist bei ihnen kaum mehr anzutreffen. Geld verbrauchen sie wie Heu und sind darum auf uns geradezu angewiesen, denn auf ihren Rittergütern stehen längst unsere Hypotheken. Verstehen Sie mich nicht falsch! Mit „Ehrengaben“ ist da nichts zu machen! Bewahre! Soweit sind wir mit ihnen leider noch lange nicht! In Frankreich, England und Amerika, diesen gesegneten Ländern der Freiheit, sind wir Dank dem parlamentarischen Systeme d a r i n ja schon viel weiter! Nein! Aber wozu haben wir denn unsere Töchter! Mit denen haben ja bereits unsere biblischen Vorfahren die allerschönsten Geschäfte gemacht. Man ist in Deutschland in religiösen Dingen ja bereits so vorurteilsfrei, daß bei einer Ehe konfessionelle Unterschiede kaum mehr eine Rolle spielen. Und wenn schon! Schön! Dann lassen wir Rebeckchen eben taufen. Protestantisch oder katholisch oder monistisch, ganz wie's gewünscht wird. Dabei schlagen wir wie

meistens, wenn wir Geschäfte machen, wieder zwei Fliegen mit einer Klappe. Einmal kommen die da oben immer mehr in unsere Abhängigkeit, und dann bringen unsere Töchter dadurch gleichzeitig den nötigen Einschlag unseres Blutes ins Germanentum zuwege[25]). Das ist der sicherste Weg, den Antisemitismus aus der Welt zu schaffen. Na, Sie wissen ja Bescheid! Aber auch so kommt uns schon die wunderbare Anpassungsfähigkeit der Deutschen an allerlei Fremdes recht zu statten. Die geschäftliche Konkurrenz, in die sie durch uns gedrängt werden und der dadurch bedingte fortgesetzte Verkehr mit uns, hat bereits eine Sorte jüdischer Christen entstehen lassen, die an Echtheit nichts zu wünschen übrig lassen. Das bringt das Geschäft eben so mit sich. Ein guter Geschäftsmann muß heute Jude sein, so oder so, sonst bleibt er zurück und kann sich nicht halten. Aus allen diesen Gründen fehlt uns heute oben, Gott sei gepriesen und gedankt, die Politik der starken Hand. Durch die Verschwägerung mit uns entstehen eben so viele Verbindungen und Beziehungen hin und her, da kostet die höhere Beamtenkarriere jetzt solche Unsummen, da das Mitmachen in allerlei Luxus und mondänem Drum und Dran so zur selbstverständlichen Voraussetzung geworden ist, daß eben schon viele aus unsern Kreisen getaufter und nichtgetaufter Weise da oben mit dabei sind und die ganze Maschinerie bewußt oder unbewußt so beeinflussen, daß sie arbeitet, wie wir's brauchen[26]).

Eine tolle Sache wird es ja werden, wenn die Bremse des Preußischen Abgeordnetenhauses einmal nicht mehr funktionieren wird! Auf den Tag freu' ich mich! Dann haben wir endgültig gewonnenes Spiel! Dann ade Hohenzollern und Wittelsbach und ihr übrigen deutschen Fürsten! Die Republik ist dann nur noch eine Frage der Zeit! Und wenn wir dann erst die Vereinigten Staaten von Europa haben werden! O du mein! Das Geschäft! Nicht zum Ausdenken! Na, vorläufig sind wir leider noch nicht so weit und noch manches Tränklein muß den schwerfälligen Deutschen gebraut werden, ehe ihnen die Augen übergehen. Vor allen Dingen dürfen sie nun nicht mehr zum Verschnaufen kommen! Die Regierung muß sans cesse von

einer Verlegenheit in die andere gestürzt werden, wie und wodurch ist ganz einerlei. Die einzelnen Volksschichten, Stände und Berufe müssen nach oben so verärgert werden, daß sie aus lauter Obstinatheit den Sozen oder dem Fortschritt ins Garn laufen. Das ist für uns ja toute la même chose denn die beiden haben wir ja längst an der Leine. Eine wundervolle Zwickmühle gegen die Regierung haben wir an der sozialen Gesetzgebung! Lob und Dank und Preis ihrem Erfinder! Und da wir die Kosten der neuen Steuern ja doch immer aufs Geschäft schlagen, ohne daß das Publikum was merkt, so schlagen wir wieder mehrere Fliegen mit einer Klappe. Da oben in den olympischen Regionen aber ist's der reine Klub der Harmlosen. Wahrhaftig, ehe die was merken, kann schon viel passieren! Nur „Lui!" dem trau ich nicht. Der hat verdammt scharfe Augen! Aber solange unsere Koryphäen direkte Telephonverbindung mit ihm haben, droht uns von dort keine Gefahr. Von dem jüngeren Herrn läßt sich leider nicht das gleiche behaupten. Aber bis der mal was zu sagen hat, sitzen wir längst im Sattel! Gegenwärtig ist für uns die kritische Zeit! Fraglos! Aber wir werden's schaffen, wenn nicht diese . . . Die Konservativen nämlich und die verdammten Alldeutschen mit ihrer rührigen Aufklärungsarbeit! Die machen uns weidlich schwitzen! Sie haben ganz recht, wenn Sie uns warnen, die für dumm zu halten! Gegen die muß mit allen Höllenmitteln gearbeitet werden! Die sind sonst imstande und vermasseln uns noch in letzter Stunde das ganze Buttergeschäft! Das beste Mittel ist immer noch, aufzupassen, ob und wie und wann und wo einer mal von ihnen Geld braucht. Unsere Glaubensgenossen aus Galizien und Posen, die da von Gut zu Gut ihr Wesen treiben, haben uns da schon wertvolle Dienste geleistet. Es ist ein wahrer Segen, daß ein Gardeleutnant in einem Jahre mehr verpulvern kann, als zehntausend Morgen Land einbringen. Und dann ist da noch diese vermaledeite Rassenlehre, die jetzt Mode zu werden beginnt! Das Impertinente ist, daß man zu merken anfängt, daß es sich bei uns tatsächlich nicht um die Konfession oder etwas dergleichen Nebensächliches, sondern einzig und allein und tatsächlich um die Rasse handelt. Denn, seien wir ehrlich:

in keinem Lande der Welt ist man gegen uns Juden so tolerant wie in Deutschland. Wir können Synagogen bauen soviel wir nur wollen. Die höchsten und allerhöchsten Herrschaften erscheinen sogar zu ihrer Einweihung. Aber daran liegt uns ja gar nichts! Wir wollen ja ganz wo anders hinaus!

Mit den Rassevertretern also wird's noch harte Kämpfe geben! Gerade dazu müssen wir restlos die ganze deutsche Presse in die Hand bekommen, um zu verhüten, daß die Sache populär wird! Die Folgen wären nicht auszudenken!! Mit dem furor teutonicus ist nicht zu spaßen! Drum glauben Sie mir, lieber Freund, auf jedes Winkelblättchen im Reiche kommt es jetzt an! Wir müssen jedes, auch das kleinste Mauseloch verstopfen, durch das irgend etwas von dem ins Volk dringen könnte, was nicht in unser Konzept paßt![27]) Im übrigen heißt es natürlich nach wie vor, unsere Leute in die führenden Stellen aller Berufe bringen![28]) Das glückt uns ja von Jahr zu Jahr immer mehr. Schwierigkeiten macht uns eigentlich nur noch die Armee und Marine. Aber mit Hilfe der Taufe machen wir auch da erfreuliche Fortschritte. Solange aber noch die Offizierkorps ihre Kameraden selber wählen, zieht leider die Taufe auch nicht immer. Na, haben wir erst mal das gleiche Wahlrecht in Preußen und die parlamentarische Regierung im Reich, dann werden wir auch mit diesem Zopf kurzen Prozeß machen. Auf geistigem Gebiete haben wir jedenfalls bereits das Übergewicht. Sehen Sie sich nur einmal die Liste der Hochschullehrer an![29]) Von Literatur, Kunst und Theater gar nicht zu reden! Und die Nummern, die da nicht unseres Blutes sind, müssen schon nach unserer Pfeife tanzen, wenn sie überhaupt mittanzen wollen! Und sie tanzen! Und zwar ganz prächtig! Wozu hätten wir denn sonst unsere Kritiker? Und in Berlin gibt's außer dem Intendanten der königlichen Schauspiele keinen einzigen Theaterdirektor, der nicht beschnitten ist! Eigentlich doch großartig! Und unsere Schauspieler und Sänger! Wahrhaftig in der Synagoge sind wir nicht mehr unter uns als im Theater! Und dann diese verschiedenen Goethe-, Kleist-, Hebbel- und Kantbünde und sonstigen Kulturgesellschaften und Schriftstellerverbände! Großartig funktioniert das alles[30]). Der

Handel ist selbstredend unser! Industrie aber leider nur zum Teil. Einige Größen hängen da noch an überlebten Begriffen. Aber auch die werden schon irgendwann mal Geld brauchen. Sehr wertvoll ist uns der allgemeine deutsche Lehrerverein geworden und der mittlere Beamtenstand verspricht nicht minder günstige Erfolge. Da heißt es nun vor allen Dingen die Autorität abbauen und das Selbstbewußtsein fördern. Dazu aber brauchen wir auch das letzte Provinzblättchen! Darum nochmals: Wir dürfen also auch diesmal wieder auf Sie zählen, hochverehrtester Freund und Gönner? Die Sache wird sich bezahlt machen! Davon seien Sie überzeugt!

Aber nun habe ich genug geklappert! Meine Maschine raucht bereits! Denn die Kiste muß ich höchst eigenhändig bedienen von wegen! Hauptsache aber, ich habe Sie überzeugt! Darum meinen besten Dank im Voraus im Namen unseres geheimen Komitees.

Ihr ergebener Freund und Verehrer

Frankfurter M. d. R.

J. Burghamer
Kgl. Preuß. Kommerzienrat

Herrn Rechtsanwalt Dr. Fritz Frankfurter M. d. R.
Berlin W.
Kurfürstendamm

Verehrtester!

In Bestätigung Ihres Geehrten vom 16. cr. bin ich bereit, Sache zu machen. Da Sie mit die Akzepters selber verdienen beiläufig 25 Perzent, werden wir einig gehen, wenn wir setzen fest Masematten *) auf rund 300 000, woran Sie also immer noch verdienen 10 bis 15 Mille. Anders nicht zu machen.

Verrechnungsscheck für Konto Wohltätigkeitsfond anbei in Höhe genannte Summe.

Hochachtungsvoll
Burghamer

---

*) Jüdischer Ausdruck für „faules Geschäft“.

Dr. Fritz Frankfurter M. d. R.
Rechtsanwalt

Herrn Kommerzienrat Burghamer
Berlin-Grunewald

Sehr geehrter Herr!

Bestätige im Namen unseres Komitees mit bestem Dank Eingang von Verrechnungsscheck auf Mark 300 000 (dreimalhunderttausend Mark).

Hochachtungsvoll
Frankfurter M. d. R.

Mit stockendem Atem hatte Hermann den Briefwechsel zu Ende gelesen. Soweit war es also schon gekommen! Planmäßig wurde das deutsche Volk durchseucht und vergiftet! Irgend etwas mußte da geschehen, ehe es zu spät war! Das einzige, was zunächst überhaupt geschehen konnte und mußte, war Regierung und Volk über Art und Wesen, Ziel und Plan dieser Rasse aufzuklären. Sofort schickte Hermann je eine Abschrift des Briefwechsels an den Kaiser, den Reichskanzler, an sämtliche Bundesfürsten, ihre Regierungen und an einzelne Reichstagsabgeordnete.

Inzwischen ordnete er den Nachlaß weiter.

Erst die letzten fünfzehn Jahre hatte sich der Kommerzienrat auch mit der Verwertung von Patenten befaßt. Die Erfinder waren ein für allemal mit niederen Pauschalsummen abgefunden. Nur wenige waren mit geringen Hundertteilen am dauernden Ertrage beteiligt, während er Millionen damit verdiente. Die Patente nutzte der Kommerzienrat selber nicht fabrikmäßig aus, er vergab nur das Fabrikationsrecht in Form von Lizenzen. Es kam ihm nicht darauf an, etwas Nutzbringendes zu leisten, Geld zu „machen", war sein einziges Streben! Geld, Geld, Geld! Auf welche Art und Weise er es zusammenbrachte, war ihm ganz einerlei. Das einzige werterzeugende Unternehmen, an dem er sich jemals beteiligt hatte, war die von Hermann geleitete Fabrik und die war allein Hermanns Werk.

Zweihundertvierundsechzig Millionen Mark betrugen allein die Barkonten, die der Kommerzienrat bei den Banken hatte. Aber merkwürdig! Nur ein kleiner Bruchteil dieser Summe, etwas über zehn Millionen, waren in deutschen Banken untergebracht. Der ganze ungeheure Rest von über einer Viertelmilliarde war in englischen und amerikanischen, meist aber in schweizer und schwedischen Banken angelegt. Wahrlich, für den kommenden Weltkrieg war der Kommerzienrat gut vorbereitet! Seine Hauptmacht hatte er in den neutralen Ländern untergebracht, und in den vermutlich feindlichen nur so viel Hilfskräfte gelassen, um auch dort durch Vermittelung seiner internationalen Rassegenossen seine Kriegsgewinne machen zu können. Von den neutralen Ländern aus konnte er seine Reserven zu Freund und Feind schicken je nach dem Gang der Ereignisse!

Nicht weniger als fünfzig Millionen Mark hatte der Kommerzienrat der ‚Alliance israélite universelle' vermacht. Das Testament enthielt den Vermerk, sie sei von dieser Erbschaft bereits unterrichtet und von ihm notariell bevollmächtigt, die Summe bei seiner Pariser Bank sofort bei Bekanntwerden seines Todes abzuheben. Den Rest des Riesenvermögens erbten zu gleichen Teilen die Kommerzienrätin und Elisabeth. Da Elisabeth inzwischen gestorben, war nun Hermann Erbe des auf sie entfallenden Vermögensanteils von über hundert Millionen Mark geworden. Er war sich keine Minute darüber im Zweifel, daß er dieses zusammengeschacherte Geld nicht für sich behalten dürfe. Er überlegte nur noch, zu welchem gemeinnützigen Zwecke es am besten zu verwenden sei, und auch hierüber war er sich bald im Klaren.

Mit welcher Verständnislosigkeit die regierenden Kreise der Judengefahr, die Deutschlands ganze Zukunft bedrohte, gegenüberstanden, ersah Hermann aus den Antworten, die ihm auf seine Eingaben wurden. Das Zivilkabinett des Kaisers erwiderte, das Schriftstück „eigne sich nicht zur Vorlage an allerhöchster Stelle". In ähnlichem Sinne lauteten die Antworten der Kabinette der übrigen Bundesfürsten, soweit sie überhaupt Notiz davon nahmen. Nur die bayrische Regierung

erklärte, diese „Übelstände" seien ihr wohl bekannt, nach „Lage der Dinge" könne aber Abhilfe leider nicht geschaffen werden. Der deutsche Reichskanzler äußerte sich überhaupt nicht. Ihn schien die Zukunft des deutschen Volkes nichts anzugehn. Die deutschvölkischen Reichstagsabgeordneten dankten für das wertvolle Material, warnten aber Hermann auf der Hut zu sein. Jeder, der es wage, gegen das Judentum vorzugehen, setze nicht nur Vermögen und Dasein, sondern auch seinen ehrlichen Namen aufs Spiel, da diese Rasse vor keinem Mittel zurückschrecke, ihre Gegner unschädlich zu machen.

Irgendwelche persönlichen Rücksichten weder auf sich noch auf andere kannte Hermann nicht, wenn es galt, seiner Überzeugung gemäß zu handeln. Gefahren konnten ihn höchstens reizen, aber nicht zurückhalten. Er kam daher rasch zu dem Entschluß, das gesamte von dem Kommerzienrat ererbte Vermögen nach Abzug des auf seinen Sohn entfallenden Pflichtteils zum Kampfe gegen das Judentum zu verwenden. Er hatte die felsenfeste Zuversicht, das deutsche Volk werde ganz von selbst Mittel und Wege finden, sich dieses Feindes zu entledigen, wenn es ihn erst in seiner ganzen Furchtbarkeit und Heimtücke erkannt habe. Er stiftete daher ein Viertel seiner Erbschaft im Betrage von etwa 12 Millionen Mark einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu dem Zwecke, eine Anstalt für Rassenforschung und Rassenhygiene zu gründen. Er traf die ausdrückliche Bestimmung, daß alle Angestellten dieser Stiftung vom Gelehrten und Beamten bis zum letzten Diener herab nur Volksdeutsche und keine Juden sein dürfen. Als Jude, als Angehöriger einer der deutschen artfremden Rasse, nicht als Bekenner irgendeiner „Religion" müßte jeder in Deutschland Ansässige bezeichnet werden, dessen Vorfahren noch in der großväterlichen Geschlechtsfolge Bekenner des mosaischen Glaubens aufwiesen. Ein zweites Viertel überwies er einem volksdeutschen Verbande mit der Bestimmung, das deutsche Volk unaufhörlich durch Wort und Schrift über Art und Wesen des Judentums und seiner letzten bewußten und unbewußten Ziele aufzuklären. Den Rest im Betrage von über 25 Millionen Mark verwandte er zur Gründung volksdeutscher Zeitungsunternehmen mit der be-

sonderen Aufgabe, das jüdische Zeitungsanzeigenmonopol zu brechen, auf dem die Hauptmacht der jüdischen Presse beruht.

So suchte Hermann Kämpfer die Verbrechen zu sühnen, die sein Schwiegervater am deutschen Volke begangen hatte, gleichzeitig aber war es ihm selber Sühne für die Sünde wider das Blut, deren er durch seine Ehe halb bewußt, halb unbewußt schuldig geworden war.

27.

Noch nie war Hermann das Getriebe Groß-Berlins so unerträglich wie seit dem Tode Elisabeths. Da er am äußersten Rande der Großstadt am Reichskanzlerplatz in Charlottenburg wohnte und seine Fabrik in Lichterfelde lag, kam er mit dem eigentlichen Berlin selten in Berührung. Die innere Stadt betrat er nur, wenn er dort Geschäfte hatte oder sich nach einem der Bahnhöfe zum Antritt einer Reise begeben mußte. Nun aber führte die Ordnung des Nachlasses und die Erledigung der Erbschafts- und Stiftungsangelegenheiten ihn fast täglich nach Berlin und zwang ihn, sich dort stunden- und tagelang aufzuhalten. Dabei machte er die Wahrnehmung, daß ihn immer noch jenes aus Angst, Verzagen und unaussprechlicher Traurigkeit gemischte Gefühl beschlich, das ihn damals zu ersticken drohte, als er vor sieben Jahren zum ersten Male vom Potsdamer Bahnhof aus die Millionenstadt betrat. Es war nicht etwa das Empfinden der Verlassenheit und Hilflosigkeit, das den Besucher der Provinz zu übermannen pflegt, wenn er zum ersten Male der Großstadt ausgeliefert wird. Dies erstickende Gefühl war anderer, ahnungsvoller Art. Er war es auch nicht losgeworden, seitdem er in Berlin sich niedergelassen, sich verheiratet hatte und zu Stellung und Ansehen gekommen war. Als er einmal Elisabeth bei ihren Einkäufen in ein Warenhaus begleitete, war dieses trostlose Gefühl übermächtig in ihm geworden. Diese durcheinander wuselnden, nur von jämmerlichsten Augenblicksinteressen gefesselten, der niedrigsten Notdurft fröhnenden Menschen schienen den letzten

Rest ihrer göttlichen Würde verloren zu haben. Wie Schmeißfliegen surrte das durcheinander. Es war ihm, als umwimmelten ihn Maden und Würmer. Namenloses Mitleid und unüberwindlicher Ekel würgten ihn. Damals hatte er Elisabeth am Arme gefaßt und sie aus dem brodelnden Gewirre auf die Straße und ins Auto gezogen. Als sie ihn erstaunt fragte, winkte er stumm ab. Dem Wagenführer befahl er, so rasch als möglich ins Freie nach dem Grunewald zu fahren. Dort ließ er halten und erging sich eine Weile in der frischen Luft, nach Befreiung atmend. Aber die königlich preußischen Kiefern, aufgestellt und ausgerichtet wie ein Garderegiment, die allenthalben herumliegenden Stullenpapiere und Zeitungsfetzen, der spärliche Graswuchs, der sich aus dem märkischen Sande emporkümmerte, ließen nicht die Stimmung und Kraft in ihm aufkommen, die grauenhaften Eindrücke zu bannen. Eilends fuhr er nach Hause, packte die Koffer mit dem Allernotwendigsten und reiste mit Elisabeth auf einige Tage in den Thüringer Wald. Dort erst im Gebirge, unter den rauschenden Bäumen, zwischen den murmelnden Bächen, auf den Höhen und Hängen, in Gras und Blumen, unter den schlichten, natürlichen, arbeitsamen Menschen wich der Alp von ihm und fand er zu sich selbst zurück.

Ähnliche Empfindungen, über die er sich freilich damals noch nicht Rechenschaft zu geben vermochte, hatten ihn schon in seiner Kindheit befallen, wenn er einen Jahrmarkt betrat oder zu einer Volksbelustigung mitgenommen wurde. Als ihn der Vater einmal ungeachtet seines Sträubens mit seinen Geschwistern auf ein Karussell gesetzt hatte, war er mitten in der Fahrt abgesprungen. Obwohl er sich bei dem Sturze blutig geschlagen, hatte ihm der erzürnte Vater, der sein Verhalten als Trotz auslegte, an Ort und Stelle eine Tracht Prügel verabreicht zum großen Ergötzen der Menge. Dann war Hermann davon und in den Wald gelaufen und hatte sich weinend ins Gras geworfen. Gefaßt sah er abends bei seiner Nachhausekehr der neuen Strafe entgegen, die aber auf Bitten der Mutter ausblieb. Seit jener Zeit konnte er die lauten plärrenden Karussellorgeln auch nicht mehr von weitem hören. Dieselbe

dunkle Schwermut war ihm dann später ins Herz gekrochen, als er als Student zum ersten Male ein Bierlokal betrat. Aus demselben Grunde hatte er, solange er noch unverheiratet war, nur in den dringendsten Fällen in Gasthäusern zu Mittag oder zu Abend gespeist. Wenn er nicht zu Hause bei seiner Wirtin essen konnte, kaufte er sich irgend etwas ein, um es dann zu Hause oder auch im Freien zu verzehren.

Der Lärm, das Gewirre und Getose der Großstadt war ihm unerträglich. Das ewige Gerassel und Geklingel der Straßenbahn! Das Donnern der Hoch- und Untergrundbahn! Das Fauchen und Stampfen, ohren- und hirnzerreißende Bremsgekreisch der Stadtbahn! Das Surren und Sausen, Tuten und Trompeten der Automobile! Das Geschrei der Ausrufer und Zeitungsverkäufer! Und zwischen alldem diese ewig hetzenden, laufenden, stürzenden, jagenden Menschen! Wonach jagen sie? Nach Geld, Geld, nur nach Geld! Und vom Geld zum Genuß, und vom Genuß zur Gier, und von der Gier wieder zu Genuß und Gier und endlich ins Grab und ins graue Nichts! S o m e i n e n sie! Was für ein Erwachen wird das einst für sie werden! Aber sie haben ja keine Zeit zur Besinnung und zum Nachdenken! Sie müssen hasten und hetzen, laufen und jagen, um nicht zu spät zu kommen, nicht zurück zu bleiben, denn der andere ist sonst immer schon da und hat den Platz bereits besetzt! Wann schlafen eigentlich diese Menschen? Oder wann ruhen sie nur? Nachts? Da fängt das Leben und das Gewimmel und Gewoge ja erst an! Und Luzifers Fackeln leuchten dazu! Feuerwerke flackern auf, Springbrunnen farbigen Lichts, ganze Büschel und Garben gleißender, blendender Strahlen schießen unaufhörlich von allen Straßen und Plätzen in den schwarzblauen Nachthimmel empor. Blitze, von keinem Donner gefolgt, zerreißen immer wieder an derselben Stelle dieselbe Häuserfront sechsmal in der Minute; jedesmal setzen sie einen Riesenhut in Brand, der die Inschrift trägt „Tipp-topp!" Sechsmal in der Minute, dreihundertundsechzig Mal in der Stunde, zweitausendeinhundertundsechzig Mal in sechs Stunden „Tipp-topp!" Raketen schießen auf und entzünden eine Inschrift „Die neue Methode! Erfolg! Reichtum! Garantie!" Feuer-

schlangen und Feuerräder umkreisen unaufhörlich ein Zigaretten- und Kravattenplakat. Auf dem Dachgiebel eines Warenhauses dreht sich wie irrsinnig eine bald rote, bald grüne, bald violette Sonne und speiht farbiges Feuer auf Dächer, Häuser, Straßen und Plätze. Zwischen dem Doppelgiebel eines Konkurrenzhauses springt fortgesetzt ein Lichtpfeil hin und her. Auf der einen Seite zeigt er auf die Riesenflammenschrift: „Wäscheausverkauf!“, auf der anderen „Nur noch morgen!“ Ein riesengroßer, über mehrere Dächer gespannter Lichtrahmen, dessen Umrandung unausgesetzt eine in allen Farben des Regenbogens schillernde Feuerschlange umläuft, wechselt alle fünf Sekunden die Inschrift: „Mayers Fettpuder unerreicht!“ „Haarofärbin verjüngt Sie um 20 Jahre!“, „Kluge Mütter nähren mit Muttermilch-Ersatz!“, „Neueste Pariser Modelle eben eingetroffen“, „Zentraltheater! Zum 486. Male ‚Die Kinokönigin!‘“, „Palastvarietee täglich neues Programm!“, „National-Kinema! Auf den Höhen des Lebens oder die falsche Gräfin!“ usw. usw. Es ist als brüte ein Satansgehirn unaufhörlich neuen Wahnsinn und Irrsinn aus.

Und über all dem leuchten die ewigen Sterne! Kommen diese Asphaltmenschen nicht zur Besinnung, wenn ihr Auge mal den Himmel streift? Ja, waren das überhaupt noch Menschen? Auf einer Luftballonfahrt war Hermann auch einmal über Berlin geflogen. Vom Ballon aus sah dieses Berlin wie eine große Bienenwabe aus und unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, daß die Menschen ihre Städte aus ganz ähnlichen Instinkten bauten wie diese Tiere. Und wahrlich, diese Menschen waren auch weiter nichts als Tiere, die nur von vegetativen Trieben und für solche Triebe lebten! Daß sie einen göttlichen, aus der Ewigkeit kommenden und in die Ewigkeit zurückkehrenden Geist besitzen, dessen wurde sich dieses kribbelnde und krabbelnde Gewimmel nicht bewußt.

Aus diesem seelenlosen Großstadtgetriebe hatte sich Hermann immer zu Elisabeth geflüchtet. Jetzt machte er es wieder so. Unaufhörlich weilten seine Gedanken bei ihr, und wenn er müde und abgespannt nach Hause kam, da war es ihm, als sei sie genau wie früher um ihn. Das Gefühl ihrer lebendigen

Gegenwart war so stark, daß er sie wie früher aufforderte, sich in der Dämmerstunde zu ihm aufs Sopha zu setzen und ein wenig mit ihm zu plaudern. Dann nahm er sie in seinen Arm, legte ihren feinen Kopf an seine Brust und träumte mit ihr zusammen am Kaminfeuer in die Dämmerung der Winternacht. Er legte auch seinen Kopf an ihren zarten Hals oder in ihren Schoß und es war ihm, als striche sie ihm wie früher mit ihrer lieben Hand über Stirn und Auge oder führe mit ihren feingliedrigen Fingern durch sein Haar. Nein, die geliebte Frau war nicht tot! Jetzt erst recht war sie aufs innigste mit ihm vereint, nur war sie losgelöst von aller Erdenschwere und stofflichen Bedingtheit des irdischen Seins. Wahrhaftig, sein Liebes- und Eheglück wäre jetzt erst vollkommen gewesen, hätte die leibliche Gegenwart des widernatürlichen Kindes es ihm nicht immer wieder verbittert und zerstört. So aber mußte er nun Zeit seines Lebens die schwere Sünde büßen, die er gegen das heilige Blut seiner Rasse begangen. Von dieser Sünde sprach ihn auch nicht die selbstlose Liebe frei, der seine Ehe mit Elisabeth entsprungen war. Seine Rasse hat das Recht, von ihm Verzicht auf diese Ehe zu fordern, und er hatte die Pflicht, diese Forderung zu erfüllen. Jetzt erst, da diese Liebe zum körperlosen Seelenbunde geworden war, ahnte er die Bedingungen, unter denen er allein eine Verbindung mit Elisabeth hätte eingehen dürfen. Ihre gemeinsame Aufgabe hätte es sein müssen, die körperlichen Triebe zu überwinden und ihrer Liebe jene rein seelische Form zu erhalten, welche die ganze Seligkeit ihrer Brautzeit ausgemacht hatte. Nun erst begriff Hermann das bange Ahnen, das ihn damals beschlich, als er seiner inneren Stimme entgegen, unter dem Zwang von Brauch und Sitte von der Verlobung zur Ehe schritt.

So lebte Hermann mit der abgeschiedenen Geliebten. In letzter Zeit machte er jedoch eine Wahrnehmung, die ihm unerklärlich schien. Oft ertappte er sich dabei, wie seine Gedanken nicht bei Elisabeth, sondern bei Röschen Brunner weilten. So lächerlich ihm das auch vorkam, und so sehr er diese Gedanken auch zu überwinden suchte, sie kehrten immer wieder zu dem

Mädchen und jener letzten Maiennacht zurück, da er in Rausch und Leidenschaft sie an sich gerissen und sie ihm widerstandslos und willenlos die süße Blüte ihres jungen Leibes geschenkt.

Wie lange war das her? An die acht Jahre! Was mochte nur aus ihr geworden sein? Plötzlich schoß es ihm heiß durch den Kopf: wie, wenn jene leidenschaftliche Nacht nicht ohne Folgen geblieben war? Aber dann hätte ihm das Mädchen doch geschrieben! Sie hatte ihm ja auch geschrieben, aber ihre ersten Briefe enthielten nichts dergleichen. Er hatte sie gar nicht beantwortet und als später noch einmal in kurzen Abständen zwei Briefe ankamen, hatte er erst geschwankt, ob er sie uneröffnet zurückschicken solle, da diese Beziehungen ja doch zu nichts führen konnten, da sein Herz Elisabeth gehörte. Aber dann hatte er sich besonnen, solch einen Schmerz wollte er dem Mädchen nicht antun und so hatte er die Briefe uneröffnet beiseite gelegt. In einem bestimmten Schubfach seines Schreibtisches mußten sie noch liegen, und nun kam plötzlich die Anwandlung über ihn, diese Briefe zu lesen. Er fand sie auch sofort, wo er vermutete.

Hastig erbrach er den ersten. Es war wie er geahnt. In unbeholfenen, unsagbar traurigen, aber keineswegs vorwurfsvollen Worten teilte sie ihm mit, daß sie sich Mutter fühle. Sie begriffe vollkommen, daß er sie nicht heiraten könne, da sie ja aus niederm Stande sei, aber sie hoffe, daß er sie jetzt in ihrer Not nicht im Stiche lassen werde, trotzdem er ihre früheren Briefe nicht beantwortet habe. Um ihrem alten Vater die Schande zu ersparen, und da er sie ja doch aus dem Hause jagen würde, wolle sie jetzt, ehe er ihren Zustand noch bemerkt, sich weit fort von daheim eine Stellung suchen in einer fremden Stadt, wo es eine Klinik für solche Mädchen, wie sie nun geworden sei, gäbe und wo sie dann um Aufnahme bitten wolle, das Kind zur Welt zu bringen. Aber es fehle ihr an Reisegeld, sie wolle nach Leipzig. Die Eisenbahnfahrt dahin koste elf Mark achzig, und dann brauche sie noch etwas Geld für ihren ersten Unterhalt, bis sie eine Stellung gefunden, alles in allem benötige sie 25 Mark. Sie bäte ihn, ihr diese Summe zu schicken, da sie keinen Menschen wüßte, den sie darum bitten könne. Sie

wolle ihm das Geld auf Heller und Pfennig zurückzahlen, sobald sie sich soviel verdient habe. Zum Schluß versicherte sie ihn ihrer heißen unauslöschlichen Liebe, und daß sie eigentlich trotz alledem recht glücklich sei, nun ein Kind zu bekommen, das sie sich schon als kleines Mädchen gewünscht, als sie noch mit ihrer Puppe spielte. Wenn es ein Junge würde, wolle sie es Hermann taufen lassen, und wenn ein Mädchen, Hermine.

Als Hermann diesen Brief gelesen, kam er sich wie ein ehrloser Geselle, ja wie ein Verbrecher vor. Zaghaft erbrach er den zweiten, etwa Dreivierteljahr später geschriebenen Brief. Er begann damit, daß sie ihm eigentlich nie mehr hätte schreiben wollen, da er sie niemals geliebt haben könne, sonst hätte er ihr doch das gewünschte Geld geliehen. Aber sie liebe ihn immer noch und könne aus dem Grunde auch nicht heiraten, trotzdem sie schon oft Gelegenheit dazu gehabt hätte, denn sie könne ihn doch nie vergessen, besonders jetzt, wo sie ein so süßes Kind von ihm habe. Sie wolle ihn in Zukunft auch nie mehr mit Briefen belästigen, zumal er jetzt, wie sie gehört habe, ein so großer und vornehmer Herr geworden sei, und er ja auch bald heiraten werde. Zu gerne aber möchte sie seine Braut einmal sehen. Sie habe gehört, daß sie eine Millionärin und sehr schön sei. Aber er brauche keine Angst zu haben, daß sie noch einmal etwas von ihm fordern werde. Sie verdiene selber genug für sich und ihr Kind und habe sich sogar schon etwas gespart. Sie wolle ihm heute zum allerletzten Male schreiben, daß das Kind ein Junge und schon zwei Monate alt sei. Bei der Geburt habe es fast neun Pfund gewogen und sei groß und stark und gesund und jetzt schon ganz seinem Vater ähnlich. Es habe dieselben blauen Augen, dasselbe weiche blonde Haar und die gleiche feine weiße Haut. Sogar das Näschen fange schon an, scharf und gerade zu werden genau wie bei ihm. Der Schluß des Briefes lautete wörtlich:

„Nun sage ich Dir zum letzte Mal Grüß Gott mein lieber Schatz. Wenn Du mich auch vergesse hast, ich werde Dich niemals nit vergesse.

Ich liebe dich so wahr und heiß,
Bis rote Rosen werden weiß,

Bis weiße Rosen werden rot,
Ich liebe dich bis in den Tod.

Dein Rosele."

Es ist nicht möglich, die Empfindungen zu beschreiben, die Hermanns Seele beim Lesen dieser Briefe durchwogten. Nachdem er aus einer Art Betäubung erwacht, schrieb er sofort an den alten Brunner, den gegenwärtigen Aufenthalt des Mädchens zu erfahren. Nach drei Tagen kam der Brief mit dem Vermerk zurück „Adressat gestorben". Die gleiche Post aber brachte einen zweiten versiegelten Einschreibebrief in Kanzleiformat. Er trug den Kopfdruck „Städtisches Krankenhaus Leipzig". Er enthielt ein amtliches Schreiben der Krankenhausverwaltung und einen zweiten versiegelten Brief, der Hermanns, von einer ihm unbekannten Frauenhand geschriebene Anschrift trug. Das amtliche Begleitschreiben lautete:

„Sehr geehrter Herr!

Gestern Nachmittag fünf Uhr ist im hiesigen städtischen Krankenhaus die unverehelichte Rosalinde Brunner, gebürtig aus Heidelberg, 26 Jahre alt, seit sieben Jahren als Dienstmädchen in Stellung bei dem hiesigen Stadtverordneten Herrn Teichmüller, an Lungenentzündung verstorben. Sie hat die Bestimmung hinterlassen, daß der beifolgende Brief sofort nach ihrem Tode an Sie geschickt werden solle. Indem wir hiermit den letzten Willen der Verstorbenen erfüllen, zeichnen wir

hochachtungsvoll

Die Krankenhausverwaltung."

Bewegt öffnete Hermann den beigelegten versiegelten Brief. Er war von Röschen selber geschrieben mit zitternder Hand. Die Zeilen standen schief über das Blatt, einzelne Worte fielen ganz heraus, wie es der Fall ist, wenn man in unbequemer Lage im Bette schreibt. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Mein lieber Hermann!

Ich muß nun alleweil sterbe, weil ich mich beim Treppenaufwaschen sehr verkühlt hab. Das ist schad, denn ich hätt noch arg gern weitergelebt. Aber es ist nun nichts zu mache. Ich denk einenweg an Dich und will noch von Dir Abschied nehme

und Dich bitte, für unser Büble zu sorge. Das macht dir ja nun nix aus, da Du ja jetzt ein Millionär bist und Deine Frau gestorbe ist, wie mir mein Kamerädle geschriebe hat. Unser Büble ist nun schon groß und geht schon in die Schule. Er hat einen sehr guten Kopf, den hat er auch von Dir. Er gleicht Dir auch ganz und gar. Er ist bei meiner Tante Frau Barbara Bürgle in Neckargemünd, Eberbacherstraße Nr. 21. Zu arg gern hätt ich Dich und das Büble noch einmal angeschaut. Aber es geht nit. Sei mir halt nit bös, wenn ich Dir heut noch mal schreib, aber es ist nun ganz gewiß das allerletzte Mal. Ein Kamerädle von mir, das in Berlin in Stellung ist bei einer Herrschaft ganz nah bei Dir, wo Du wohnst, hat mir geschriebe, das Du nun auch einen Bub hast. Er soll aber ausschaun wie ein Judebub. Da hab ich direkt lache müsse, weil Du die Jude doch nie hast leide möge. Deine liebe Frau ist nun auch schon gestorbe, hat mir mein Kamerädle geschriebe. Das hat mir recht weh für Dich getan. Ist es denn war, daß sie an ihrem zweite Kind gestorbe ist? Nun muß ich aber schließe, denn es wird mir wieder ganz flimmerlig vor den Auge. Nun grüß Dich Gott, mein lieber süßer Schatz zum allerletzte Mal und sorg für unser Büble! Es wird mir jetzt ganz leicht, wo ich Dir noch geschriebe hab. In mein Sterbegebet schließ ich Dich ein und werd zur lieben Mutter Gottes bete, daß sie Dich und unser Büble alleweil beschützt.

Dein treues Rosele."

Hermann war tieferschüttert. Nun war es ihm auch erklärlich, warum er in den letzten Tagen immer an das Mädchen denken mußte. Ihre Gedanken hatten die seinen gerufen, und es trieb ihn in ihrer Sterbestunde dazu, ihre Briefe hervorzusuchen und zu lesen. Sofort setzte er sich auf die Eisenbahn, und bereits einige Tage später hatte er seinen blonden Jungen, vom Scheitel bis zur Sohle sein Ebenbild, bei sich in Berlin.

Die braven Handwerksleute, bei denen der Junge in Pflege war, hatten sich nicht bewegen lassen, irgendeine Entschädigung anzunehmen. Rosel hatte stets das Kostgeld pünktlich entrichtet. Sie hatte ihrem Kinde sogar ein Sparkassenbuch hinterlassen, auf das 635 Mark eingezahlt waren. Getreulich, wie

Rosel sie in ihrem letzten Briefe geheißen, lieferten die Pflegeeltern das Buch Hermann aus. Da sie nicht zu bewegen waren, irgendein Geschenk anzunehmen, stiftete Hermann der Armenkasse des Ortes einige Tausend Mark. Von Neckargemünd war Hermann mit seinem Jungen nach Leipzig gefahren an Rosels Grab. Einen Riesenkranz aus Schneeglöckchen, Maiblumen und Veilchen, mit denen sie jedes Frühjahr seinen Schreibtisch einst geziert, hatte er ihr mitgebracht. Dann bestellte er ihr einen Grabstein aus schneeweißem Marmor mit der goldenen Inschrift: „Die Liebe höret nimmer auf."

28.

Die unerwartete Erfüllung seines Seelenwunsches, ein Kind zu besitzen, das sein Ebenbild sei, erfüllte Hermann mit einem nie gekannten Glück. Aus tiefstem Herzen dankte er der Vorsehung, die sein Leben so sichtbar leitete. Nun hatte er eine neue Aufgabe, der zu leben sich weiter lohnte. Nun galt es dieses Kind zu erziehen, einen Menschen aus ihm zu bereiten, einen Mann, der dem Vaterlande nützen sollte. Die harten Erfahrungen seines Lebens, die schweren Fehler, die von Eltern und Schule an seiner eigenen Erziehung begangen worden waren, sie sollten nun nicht vergeblich sein. Er selber werde die Erziehung dieses seines e c h t e n Kindes leiten und Tag und Nacht über seinem Leben, Werden und Wachsen wachen, aber dieser Segen sollte nun auch seinem unglücklichen u n - e c h t e n Kinde zugute kommen, das war sein Entschluß. Seit Elisabeths Tode hatte er es ganz vernachlässigt. Auch ihm sollte nun wieder seine Vaterliebe gehören und es sollte ein Mensch aus ihm werden, dem die Seele wichtiger sei als all das Scheinglück dieser Welt.

Heinrich war sechs und Hermann sieben Jahre alt. Von Ostern ab sollte Heinrich die Vorschule eines Gymnasiums besuchen. Aber diesen Plan gab der Vater jetzt auf. Er selber wollte von nun an beide Knaben unterrichten und sie zusammen

für die Sexta des humanistischen Gymnasiums vorbereiten. Die glänzend organisierte Fabrik lief fast von selbst, so daß er die Zeit dazu erübrigen konnte.

Obwohl Hermann Naturwissenschaftler war, hielt er an der humanistischen Erziehung, die er selber auch genossen hatte, fest. Sie gäbe dem Geiste eine Weite und Tiefe, welche die einseitige Realbildung niemals hervorbringen könne. In dem allgemein verbreiteten Streben, den Kindern möglichst früh eine einseitige praktische Berufsbildung zu geben, erblickte Hermann eine der Hauptursachen des öden Materialismus, der seit einigen Jahrzehnten den Erdball umkreiste und die Menschheit ihrer göttlichen Bestimmung abspenstig machte. Deutschland, zur geistigen Führung der ganzen Menschheit berufen, habe erst recht die Pflicht, die Berufsbildung seiner Söhne auf geistiger Grundlage aufzubauen. Diese sei zugleich auch die geeignetste für einen praktischen Beruf, denn es sei einfach nicht wahr und nur eines jener zahlreichen kritiklosen Schlagworte, die klassische Bildung erziehe unpraktische Papiergelehrte! Unsere größten Lebenspraktiker, Feldherren, Staatsmänner, Naturforscher, Chemiker, Techniker waren Humanisten! Man gehe doch einmal die ganze Reihe der Männer durch, an deren Spitze Moltke, Bismarck, Alexander v. Humboldt, Justus v. Liebig, Werner v. Siemens marschieren! Vor allen Dingen komme es doch darauf an, einen ganzen Menschen und Charakter aus einem Kinde zu machen. Ein solcher finde sich in der praktischen Welt ganz von selber zurecht und durch seine umfassende Bildung werde er dem nur Realgebildeten immer überlegen sein. Allerdings dürften die klassischen Studien nicht den Hauptzweck des Gymnasiums bilden, sondern für deutsche Art, deutsches Leben und deutsche Größe nur Hintergrund und Maßstab sei. Dazu sei nicht erforderlich, daß es der Schüler in den klassischen Sprachen soweit bringe, ganze Aufsätze in ihnen zu schreiben oder ohne das Hilfsmittel guter Uebersetzungen die Klassiker zu lesen. Das sei in der Tat tote Papiergelehrsamkeit. Anstelle dessen sollte man eine weit größere Anzahl der Klassiker und jeden einzelnen weit gründlicher kennen lernen als es bei der bisher üblichen Methode möglich sei. Im Mittel-

punkte auch des humanistischen Gymnasiums müsse die deutsche Geschichte und der deutsche Unterricht stehen. Auf die körperliche Ausbildung sei nicht minder Wert zu legen als auf die geistige — ganz im ursprünglichen Sinne des Wortes Gymnasium — ohne daß es dabei freilich zu Übertreibungen kommen dürfe.

So wollte Hermann die beiden Knaben erziehen und erforderlichenfalls selber eine Privatschule ins Leben rufen, die nach diesen Grundsätzen geleitet würde. Vor allem aber galt es jetzt, den kleinen Hermann von dem Makel seiner unehelichen Geburt zu befreien. Er tat sofort die gesetzlich vorgeschriebenen Schritte, um ihm seinen eigenen Namen zu geben. Nachdem dies geschehen, begann er mit dem folgerichtigen Unterricht. Dazu hatte er ein besonderes Schulzimmer eingerichtet.

Der kleine Hermann hatte sich rasch an seinen Vater und die neuen Verhältnisse gewöhnt. Dazu trug wesentlich bei, daß seine Mutter ihm viel vom „Vaterle" erzählt hatte, wie Herman den kindlichen Berichten entnahm. Wie Messerstiche aber zuckte es dem Vater durchs Herz, als er aus den Erzählungen des Kindes erfuhr, es habe öfters Geschenke von der Mutter erhalten, die er, der Vater, ihr angeblich für den Jungen geschickt habe. Auf die Frage des Knaben, warum denn der Vater nicht bei ihnen wohne, wie „bei andern Kindern", habe die Mutter immer geantwortet, der Vater habe dazu keine Zeit, da er immer in Berlin sein müsse, um recht viel Geld zu verdienen, damit er, der kleine Junge, auch einmal ein reicher, vornehmer Herr werden könne. Wenn er aber immer artig und fleißig sei und immer gute Zeugnisse nach Hause bringe, dann dürfe er, sobald er 10 Jahre alt geworden, den Vater in Berlin besuchen, um ihn zu bitten, nun auf die „hohe Schule" gehen zu dürfen, um auch so ein „gestudierter" Herr zu werden, wie der Vater. In nicht geringe Verlegenheit wurde Hermann durch die Frage des Knaben versetzt, warum denn der Heinrich immer hätte in Berlin beim Vater sein dürfen, während er in Neckargemünd bei der Tante solange hätte bleiben müssen. Schließlich verfiel Hermann auf die fadenscheinige Ausrede, bei der

Tante in Neckargemünd wäre ja gar nicht Platz für zwei Jungen gewesen. Als der Knabe darauf den logischen Einwand machte, dann hätte er ja erst recht in Berlin wohnen können, schnitt ihm der Vater das Wort ab, indem er ihn an sich nahm, ihn herzte und küßte, daß ihm der Atem verging.

Trotzdem der kleine Hermann die Volksschule bereits dreiviertel Jahr besucht hatte, entschloß sich der Vater, beide Knaben auf gleicher Stufe zusammen zu unterrichten und mit beiden den Unterricht von vorne zu beginnen. Das mochte dazu beitragen, daß Hermann seinen jüngeren Halbbruder gegenüber von vornherein ein gewisses Gefühl der Überlegenheit bekam. Er behandelte ihn mit einer geradezu herablassenden Gutmütigkeit, worüber sich der Vater köstlich amüsierte. Diese Gutmütigkeit schlug jedoch bald in Eifersucht, ja geradezu in Feindschaft um, als Heinrich seinen älteren Bruder nicht nur bald einholte, sondern sich ihm in einigen Fächern sogar überlegen zeigte. Das war ganz besonders im Rechnen der Fall. Heinrich war längst imstande, einfache Zusammenzählens- und Abziehensaufgaben im Kopf zu lösen, während Hermann das Ergebnis noch mühsam auf der Rechenmaschine zusammensuchen mußte. Es war einmal vorgekommen, daß der kleine Germane in Wut hierüber die ganze Rechenmaschine über den Haufen warf, so daß der Vater, der sich allerdings im Stillen über diesen Temperamentsausbruch freute, ihn ernstlich strafen mußte. Dabei hatte Hermann keineswegs etwa weniger Begabung für das Rechnen als Heinrich. Nur ein gewisses Verträumtsein und nicht Bei-der-Sache-bleiben erschwerte es ihm. Er konnte mitten in einer Aufgabe, wenn sein Auge zufällig das Fenster streifte, wie gebannt an einer vorüberziehenden Wolke hängen bleiben. Bei einer solchen Gelegenheit fragte er einmal ganz unvermittelt, ob „die Wolkentiere richtig beißen“ könnten, und „was sie fressen und wo sie schlafen“. Faßte ihn der Vater aber dann energisch an, so ging das Rechnen ausgezeichnet. Durch solche Phantasiekräfte jedoch wurde der Geist des Jüngeren nicht abgelenkt, ebensowenig wie der eines Jongleurs, der auf seine Bälle starrt und sie fix und gewandt durcheinander wirft, ohne daß sie zu Boden fallen. Ja es schien, daß bei dem Jüngeren alle

Eindrücke, die er von der Außenwelt empfing, erst durch eine Art Zahlensieb hindurch gingen, in dessen engen Maschen alles hängen blieb, was nicht Zahl und Maß, ödeste Nüchternheit und Nützlichkeit war. Zu dem ersten Weihnachtsfest, das Hermann mit den beiden Kindern verlebte, hatte er einen ganz besonders schönen Christbaum hergerichtet. Während nun der kleine Hermann mit hochgeröteten Wangen in all den Strahlenglanz wie in eine überirdische Welt schaute, hatte Heinrich erst kritisch seine Geschenke gemustert, sich dann den Christbaum sehr ruhig und aufmerksam angesehen und die Feststellung gemacht: „Es sind sechsundfünfzig Lichter".

Hermann hielt große Stücke vom Anschauungsunterricht. Er hatte Dutzende jener schönen großen Tafeln angeschafft, die den Kindern die verschiedenartigen Gebiete menschlicher Tätigkeit und gewerblichen Fleißes vorführen, einen Bauernhof, eine Schmiede, eine Schusterwerkstatt usw. Hierbei offenbarte sich nun charakteristisch die unterschiedliche Veranlagung der beiden Kinder. Damit sie die Verhältnisse und Gegenstände, die diese Anschauungsbilder darstellten, auch in Wirklichkeit kennen lernten, machte der Vater mit den beiden Knaben öfters Ausflüge. So besichtigten sie auch eines Tages einen Bauernhof. Bei dieser Gelegenheit hatte sich Hermann, der als Sohn eines Landwirts für derlei Dinge Interesse hegte, auch nach den gegenwärtigen Viehpreisen erkundigt, ohne daß es seine Absicht war, auch hierüber die Knaben zu belehren. Als nun die Jungen in der nächsten Unterrichtsstunde erzählen sollten, was sie auf ihrem letzten Ausfluge alles gehört und gesehen, da hatte Heinrich als Einziges behalten, daß eine Milchkuh 350 Mark und ein Kalb 60 bis 75 Mark koste. Als er schließlich vom Vater aufgefordert wurde, doch zu sagen, was er selber mit seinen Augen wahrgenommen habe, da wußte er nichts zu berichten, als daß eine Kuh größer sei als ein Kalb, ein Kalb größer als ein Schaf, ein Schaf größer als ein Huhn, daß die Kühe nur Milch und keinen Kaffee gäben, und daß die frische Milch scheußlich schmecke. Der kleine Hermann hingegen entwickelte ein anschauliches Bild der bäuerlichen Tätigkeit, soweit er sie an jenem Tage aus eigener Anschauung

kennen gelernt hatte. Dazu wußte er soviel bezeichnendes über Knechte und Mägde, Tiere und Geräte zu sagen, daß es offenkundig war, mit welch selbstlosem Interesse der Junge Menschen und Dinge betrachtete, während sie Heinrich einzig vom Nützlichkeitsstandpunkte aus ansah.

Die unterschiedliche Einbildungskraft der beiden Knaben, besonders in schöpferischer Hinsicht, trat hervor, wenn es galt, Märchen und Geschichten nachzuerzählen. Dabei zeigte sich, daß beider Knaben Gedächtnis vorzüglich war. Während der kleine Hermann sehr leicht den Faden der Zeitfolge verlor und zu seiner Wiederauffindung allerlei Erzeugnisse seiner eigenen Einbildungskraft hinzudichtete, ja Nebensächlichkeiten der Erzählung zu ganz neuen Geschichten ausbaute, lieferte Heinrich jedesmal einen höchst nüchternen Bericht, dessen strenge Sachlichkeit die ursprüngliche Erzählung noch dadurch übertraf, daß sie nunmehr allen schmückenden Rankenwerks entkleidet, eine einzige grade folgerichtige Linie bot. Kam es aber darauf an, selber Geschichten zu erfinden, so versagte Heinrich vollkommen. Bestenfalls erzählte er mit kümmerlichen Aenderungen bereits Gehörtes.

Auch beim Spiel offenbarte sich der große Begabungs- und Prägungsunterschied der beiden Knaben. Hermann führte mit dem Steinbaukasten ganze Häuser, Dome und Festungen ohne jede Vorlage auf, Heinrich hingegen war nur durch besonderes Geheiß des Vaters zu bewegen, in solcher aufbauenden Tätigkeit sich zu versuchen. Ohne Vorlage gelang ihm auch nicht der allerbescheidenste Bau. Ueber ein einfaches Joch, bestehend aus Stütze und Querbalken, kam er nicht hinaus. Am liebsten legte er die Steine zu einförmigen endlosen Mäanderbändern aneinander, oder formte einfache symmetrische Gebilde wie Sterne oder Vierecke oder auch ganz sinnlose Schnörkel ohne jedes gegliederte Gefüge.

Während Hermann seine Bleisoldaten zu taktischen Verbänden ordnete, mit ihnen ganze Schlachten schlug und sie mit seiner Erbsenkanone kurz und klein schoß, vergnügte sich Heinrich damit, die Soldaten der Größe nach wie die Orgelpfeifen nebeneinander aufzustellen, ohne Unterschied der Waffengattung,

und auf einer kleinen Wage festzustellen, wieviel kleinere Krieger auf einen größeren oder auf die verschiedenen Steine des Baukastens gingen.

Das große Schaukelpferd, das beiden Knaben gemeinsam gehörte, war bald so ausschließlich Eigentum Hermanns geworden, daß der Vater noch ein etwas kleineres für Heinrich anschaffte. Nun wurden von Hermann „Wettrennen" veranstaltet. Trotzdem er aber mit der Peitsche auf den Gaul seines Bruders einhieb, wollte dieser nicht so recht in Schwung kommen. Er selber ritt den seinen mit solchem Ungestüm, daß er sich eines Tages überschlug, und der kühne Reiter nur wie durch ein Wunder nicht Hals und Beine brach.

Täglich und grundsätzlich bei jeder Witterung ging der Vater mit den beiden Knaben im nahen Grunewald spazieren. Sonntags wurden größere Tagesausflüge in die weitere Umgebung Berlins gemacht, an die Havelseen, nach Potsdam, nach Rheinsberg, in den Spreewald. Dabei zeigte Hermann eine ausgesprochene Teilnahme für die Natur. Kerbtiere, Pflanzen und Steine schleppte der blonde Junge zusammen, Molche und Blindschleichen, ja sogar Ringelnattern fing er und wurde nicht müde zu forschen und zu fragen. Heinrich hingegen blieb stets beim Vater und ließ sich von ihm am liebsten an der Hand führen. Über kleine Wassergräben setzte Hermann mutig hinüber, davon ließ er sich auch nicht abhalten, als er einmal zu kurz gesprungen war und wie ein nasser Pudel ans Ufer kroch. Heinrich wäre um keinen Preis nicht einmal über einen schmalen Steg, über einen kleinen Wasserlauf zu bringen gewesen, wenn der Vater ihn nicht getragen oder wenigstens an beiden Armen gehalten und geführt hätte. Aber auch das ging nicht ohne ängstliches Geschrei und Geflenne ab. Während Hermann sich nicht genug im Laufen, Springen und Klettern tun konnte, wurde Heinrich, dessen schlechtgebaute Füße ihm das Gehen erschwerten, bald müde und mußte vom Vater getragen werden.

Eine geradezu komische Furcht zeigte er vor Gänsen. Zwar war auch Hermann vor diesen Schnattertieren, als sie ihm mit zischenden Hälsen an die Beine fuhren, zunächst ausgekniffen. Aber als der Vater ihn ob seiner Angst auslachte, blieb er das

nächste Mal mutig stehen und hieb mit dem Stocke, den er unterwegs aufgelesen, dem andringenden Kapitolsvogel glatt das Genick entzwei. Bestürzt sah er das zu Tode getroffene Tier im Staube verzappeln. Die entsetzliche Gewißheit drängte sich ihm auf, daß er ein lebendiges Gottesgeschöpf getötet, daß er Blut vergossen habe. Mit reuevoller Fassung erwartete der Junge leichenblaß seine Bestrafung durch den Vater. Der nahm die Vorgänge im Gemüte seines Kindes wahr und strafte ihn nur leicht dafür, daß er die Tiere mutwillig geneckt hatte. Er knüpfte daran die Belehrung, wozu es führen könne, wenn man sich zu törichten und übereilten Handlungen hinreißen lasse. Im übrigen bezahlte er schmunzelnd den Sonntagsbraten, den der junge Held nun zur Strafe in seinem kleinen Rucksack nach Hause tragen mußte. Heinrich aber schrie laut auf, als er das Blut über das schneeweiße Gefieder rieseln sah. Als er sich jedoch überzeugt hatte, daß für sein eigenes Leben keine Gefahr bestand, betrachtete er mit so herzloser Neugierde das sterbende Tier, wofür er vom Vater ernstlich zurechtgewiesen wurde.

Auch vor der Lokomotive hatte Heinrich einen Mordsrespekt. Wenn der Zug in die Bahnhofshalle fuhr, verkroch er sich stets ängstlich hinter den Vater. Hermann hingegen konnte die Nase nicht nahe genug an den Zug heranbringen. Es bereitete ihm ein großartiges Vergnügen, sich in den „Wind“ zu stellen, den der Zug „mitbrachte“. Als er dabei einmal energisch vom Vater zurückgerissen wurde, sagte er: „Er kann mich ja nicht tot fahren, weil er auf den Schienen bleiben muß!“ Die Lokomotive konnte er sich nicht genug betrachten. Der Vater mußte auf der Heimfahrt mit den Kindern regelmäßig den ersten Stadtbahnzug versäumen, um dem Jungen Gelegenheit zu geben, das Feuerroß „ganz nah“ zu sehen. Sein sehnlichster Wunsch war es, einmal auf der Lokomotive mitfahren zu dürfen. Lokomotivführer wollte er werden, das war klar! Heinrich aber fragte, ob denn der Mann vorne auf der „Maschine“ auch eine Fahrkarte haben müsse oder ob er „für umsonst“ mitfahren dürfe.

Der Vater hielt darauf, die beiden Jungen frühzeitig in den Leibeskünsten zu unterrichten. Zweimal in der Woche nahm er leichte Turn- und Freiübungen mit ihnen vor. Vor allem

mußten sie schwimmen lernen. Diesen Unterricht erteilte er ihnen selber. Die Schwimmstunden waren für den blonden Jungen jedesmal ein Fest. Der schwarze aber zeigte sich so wasserscheu, daß er mit Gewalt ins Wasser gezerrt werden mußte. Als er sich das gar nicht abgewöhnen wollte, machte der Vater kurzen Prozeß. Er band ihn an die Schwimmleine und warf ihn über das Geländer des Schwimmbeckens einfach ins Wasser trotz Schreiens und Zappelns. Gleichwohl hat er das Schwimmen nie gelernt, während Hermann bald wie ein Frosch sprang, schwamm und tauchte.

29.

Nach zwei Jahren waren die beiden Knaben so weit, daß sie für die Sexta angemeldet werden konnten. Beide bestanden die Aufnahmeprüfung ohne jede Schwierigkeit, Heinrich jedoch ganz erheblich besser als Hermann, trotzdem er über ein Jahr jünger war. Im Rechnen war er ihm über. Er ließ sich durch nichts verblüffen oder aus der Fassung bringen, wenn nicht direkte Lebensgefahr für ihn bestand, während Hermanns Aufmerksamkeit in der neuen Umgebung leicht abgelenkt wurde. Die Schule war ein Reformgymnasium. Der Lehrplan entsprach ganz dem Ideale des Vaters. Seinen besonderen Beifall fand der christliche Religionsunterricht. Er baute sich auf der Tatsache auf, daß die Grundlage des alten Testaments nicht *jüdisches* sondern *arisches* Geistesgut ist, daß dieses von den jüdischen Bibelschriftstellern auf dem Umwege über Babylon nur übernommen und den jüdischen Sonderzwecken entsprechend umgemodelt, ja geradezu gefälscht worden ist. Von all dem jüdischen Mach- und Beiwerk war der den Kindern gebotene Lernstoff befreit. In den höheren Klassen wurde dann auf diese jüdischen Zutaten und Fälschungen näher eingegangen, ihre Bedeutung, z. B. die der Esau- und Jakobsgeschichte, ins rechte Licht gerückt und auf den unverkennbaren Gegensatz der jüdischen und nichtjüdischen Propheten hingewiesen.

Die grundverschiedenen Begabungs- und Prägungsanlagen

der beiden Knaben kamen nun in der Schule und im Verkehr mit den Kameraden zum vollen Durchbruch. Dabei stellte sich immer mehr heraus, daß es ganz vergeblich war, sie nach einer bestimmten Richtung hin zu entwickeln oder angeborene Rasseeigenschaften zu unterdrücken oder auch nur umzuwandeln. Es bestätigte sich durchaus das Sprichwort des Horaz „Naturam expellas furca, tamen usque recurret" („Du magst versuchen, die angeborene Natur mit Stock und Stange auszutreiben, sie kehrt doch immer wieder zurück!") Rasse ist eben alles. Sie ist die Grundlage allen geistigen Seins und Werdens in dieser Welt.

Während Heinrich sich recht bald mit Hinz und Kunz unter seinen Schulkameraden befreundete und Hans Dampf in allen Gassen war, zeigte sich Hermann in der Auswahl seiner Freunde sehr wählerisch. Mit einem Jungen, der blond wie er selber war, hatte er „Blutsfreundschaft" geschlossen. Es war dies Ludwig Heye, ein geborener Oldenburger. Sein Vater war Maschineningenieur in der Borsigschen Lokomotivfabrik. Ludwig Heye hatte erzählt, er sei schon oft in der Fabrik auf der Lokomotive gefahren und Hermann dürfe es auch, wenn er ihn einmal besuche. Diese Möglichkeit hatte zweifellos zur Entstehung dieses Blutsbundes wesentlich beigetragen, denn ursprünglich hatte Hermann einen andern, gleichfalls blonden Jungen zu dieser Würde ausersehen. Es war Wend v. Pfeil, ein gebürtiger Pommer, der Sohn eines Generalstabsoffiziers. Wend konnte bereits richtig reiten, was Hermann ganz gewaltig imponierte. Und daß er mit seiner Reitkunst nicht etwa nur prahlte, davon hatte sich Hermann mit seinen eigenen Augen bald überzeugen können. Als er eines Sonntags mit seinem Vater im Grunewald spazieren ging, kam Wend auf seinem Pony in Begleitung seines Vaters angeritten. Von dieser Stunde an kämpfte der kleine Germane einen gewaltigen Seelenkampf, ob er nicht doch lieber mit Wend als mit Ludwig hätte Blutsfreundschaft schließen sollen. Schließlich zog er seinen Vater ins Vertrauen. Der wußte wie immer Rat und empfahl ihm, zusammen mit Ludwig und Wend einen Blutsbund zu gründen. Glückselig über diese Lösung, konnte er es kaum erwarten, den folgenden Tag mit Wend in der Schule zusammen zu kommen. Der

ging begeistert auf den Vorschlag ein, und auch Ludwig war freudig damit einverstanden. So wurde denn dieser Dreimännerbund noch am gleichen Vormittage in der großen Zehnuhrpause hinter der Turnhalle geschlossen und mit Blut besiegelt. Die Knaben entblößten durch Hinaufstreifen des Ärmels den linken Unterarm, und ohne mit der Wimper zu zucken, ritzte sich jeder mit dem Taschenmesser eine kleine Wunde. Einige Tropfen des hervorquellenden Blutes wurden vermittelst der Klinge des Taschenmessers von einer Wunde auf die andere überführt und dort mit dem Blute des Freundes vermischt. Die nicht geschriebene Satzung dieses Blutsbundes gipfelte in dem Schwur, sich gegenseitig zu helfen und zu beschützen und sich die Treue zu halten „bis in den Tod". Dieser Blutsbund setzte die drei Jungen bei ihren Kameraden in gewaltigen Respekt und hatte zur Folge, daß nun unter den Knaben derartige Verbindungen wie Pilze aus der Erde schossen. Die Blutsbünde schlossen sich zu Sippen zusammen, befehdeten sich und lieferten sich regelrechte Schlachten. Heinrich aber war nicht zu bewegen, solch einem Bunde beizutreten. Während die Kameraden ihre Schneeballenschlachten schlugen oder sich mit ihren Holzschwertern die Leiber blau hieben, saß er zu Hause und machte freiwillig Rechenaufgaben. So kam er bald in den Ruf eines Strebers. Er zog sich die grenzenlose Verachtung der Blutsbrüder zu, aber das berührte ihn weiter nicht. Der Erfolg dieser Streberei war, daß er der Klassenerste wurde und das Klassenbuch führen durfte. Das brachte ihm den weiteren Vorteil, in den Pausen oben im Klassenzimmer bleiben zu dürfen, während die andern sich auf dem Schulhofe herumbalgten.

Der Vater hatte den beiden Knaben versprochen, sie dürften reiten lernen, wenn sie zu Ostern mit sehr guten Zeugnissen versetzt würden. Diese verschärfte Bedingung mußte er schon stellen, da es keine Frage war, daß sie beide das Klassenziel erreichten. Hermann war unter 36 Schülern der fünfte und Heinrich sogar der erste. Während dieser über die vom Vater eröffnete Aussicht keineswegs begeistert war, konnte sich Hermann vor Freude kaum fassen. Übermäßigen Fleiß hatte er bisher nicht entwickelt, er lernte spielend leicht. Jetzt aber war

es für ihn Ehrensache geworden, zu zeigen, was er könne. Er setzte sich auf die Hosen und brachte zu Ostern zur nicht geringen Freude des Vaters den ersten Klassenplatz mit nach Hause, während Heinrich auf den zweiten rückte. Bereits am ersten Ferientag begann der Reitunterricht. Der Vater erteilte ihn den beiden Knaben selber in einer benachbarten Reitschule. So sehr Heinrich sich auch sträubte, er mußte hinauf aufs ungesattelte Pferd. Sofort fiel er auf der andern Seite herunter, aber trotz allen Jammerns und Heulens mußte er immer wieder hinauf. An Hermanns Mut und Gewandtheit jedoch hatte der Vater seine helle Freude. Nicht gering war sein Stolz, als er mit dem Jungen zum ersten Male ausreiten konnte. Öfters ritten sie nun zusammen mit Wend v. Pfeil und dessen Vater nach dem Grunewald. Heinrich auf diese Ausritte mitzunehmen, gab der Vater bald auf. Seine Unruhe, Zappligkeit und Angst auf der offenen Straße war derart, daß er lauter Unheil anrichtete. Als Belohnung für sein glänzendes Herbstzeugnis, auf dem er den Bruder Heinrich abermals schlug, erhielt Hermann nun sein eigenes Reitpferd. Das Glück des Jungen war nicht zu beschreiben.

Bisher hatte Hermann den Vater vergebens darum gebeten, den Ludwig Heye besuchen zu dürfen, um mit ihm einmal auf der Lokomotive zu fahren. Inzwischen hatte der Vater die Erlaubnis erwirkt, mit seinen beiden Jungens die Borsigsche Maschinenfabrik zu besichtigen. Ludwigs Vater erbot sich selber zur Führung durch die Anlagen. Das war für den kleinen Hermann ein Ereignis allerersten Ranges. Als er noch bei den Pflegeeltern in Neckargemünd war, wo er täglich die Züge vorüberfahren sah, hatte er sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wie eine Lokomotive „auf die Welt käme“. Sein Pflegevater hatte ihm geantwortet, sie würden in großen Fabriken gemacht. Das konnte er sich nicht vorstellen. Er hielt diese schnaubenden Ungetüme für lebendige Wesen. Schließlich hatte er sich die Vorstellung gebildet, daß „böse Männer zur Strafe Feuer fressen müßten“, wodurch sie sich in Lokomotiven verwandelten. Nun aber sah er, daß der Pflegevater doch Recht gehabt hatte.

Sie kamen gerade dazu, wie der Oberbau einer Maschine auf die gewaltigen Räder gesetzt wurde. Hermann meinte, nun könne sie wohl gleich fortfahren. Aber da wurde er von dem Vater in das Lebensgeheimnis der Lokomotive eingeweiht. Er erfuhr, ihre Seele werde künstlich aus Wasser und Feuer erzeugt. Das Zustandekommen der Räderbewegung durch die Wirkung des Dampfes auf den Kolben im Zylinder und die Rückläufigkeit des Kolbens durch Zufuhr des Dampfes auf die andere Kolbenseite vermittels der Schiebesteuerung, das alles begeisterte ihn so sehr, daß er es Zuhause immer wieder aufzeichnete. Heinrich hingegen zeigte für dieses Wunder nicht das geringste Interesse. Ängstlich drückte er sich in dem Dröhnen und Stampfen der Riesenwerkstatt an den Vater, er konnte die Zeit nicht erwarten, da sie die Fabrik wieder verließen.

Heute aber sollte sich auch Hermanns sehnlichster Wunsch erfüllen, auf der Lokomotive zu fahren. Das war für ihn ja der Glanzpunkt der ganzen Besichtigung! Als sie das Fabrikgelände wieder betraten, wo eine Rangiermaschine gerade Wagen verschob, machte er sich an Ludwig heran. Der vermittelte den Wunsch seinem Vater, dieser ließ lachend die Maschine halten und lud die drei Jungens ein, sie mit ihm zu besteigen. Heinrich wehrte sich mit Strampeln und Schreien, so daß der Vater mit ihm zurückblieb. Hochklopfenden Herzens kletterte Hermann die eisernen Trittstufen hinan. Der Atem stockte ihm vor freudiger Erregung, als Ludwigs Vater ihn aufforderte, selber den Regulator zu öffnen, um die Maschine in Gang zu setzen. Der Schieber ging so schwer, daß er sich mit der Brust gegen den Hebel stemmen mußte, um ihn zu bewegen. Nun aber zog die Maschine an und tat den ersten tiefen Schnaufer! War das ein Gefühl! Mit keinem Prinzen hätte er in diesem Augenblick getauscht! Und nun atmete und lief sie schneller und schneller! Dabei hob und senkte sie sich und vollführte Schlingerbewegungen, daß Hermann hin- und herschwankte. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Das war ein Holpern und Stolpern, Wackeln und Schütteln, daß einem Hören und Sehen verging! Wenn man gar auf das Ver-

bindungsstück zwischen Maschine und Tender trat, schien einem der Boden unter den Füßen zu schwinden. Nun riß der Heizer die Feuerung auf! Ganz unmöglich war es, in die Glut zu sehen, die einem den Atem benahm. Da liefen einige Arbeiter über die Geleise und der Lokomotivführer zog die Dampfpfeife, um das Warnungssignal zu geben. Hui, wie das so nahe in die Ohren gellte! Und wenn man zu den kleinen Vorderfenstern rechts und links den Kessel entlang auf die Strecke sah, da war es, als fräße die Maschine die Schienenstränge in sich hinein. Nun ließ Ludwigs Vater halten, der Regulator wurde geschlossen, der Heizer zog die Bremse an, der Führer legte die Steuerung herum, und nun ging's wieder zur Abfahrtstelle zurück. Wie da die Luft über den Tender einem ins Gesicht wehte, daß der Atem still stand, wenn man den Mund aufmachte!

Mit öligen Händen und einigen Rußspritzern im Gesicht verließ Hermann stolz und hochbefriedigt die Maschine. Jubelnd begrüßte er den mit dem ängstlichen Heinrich wartenden Vater. Von diesem Tage an beschloß er, nicht mehr Lokomotivführer, sondern Maschineningenieur zu werden, da dieser die Lokomotiven macht und auf allen Lokomotiven fahren darf und alle Lokomotivführer ihm gehorchen müssen.

Es ist eine belangreiche und noch nicht erklärte Tatsache, daß jede Jahreszeit ihre eigenen und durch sie keineswegs bedingten Kinderspiele hat. So läßt sich der Knabensport, Marmeln zu schieben und Kreisel mit der Peitsche tanzen zu lassen, an jedem trockenen Tage des Jahres ausüben. Die Zeit, in der Marmeln geschoben werden, ist aber allein das erste Frühjahr, während das Kreiselschlagen nur im Herbst üblich ist. Das Gewinnen beim Marmelspiel beruht auf der Geschicklichkeit, mit der etwas größere Spielkugel die von den Mitspielern in ein Viereck gesetzten Marmeln aus diesem herauszuschießen. Das Spiel ist eine ausgezeichnete Übung, Auge und Hand treffsicher zu machen. Da Heinrich trotz aller Bemühungen es in dieser Schiebekunst zu nichts brachte, aber auf die Vermehrung seines Marmelbesitzes eifrig bedacht war, versuchte er nun die Sache auf eine andere Weise zu „schieben“, und das gelang ihm vorzüglich. Er ersann sich eine Art Lotteriespiel, bei dem er

ohne jedes Risiko sehr rasch ein an Marmeln sehr reicher Mann wurde. Er stellte sich aus kleinen durchlaufend numerierten Zetteln elf Lose her. Jedes Los kostete eine Marmel. Waren die elf Lose abgesetzt, erfolgte die Ziehung. Der Gewinner erhielt zehn Marmeln ausgezahlt. Auf diese Weise gewann Heinrich bei jedem Spiel eine Marmel. Er machte also jedesmal ein Geschäft von zehn Prozent. Da dieses sich alle fünf Minuten wiederholen ließ, hatte er sich bald mühelos alle Taschen mit Marmeln gefüllt. Als aber ein anderer Klassengenosse sich unterfing, durch Eröffnung eines Konkurrenzunternehmens ihm das Geschäft zu verderben, erhob er ein großes Geschrei und wandte sich um Schutz an seinen Bruder. Der war ritterlich und töricht genug, dem Konkurrenten die Weiterführung des Unternehmens zu verbieten und diesem Verbote fühlbaren Nachdruck zu verleihen mit der Begründung, sein Bruder Heinrich sei der Erfinder dieser Idee und dürfe sie demnach allein verwerten. Das aber reizte Heinrichs Übermut, und das sollte ihm zum Verhängnis werden. Er ging nämlich bald dazu über, statt nur elf Lose, deren bis zu zwanzig auszugeben, so daß er nunmehr mit einem Gewinne von sage und schreibe bis zu hundert Prozent arbeitete, je nach der Anzahl der Lose, die er jedesmal absetzte. Auf diese Weise hatte Heinrich die Mehrzahl seiner Klassengenossen um ihren ganzen Marmelbesitz gebracht. Das führte zu einer Verschwörung der Geschädigten, und da sich unter diesen auch die beiden „Blutsbrüder“ Hermanns befanden, erklärte sich dieser außerstande, Heinrichs Partei zu ergreifen. Er sei jedoch mit ihnen übereingekommen, neutral zu bleiben, so daß er von ihm selber nichts zu fürchten habe. Nun stellten die Verschwörer Heinrich das Ultimatum, bis zum nächsten Morgen sämtliche Marmeln, um die er die Kameraden geneppt, wieder herauszuzahlen, widrigenfalls er elend verhauen würde. (Man sieht, daß diese Jungens eine sehr gesunde Art zeigten, die Judenfrage zu lösen.) Als Antwort meldete sich Heinrich am nächsten Tage krank, indem er über heftige Magenschmerzen klagte. Sein Bruder Hermann bezeugte ihm ob dieser jämmerlichen Kneiferei seine ganze Verachtung, hätte ihn aber um keinen Preis bei seinem Vater „verpetzt“. Schließlich

kam jedoch der Tag, an dem der tüchtige kleine Geschäftsmann wieder in die Schule mußte. Seine Hoffnung, daß die Kameraden die Sache inzwischen vergessen hätten, litt jämmerlich Schiffbruch. Auf Wend v. Pfeil war das Los gefallen, an dem armen Heinrich die Exekution zu vollziehen, und der besorgte sie mit seinen pommerschen Fäusten so ganz und gründlich, daß Heinrich abermals auf längere Zeit die Schule nicht besuchen konnte, diesmal aber nicht wegen Magenschmerzen, sondern wegen anderer Schmerzen, die er in sämtlichen Rippen und Knochen fühlte. Eine genaue Körperuntersuchung durch den Hausarzt förderte die neue Krankheitsursache zutage und so kam die Geschichte heraus. Der Vater, weit davon entfernt, den Schmerzensreichen in Schutz zu nehmen, erklärte, es sei ihm Recht geschehen, er solle sich das merken und in Zukunft nur noch reelle Geschäfte mit seinen Mitmenschen machen. Dann befahl er ihm, sämtliche Marmeln den Kameraden wieder zurückzugeben. Blutenden Herzens lieferte der kleine Handelsmann seinen Marmelnschatz an Wend v. Pfeil aus, der sie an die Kameraden weiter verteilen sollte.

Man irrt jedoch, wenn man glaubt, dieses Erlebnis hätte einen bleibenden Eindruck in Heinrich zurückgelassen oder seine Raffgier einzudämmen vermocht. Er betätigte sie weiter auf andere Art. Seitdem die Knaben das Gymnasium besuchten, bezogen sie ein wöchentliches Taschengeld von fünfzig Pfennigen. Sie waren gehalten, sich die Hälfte davon zu sparen, von der andern mußten sie die kleinen Schulbedürfnisse an Bleistiften, Schreibfedern, Radiergummi und dergleichen bestreiten. Was sie von der zweiten Hälfte hierfür nicht verbrauchten, durften sie für sich verwenden. Der Vater hatte jedem ein kleines Haushaltungsbuch eingerichtet, über jede Einnahme und Ausgabe mußten sie Buch führen. Allwöchentlich prüfte der Vater Buch und Kasse. Dabei stellte sich heraus, daß Hermanns Buch- und Kassenführung recht viel zu wünschen übrig ließ, und er sich über die vorgeschriebene Hälfte hinaus nie einen Pfennig ersparte. Er gab das Geld für Abziehbilder, Zündhütchen und derlei aus. Heinrich hingegen hielt Buch und Kasse, abgesehen von dem schmierigen Zustand, in dem sie sich stets befanden, in guter Ord-

nung und machte über die Pflichthälfte hinaus ansehnliche Ersparnisse. Sich selber gönnte er auch nicht die bescheidenste Ausgabe und von den kleinen Gebrauchsgegenständen für die Schule nur die allernotwendigsten. Als der Vater jedoch einmal ganz unerwartet einen Kassensturz vornahm, ergab sich über den buchmäßigen Bestand hinaus ein Mehrbetrag von fünfzehn Pfennigen. Heinrich behauptete zunächst, er habe das Geld gefunden, in die Enge getrieben aber gestand er, er habe einen Bleistift und Radiergummi gefunden und sie an die Kameraden verkauft. Weitere Nachforschungen ergaben, daß er Radiergummi und Bleistift gestohlen hatte. Nun erhielt er vom Vater eine gehörige Tracht Prügel und mußte Bleistift, Gummi und Geld sofort wieder zurückgeben; das Taschengeld wurde ihm auf vier Wochen entzogen; wenn er irgend eine Anschaffung nötig habe, werde sie ihm der Vater selber besorgen. Ganz im Gegensatz zu Heinrich war Hermann, auch wenn er etwas auf dem Kerbholz hatte, einfach nicht fähig, die Unwahrheit zu sagen, ja mit einem gewissen Trotze gestand er auf Befragen jedes Vergehen ein und sah kaltblütig der Strafe entgegen.

Vierzehn Tage nach diesem Vorfall wurde Heinrich von seinem Vater dabei überrascht, wie er eine Streichholzschachtel voll einzelner Pfennige nachzählte. Auf die erstaunte Frage des Vaters, woher er dieses Geld habe, sagte er, die Klassenkameraden hätten es ihm geschenkt. Hermann vermochte darüber keine Auskunft zu geben, da er bereits einige Tage infolge einer Fußverstauchung nicht in die Schule ging. Durch Wend und Ludwig aber, die Hermann besuchten, kam heraus, daß Heinrich zum großen Gaudium der Klasse seinen sämtlichen 36 Mitschülern die Schuhe geleckt habe, gegen ein Honorar von je einem Pfennig! [21]) Es war ganz unmöglich, dem Jungen das Ehrlose dieses Verhaltens klar zu machen, es fehlte ihm dafür jedes Organ.

Je älter Heinrich wurde, um so üblere Erfahrungen mußten Vater und Lehrer mit ihm machen. Als er kaum zwölf Jahre alt war, wurde er von der Schule relegiert, weil er ein Sittlichkeitsattentat auf das Kind des Pedells versucht hatte.[22])

Da keine Schule den Jungen mehr aufnahm, blieb dem ver-

zweifelten Vater nichts anderes übrig, als ihn wieder ins Haus zu nehmen. Er hielt ihm nun einen Erzieher, der ihn keine Minute ohne Aufsicht lassen durfte. Er mußte den Jungen viel im Freien bewegen und ihn körperlich sich ausarbeiten lassen. Der Schwimmunterricht wurde von neuem aufgenommen, aber wieder ohne jeden Erfolg. Der Vater schaffte ein Stück Garten an, das Heinrich und Hermann, die nun zwölf und dreizehn Jahre alt geworden waren, gemeinsam bebauen mußten. Aber nur mit Widerwillen unterzog sich Heinrich dieser Tätigkeit, während Hermann große Freude an ihr fand. Das Interesse für diese Beschäftigung wuchs bei dem jüngeren auch nicht, als der Vater den Kindern das Pfropfen und Okulieren zeigte. Auf einem der vielen Ausflüge, die der Vater kreuz und quer durch das Gelände unternahm, um die Jungen zu lehren, nach Karte und Kompaß sich zurecht zu finden, waren sie auf einen wilden Heckenrosenstrauch gestoßen. Auf diesen verpflanzte der Vater nun verschiedene edle Rosenarten. Als dann im kommenden Sommer der wilde Strauch im herrlichsten Schmucke verschiedenfarbiger Rosen prangte, blieb auch dies köstliche Naturwunder ohne jeden Eindruck auf den edlerer Gemütsregungen unfähigen Knaben. Der junge Hermann jedoch konnte nicht erwarten, bis er sich selber in dieser Kunst versucht und es darin auch zu Erfolgen gebracht hatte. Alle Versuche des Vaters, selbstlose reine Interessen in dem Jüngeren zu erwecken, waren vergeblich.

Da ereignete sich eines Tages folgendes. Bei einer Kahnpartie, die beide Knaben mit dem Erzieher auf dem Wannsee machten, fiel Heinrich ins Wasser. Ohne Besinnen sprang ihm sein Bruder in den Kleidern nach. Heinrich aber behinderte in seiner Todesangst den Retter derart, daß beide untergingen. Vergebens sprang nun auch der Erzieher ins Wasser, er konnte beide nicht mehr fassen, spurlos waren sie in der Tiefe verschwunden. Erst einige Stunden später gelang es, die Leichen der beiden Knaben aus dem See zu fischen.

30.

Es dauerte Monate, ehe Hermann aus der Betäubung erwachte, in die ihn der plötzliche Tod seines einzigen Sohnes versetzt, denn verloren hatte er nur den einen, da er nur diesen einen geliebt. Wiederum wie früher las er im Plato und Kant. Aber diese Geistesgewaltigen boten nur Nahrung seinem Verstande, sie nährten nicht sein Herz, das nach Erlösung von dem Schmerze schmachtete. Er griff zu den Dichtern und schlug den Aeschylos auf. Da fand er die Stelle:

„Dein ist die Weisheit, Zeus, und du beschließest,
Daß auch wir Sterbliche die Weisheit schmecken
Durch Leid, durch tiefes Leid, denn das macht klug.
Gestorb'ne Hoffnung gibt uns tiefste Einsicht.
Wen Schmerz zerriß, der weiß Bescheid um Menschen,
Bescheid um Götter. Wie zur Regenzeit
Die grauen Wasser unablässig tropfen,
So rauscht das Leid in uns're bangen Nächte,
Tropft unablässig auf das Herz und flößt
Ihm Weisheit ein. Von Göttern aus der Höhe
Hernieder quillt sie, und wir werden weise
Auch wider Willen."

Hermann horchte auf. Er las die Stelle zum zweiten und dritten Male, er las die ganze Orestie und legte sinnend das Buch aus der Hand. Die Dichtung hatte ihn erschüttert, aber Erlösung hatte sie ihm nicht gebracht, wohl aber die Erinnerung an ein anderes Buch geweckt, in dem auch von Leid und seiner Überwindung die Rede war.

Zum ersten Male seit vielen Jahren nahm er wieder das Evangelium zur Hand. Das Vaterglück, das ihm so unverhofft zuteil geworden war, hatte ihn abgestumpft für das Gotteswort. Das Glück macht uns taub und blind für die höheren Zwecke, deretwegen wir auf Erden wandeln, nur das Leid vermag uns Augen und Ohren für sie zu öffnen und offen zu halten. Das war die Erkenntnis, zu der er nun gekommen war. Urplötzlich ward ihm der Sinn des Leides klar, das Gott ihm geschickt

hatte. Sein einziger Sohn ward ihm genommen, um ihm von neuem die Augen zu öffnen für das, worauf es in diesem Leben einzig ankommt, den Weg zurückzufinden zum Vater! Sein einzig geliebter blonder Junge war bereits reif für diese Rückkehr, und darum durfte er das Menschenkleid schon ablegen, er aber war es noch nicht! Für ihn hieß es aushalten und weiterkämpfen und die Forderung des Tages erfüllen, bis auch seine Zeit gekommen sei! Und eine gewaltige Stärkung war ihm ja zum Aushalten und Durchhalten gegeben: die frohe Botschaft, das Gotteswort, das er hier in Händen hielt, und an dem er Jahre hindurch wieder achtlos vorbeigegangen war. Seinen unglücklichen zweiten Sohn aber hatte Gottes Barmherzigkeit abgerufen, um ihn vor weiteren schweren Fehlern und Sünden in diesem Leben zu bewahren, das er sich selber auserwählt. Denn wir selber wählen uns zu unserer Menschwerdung mit freiem Willen die Eltern und die Verhältnisse aus, unter denen wir das körperliche Leben zubringen wollen zur Erfüllung der Aufgaben, die zu unserer Läuterung und zu unserm inneren Weiterkommen uns von Gott gesetzt sind, oder die wir, wenn wir bereits weiter vorgeschritten waren, aus eigener Erkenntnis uns selber setzten. Dann kann es wohl vorkommen, daß die Aufgaben und Versuchungen, die zu überwinden wir uns vornahmen, zu groß und zu schwer sind, da wir ihnen doch nicht gewachsen waren, so daß Gottes Gnade und Güte eingreifen muß, um uns des Lebens zu erlösen und uns neue Möglichkeiten zu neuen Aufgaben zu geben. Verstockte Geister aber wählen sich ein Leben voll Genußsucht und Selbstsucht, und jene chaotische Rasse ist es, die für diese Verkörperungen besonders günstig ist. Selten, daß ein guter Geist in einem Körper dieser Rasse wohnt! Ist es aber einmal der Fall, so ist er immer daran erkenntlich, daß er sich abseits des selbstsüchtigen Treibens seiner Rassegenossen hält. Die Evangelien, insonderheit das Johannesevangelium, gaben Hermann ungezählte Hinweise auf diese Zusammenhänge. Ein nie gekanntes Vertrauen zu Gottes Leiten erfüllte ihn und gab ihm ungeahnte Kraft und Stärke, seinen Lebens- und Leidensweg zu Ende zu gehen. Groß und herrlich und leidverklärend leuchtete ihm Christi Beispiel voran!

Es ist, als ob die Abgeschiedenen ihren Lieben hülfen, daß auch sie ihnen bald in die Vaterheimat zu folgen vermöchten. Kurz nach der Knaben Tode starb auch die Kommerzienrätin. Trotzdem ihr Blut nicht in den Adern des jungen Hermann floß, war das Kind ihr tief ans Herz gewachsen. Sie war ihm eine Mutter geworden, wie sie ja überhaupt in den letzten Jahren das Hausfrauenamt bei seinem Vater versah. Ihr gesamtes Vermögen hatte sie auf Hermanns Rat bereits bei Lebzeiten teils ihren zahlreichen armen Verwandten vermacht. Hermann erbte nur das Besitzrecht an der zweiten Hälfte der Fabrik, deren alleiniger Herr und Eigentümer er nun war. Aber dieser technisch-kaufmännische Beruf befriedigte ihn schon lange nicht mehr. Seitdem die Fabrik durchorganisiert war und keine schöpferische Tätigkeit mehr von ihm verlangte, hatte er jedes innere Interesse für sie verloren. Die Leitung hatte er einem tüchtigen und zuverlässigen Direktor übertragen, den er hoch am Reingewinn beteiligte. Er selber führte nur noch die Oberaufsicht. Einen großen Teil seiner Tätigkeit widmete er dem Rasseforschungsinstitut, zu dessen Pfleger er von jener Gesellschaft, der er das Geld zur Gründung gestiftet hatte, berufen worden war. Dabei machte er immer wieder von neuem die trübe Erfahrung, daß die Sucht nach Erwerb, Genuß und Wohlleben den Rasseinstinkt der Deutschen bereits so sehr untergraben hatte, daß sie so gut wie gar kein Verständnis und Interesse für diese Frage zeigten, von der Glück und Gedeihen, Sein oder Nichtsein der deutschen Zukunft abhängt. Dem verschwommenen, jedes eigenartige Leben vernichtenden Internationalismus schienen sie bereits unrettbar verfallen. Die inneren Feinde, die aus Geld- und Machthunger unablässig die Zersetzung deutscher Art und deutschen Wesens betrieben, hatten mit ihnen leichtes und wie es schien, bereits gewonnenes Spiel. Wahrlich nur noch ein Krieg konnte das Deutschtum zu der Erkenntnis bringen, daß es ein eigenes und eigengeartetes Leben zum Segen der ganzen Menschheit zu führen habe.

Allein diese Arbeit konnte Hermanns Arbeitskraft nicht erschöpfen. Bereits einige Jahre vor dem Tode der Jungen

hatte er seine chemische Forschertätigkeit wieder aufgenommen und sich ein eigenes wissenschaftliches Laboratorium eingerichtet. In der Absicht, die Arbeit da fortzusetzen, wo er sie abgebrochen hatte, trat er mit seinem früheren Kollegen Dr. Siegfried Salomon, dem er damals sein gesamtes wissenschaftliches Material übergeben hatte, in Verbindung. Dieser war inzwischen längst Professor geworden, und zwar verdankte er, wie sich nun herausstellte, seine Berufung einzig und allein Hermanns Arbeit. Sie hatte sich in der Tat als neue Wege weisend herausgestellt. Jene schönen Krystallsonnen, die Hermann als barynmhaltig erkannt hatte, waren wirklich, wie er später vermutet, die Barynmverbindung des einfachen Eiweiskörpers, dessen synthetische Darstellung ihm endlich gelungen war. Diese Entdeckung hatte der Privatdozent Dr. Siegfried Salomon unter seinem eigenen Namen veröffentlicht, ohne des wahren Entdeckers überhaupt zu erwähnen. Von Hermann hierüber zur Rede gestellt, erklärte er, dieser habe ihm das Material damals zur freien Verwertung als Eigentum überwiesen. Das stimmte allerdings. Dem Dr. Siegfried Salomon fehlte aber jedes Verständnis für die Ehrenpflicht, den Namen des Entdeckers nicht zu verschweigen.

Hermann hatte, als ihm dieser Tatbestand bekannt geworden war, nichts weiter aus der Sache gemacht, sondern in aller Stille seine Arbeit fortgesetzt. Als er nun zu neuen Aufsehen erregenden Ergebnissen gekommen war, sah er sich genötigt, den Sachverhalt, wie er sich bei der angeblichen Salomonischen Entdeckung zugetragen hatte, zu veröffentlichen.

Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Tagespresse, aber nicht etwa gegen den jetzigen Professor Dr. Siegfried Salomon, sondern gegen den „Dilettanten“ Dr. Hermann Kämpfer. Die spärliche deutsche Presse hatte wie immer für solch einen Fall kein tieferes Interesse, da sie dieses ausschließlich auf die Politik richtete. Dabei merkte sie gar nicht, daß ihre alljüdischen Gegner nur deshalb zu solch mächtigem politischen Einfluß gekommen waren, weil sie das gesamte deutsche Geistesleben, Wissenschaft, Schrifttum, Kunst und Theater zu beherrschen verstanden. Das Geschrei in der Presse ging aber erst recht los,

als eine Universität, die noch soviel deutsche Selbständigkeit sich gewahrt, an Hermann einen Ruf als Professor ergehen ließ.

Nun begann ein wahres Kesseltreiben gegen ihn. Man behauptete, er habe damals seine wissenschaftliche Laufbahn notgedrungen aufgeben müssen, weil sein Talent dazu nicht ausgereicht habe. Nur deshalb habe er sein Material dem Dr. Siegfried Salomon übergeben. Dieser habe den Kern der Idee erst herausgearbeitet, da Kämpfer selber dazu nicht fähig gewesen sei. Er selber sei, wie ja auch seine späteren Erfolge zeigten, ein „ganz guter Techniker“, aber kein selbständiger „wissenschaftlicher Denker“. Die Arbeit, die er jetzt veröffentlichte, fuße einzig auf der „epochemachenden Entdeckung“ des Professor Dr. Siegfried Salomon.

Aber nicht nur sein Talent, auch seinen Charakter suchte man herabzusetzen, ja man ging darauf aus, ihn ein für allemal sittlich zu vernichten. Man warf ihm vor, die „religiöse Intoleranz“, die er durch Gründung der Rasseforschungsanstalt an den Tag gelegt, habe ihn nicht verhindert, eine Millionärin zu heiraten, deren Vater noch der von ihm geschmähten „Konfession“ angehört habe. Es sei doch sehr auffallend, daß er diese „religiöse Intoleranz“ erst betätige, seitdem sein Schwiegervater gestorben sei und er es verstanden habe, sich in den Besitz seines gesamten Vermögens zu bringen. Sehr auffallend sei ferner, daß der einzige rechtmäßige Erbe dieses Riesenvermögens kürzlich auf so merkwürdige Art ums Leben gekommen sei. Man scheute sich auch nicht, die früheren Skandalgeschichten seines Schwiegervaters wieder aufzufrischen und ihn in Zusammenhang damit zu bringen. Man erging sich in vielsagenden Andeutungen, Hermann müsse doch irgendwie daran beteiligt gewesen sein, sonst hätte man doch damals keine richterliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Das gehe doch schon daraus hervor, daß er das Kind eines jener unglücklichen Geschöpfe, die den Lüsten des Kommerzienrats dienen mußten, inzwischen als *eigenes* angenommen habe. Daß seine Untersuchung damals abgebrochen wurde, sei wohl nur so zu erklären, daß sich berechtigte Zweifel an seiner „geistigen Gesundheit“ ergeben hätten. Das sei wohl auch der Grund, weshalb sich die Staats-

anwaltschaft um den auffallenden Tod des rechtmäßigen Erbens des kommerzienrätlichen Vermögens bis jetzt noch nicht gekümmert habe.

Diesem ehrvernichtenden Treiben stand Hermann machtlos gegenüber. Kaum hatte er einen Beleidigungs- und Verleumdungsprozeß gewonnen, war er auch schon zur Anstrengung eines zweiten, dritten und vierten genötigt. Er sah sich in den Kampf mit einer Hydra verstrickt, der für jeden abgeschlagenen Kopf mehrere neue wuchsen. Ja dieses Ungeheuer trieb sein Wesen meistens unsichtbar und war nicht zu fassen. Aus zahllosen geheimen Winkeln und Ecken, gegen die anzugehen nicht möglich war, spritzte es sein Gift. Mehrere seiner Klagen wurden abgewiesen, da sie angeblich nicht genügend begründet seien. Wurde der Gegner aber dann doch gefaßt und verurteilt, fiel die Strafe höchst milde aus. Allenthalben saßen in den deutschen Richterkollegien bereits die Angehörigen dieser fremdblütigen Rasse, die eine einzige große Verschwörergesellschaft gegen deutsche Art und deutsches Wesen bildete und die mit jedem Mittel jeden zu vernichten bereit war, der sich unterfing, ihr eigenes Wesen aufzudecken. [33])

Der Erfolg dieses Treibens war, daß Hermanns Berufung von der Regierung nicht bestätigt wurde. Bis in die höchsten Regierungsstellen hinauf reichte bereits der Arm dieser Maffia.

Aber nicht nur Hermanns Ehre suchte man zu vernichten, auch an seinen wirtschaftlichen Bestand wurde die Axt gelegt. Von unsichtbaren Händen wurden seiner Fabrik die Aufträge entzogen und die Einnahmen gingen von Monat zu Monat zurück. Der leitende Direktor, ein Schwabe, stand vor einem Rätsel. Er verdoppelte seine Anstrengungen, aber vergeblich. Eines Tages mußte er Hermann vorschlagen, die Fabrik zu schließen, da sich der Betrieb nicht mehr lohne. Hermann tat das unschweren Herzens, denn er hatte sich genügend gespart, um unabhängig leben zu können.

Da stellten eines Tages entfernte Verwandte des Kommerzienrats Erbschaftsansprüche an das Vermögen des verunglückten Heinrich. Sie leiteten ihre Forderungen aus irgend welchen angeblichen Abmachungen her, die der Kommerzienrat

ihnen vor Zeugen einmal zugesichert haben sollte für den Fall, daß er keine direkten Nachkommen hinterließe oder diese minderjährig stürben. Das auf Heinrich entfallende Pflichtteil hatte Hermann bei verschiedenen Banken in Papieren untergebracht, er selber nießbrauchte nicht einmal die Zinsen. Ohne die Ansprüche der Erbschleicher überhaupt zu prüfen, händigte er ihnen das gesamte Vermögen Heinrichs aus, da er sich nicht den Ärger eines Prozesses aufladen wollte, an dessen günstigem oder ungünstigem Ausgang ihm nichts gelegen war. Diese unbedachte Handlung gab den Erbjägern den Mut, auch Anspruch auf Hermanns eigenes Vermögen zu erheben, mit der Begründung, „es habe sich aus dem Vermögen des Kommerzienrates gebildet.“ Nun wurde Hermann wütend. Das nutzte ihn jedoch nichts, er verlor den Prozeß und sein gesamtes Vermögen. Die freiwillige Herausgabe des Vermögens Heinrichs wurde von dem Gericht als Beweis für die Berechtigung der von den Gegnern erhobenen Ansprüche angesehen. Auch das Geld, das Hermann zur Gründung der Rasseforschungsanstalt und der volksdeutschen Zeitungsunternehmungen gestiftet hatte, wurde auf Grund der Vorentscheidung dieses Prozesses von den Gegnern zurückgefordert.

Binnen weniger Jahre stand Hermann als Bettler auf der Straße, an Leib und Seele zermürbt. Um sein Dasein zu fristen, nahm er zunächst eine Assistentenstelle an einem chemischen Untersuchungslaboratorium für Nahrungs- und Genußmittel an mit hundertfünfzig Mark Monatsgehalt.

31.

Der jähe Wechsel, der sich in Hermanns wirtschaftlichen Verhältnissen vollzogen hatte, war ohne Einfluß auf seinen inneren Zustand. Mit hundertfünfzig Mark im Monat kam er ebenso gut aus wie mit fünfzehnhundert oder fünfzehntausend. Schmerzlich war ihm nur, daß er sich unter den neuen Verhältnissen kein Reitpferd mehr halten konnte und wieder genötigt war, mit einer unruhigen Wohnung vorlieb zu nehmen, da für wenig Geld ein ruhiges Zimmer in Berlin nicht zu ermieten

war. Aber da kam ihm das Glück zu Hilfe. Im Tiergartenviertel fand er in einem guten Hause eine einsam gelegene bescheiden ausgestattete Mansarde, die seinen Ansprüchen an Ruhe und Stille genügte, auf alles andere legte er keinen Wert. Sie bot Raum genug für seine kleine Bibliothek. Diese bestand aus dem Neuen Testament und den Werken des Plato, Kant, Aeschylos, Shakespeare, Kleist, Schiller und Goethe. Mit diesen Geistern lebte und webte er im Ewigen und Unendlichen, was scherte ihn da der ewige gestrige Alltag! Einsamkeit war von jeher seine Heimat gewesen, in ihr fühlte er sich zu Hause.

Aber ein Entbehren anderer Art war es, an dem er auf die Dauer schmerzlich litt, er lebte ohne jede Liebe. Auf der ganzen Welt hatte er keinen einzigen Menschen, mit dem er in Liebe verbunden war, und die Sehnsucht nach Weib und Kind war in ihm so über alle Maßen groß, daß er, der starke lebensharte Mann, oft wie ein Kind vor sich herweinte. So sehr er auch im Geistigen wurzelte und seelisch mit Elisabeth immer noch verbunden war, er stand doch nun einmal als vollsaftiger Mensch und Mann in der Vollkraft seiner Jahre mit beiden Füßen auf dieser auch ihre Rechte fordernden Erde. Und als ob sein heißes Liebessehnen imstande wäre, die Seele anzuziehen, deren er jetzt in seiner Herzenseinsamkeit bedurfte, er begegnete dem Weibe, das ihm diese Erfüllung bringen sollte und mit ihr neues unaussprechliches Leid. Er konnte und wollte nicht den Schicksalswink verstehen, den ihm die Gottheit durch sein bisheriges Liebes- und Ehegeschick erteilt hatte, daß es die Aufgabe seines diesmaligen Erdenwandelns sei, sich von irdischen Liebesfreuden loszuringen, um rein und reif und stark zu werden für eine Liebe höherer Art, die nur im Geistigen ihr Ziel und Ende sieht.

Beim Abspringen von der Straßenbahn glitt er aus, brach sich den Fuß und mußte nun schmerzliche Wochen in einem Krankenhause zubringen. Dort wurde er von einer Krankenschwester gepflegt, die auf den ersten Blick die Freude seiner Augen war: ein wohlgebautes, blauäugiges, blondes, vollerblühtes Weib von etwa dreißig Jahren. „Die müßte dir Kinder schenken!“ war sein erster Gedanke. Auch sie war auf den ersten Blick die Seine geworden, aber mit keiner Regung ver-

riet sie es ihm. Als er aber nach sechs Wochen die Klinik verließ und um ihre Hand anhielt, sah sie ihm ernst und klar in die Augen und lehnte seinen Antrag ab.

Das hatte Hermann nicht erwartet, denn sein Gefühl sagte ihm, daß sie ihn wiederliebe. Seine Frage, ob sie nicht mehr frei sei, verneinte sie mit ernstem Lächeln. Ob er sie denn nicht wiedersehen solle, fragte er beim Abschied. Das sei wohl für beide Teile das beste, erwiderte sie, und gab ihm zum Abschied herzlich die Hand.

Tief niedergeschlagen suchte Hermann Zerstreuung in Arbeit und Studium. Aber seine Gedanken kehrten immer wieder zu dem Mädchen zurück. Hatte sie irgendeinen Grund nicht zu heiraten? War sie vielleicht krank? Lächerliche Frage! Dieses gesundheitsstrotzende Geschöpf! Oder hatte sie eine unglückliche Liebe, die sie nicht vergessen konnte? Hatte sie gar eine Vergangenheit? Ein heißer Strom von Eifersucht und Schmerz schoß ihm bei diesem Gedanken durchs Herz. Undenkbar schien ihm das. Sie war die Tochter eines mecklenburgischen Beamten. Aber selbst wenn sie eine Vergangenheit hätte! Darüber war sie ihm doch keine Rechenschaft schuldig! Er liebte sie, das war für ihn das einzig Entscheidende, und sie liebte ihn wieder, das las er in ihren Augen und hörte er aus ihrer Stimme. Und selbst wenn sie ihm ein uneheliches Kind in die Ehe brächte, was würde das an seiner Liebe ändern? Und es wäre ja ein blondes Kind! Wie sein eigenes würde er es lieben und erziehen! Dieser Gedanke begeisterte ihn nun geradezu. Ein Beweis seiner Liebe sollte es ihr sein! Rasch entschlossen setzte er sich hin und schrieb folgenden Brief:

„Hochverehrte Schwester Johanna!

Die Gründe, die Sie veranlaßten, meinen Antrag abzulehnen, haben Sie mir nicht genannt. Es *kann* keinen Grund geben, Ihre Ablehnung aufrecht zu erhalten, außer dem, daß Ihr Herz einem andern gehört oder Sie meine Liebe nicht zu erwidern vermöchten. Den ersten Grund haben Sie selber verneint, den zweiten verneint mein Gefühl. Ich bitte Sie daher erneut um Ihre Hand.

Es wird mir ein Leichtes sein, mir wieder eine Stellung und ein Einkommen zu verschaffen, das Ihrer würdig ist und Ihnen ein sorgenloses Dasein sichert.

Eine bedingungslose Zusage erharrt Ihr

Dr. Hermann Kämpfer."

Diesen Brief gab er zur Post zugleich mit einem zweiten, in dem er sich um die ausgeschriebene Stelle des leitenden Chemikers einer Berliner Sanatogenfabrik bewarb. Bereits am nächsten Tage erhielt er von der Fabrik durch Rohrpost die Aufforderung sich vorzustellen und noch am gleichen Tage war der Anstellungsvertrag unterschrieben. Von Johanna jedoch traf am übernächsten Tage abermals ein ablehnender Bescheid ein. Sie bat ihn dringend, sie zu vergessen, da sie entschlossen sei, unverheiratet zu bleiben. Für sein weiteres Leben wünsche sie ihm Wohlergehen und Erfüllung des Glückes, das sie ihm zu bieten außerstande sei.

Hermann war nicht der Mann, sich von einem einmal ins Auge gefaßten Ziele abbringen zu lassen, es sei denn, daß die Nichterreichbarkeit dieses Zieles mit klaren Gründen dargetan sei. Solche Gründe enthielt der Brief nicht.

Er wußte, Johanna war an einem bestimmten Tage der Woche von nachmittag drei Uhr an dienstfrei war und pflegte um diese Stunde vom Bahnhof Zoologischer Garten nach dem Grunewald zu fahren, um sich in frischer Luft zu ergehen. Am Bahnhofseingang wartete er auf sie. Sie schien durchaus nicht erstaunt, als sie ihn erblickte. Er bat sie wegen seiner Zudringlichkeit um Verzeihung und um die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen. Diese Bitte gewährte sie ihm.

Als sie endlich im Freien allein waren, bat er sie inständig, ihm die Gründe für die wiederholte Ablehnung seines Antrages zu nennen. Sie schüttelte nur ernst den Kopf. Er aber ließ nicht nach und schwor, daß er sie zur Frau begehren würde, selbst wenn sie ein Verbrechen begangen hätte.

„Was berechtigt Sie zu einer solchen Sprache?!" sagte sie empört.

„Meine Liebe!" lautete Hermanns schlichte, überzeugende Antwort.

Er ergriff ihre Hand.

„Johanna! Beantworten Sie mir die einzige Frage: wäre es Ihnen möglich, mich lieb zu haben?"

Ohne Besinnen sagte sie „ja!" „Aber ich darf es nicht" setzte sie dann etwas kleinlaut hinzu.

„Warum dürfen Sie es nicht? — Ich will Ihnen sagen, warum Sie es nicht zu dürfen vermeinen! Sie sind Mutter!"

Sie zuckte zusammen und entriß ihm ihre Hand, die er noch immer fest hielt. Dann sah sie ihm voll in die Augen und sagte:

„Woher wissen Sie das?"

„Ich ahne es!"

Sie sah ihn erstaunt an. Nach einer Weile sagte sie im Weitergehen:

„Ich bin nicht Mutter, aber ich war es. Mein Kind starb wenige Stunden nach der Geburt, und das war gut so. Es wäre entsetzlich gewesen."

„Ist das nun Ihr Grund, meinen Antrag abzulehnen?"

„Ja!"

„Johanna! Nun flehe ich Sie an, werden Sie mein Weib!"

Sie blieb stehen.

„Sie begehren mich trotzdem zur Frau?"

„Ich liebe Sie, Johanna!"

„Und fragen mich nicht nach meiner Vergangenheit?"

„Über Ihre Vergangenheit sind Sie mir keine Rechenschaft schuldig, ich will sie gar nicht kennen. Wie das alles auch gewesen sein mag, nur aus Liebe ist es doch geschehen! Ich will nicht Ihre Vergangenheit, deine Zukunft will ich, Johanna, und vor allem deine Liebe!"

Dabei zog er sie leidenschaftlich an seine Brust und küßte sie auf den Mund. Hingerissen von der Übermacht seiner stürmenden Liebe, ließ sie es geschehen.

Ein halbes Jahr später war Johanna Hermanns Frau.

Die Ehe war nicht glücklich. Die Liebe, die das Paar zusammengeführt, war auf Leidenschaft gegründet, und Leidenschaft führt nie zum Segen. Trotzdem Hermann mit keiner Silbe das Vorleben seiner Gattin berührte, sie ihm das mit aufopferungsvoller Liebe und Hingabe dankte und nur für ihn zu

leben und zu atmen schien, drängte sich der Schatten ihrer Vergangenheit doch immer zwischen die Ehegatten und lag wie ein drückender Alp auf Hermanns Seele. Vielleicht wäre er gewichen, wenn sie in die tieferen Gründe seines Empfindens hinabzusteigen oder seinem Gedankenfluge zu folgen vermocht hätte. Aber ihre derbsinnliche Art war nicht imstande, auch nur hauttief in sein Wesen einzudringen. So blieb ihre Liebe in den niederen Bezirken der Sinnlichkeit stecken und das tiefe Glück ahnungsvollen Verstehens kannte sie nicht. Hermann fühlte sich seelisch einsamer denn je.

Das tiefe Unbefriedigtsein ihres Gatten entging Johanna nicht, aber ihrer eigenen Natur entsprechend suchte sie die Ursache in Äußerlichkeiten und bemühte sich, sie durch Äußerlichkeiten zu beseitigen. Sie war eine ausgezeichnete Hausfrau und verstand es, äußere Behaglichkeit zu verbreiten, aber sie begriff nicht, daß dies nicht ausreichte, einen Mann wie Hermann glücklich zu machen. Jeden Wunsch, den ihm an den Augen abzusehen ihr Verständnis ausreichte, erfüllte sie ihm, sie kochte seine Lieblingsspeisen, bediente ihn selbst, verschaffte ihm jede Bequemlichkeit und suchte ihn durch eine derbe Fröhlichkeit aufzuheitern. Das alles aber war nur geeignet, Hermanns Reizbarkeit zu erhöhen, denn für feinere Naturen ist nichts quälender als das eifrige Liebesmühen unzulänglichen Verstehens. Rasend konnte es ihn gar machen, wenn sie ihn mit Geschenken überraschte, mit denen er nichts anzufangen wußte. Seine offene, gerade und in ihrer Ehrlichkeit rücksichtslose Art, war nicht imstande, Freude zu heucheln, da wo er keine empfand, oder peinliche Empfindungen zu verbergen. Die Mißstimmung und Enttäuschung nahm auf beiden Seiten täglich zu.

Innigere Gefühle jedoch regten sich wiederum in Hermann für seine Frau, als er Vaterfreuden entgegen sah. Sämtliche Vorfahren Johannas waren, wie seine eigenen, blonde Nordgermanen. Er durfte also noch einmal der Erfüllung seines Lebenswunsches entgegensehen, ein Kind der eigenen Art zu besitzen.

Aber zu seinem und seiner Frau Entsetzen geschah das ganz Unfaßliche, ganz Ungeheure, sie gebar ein Kind mit schwarzem

Kraushaar, dunkler Haut und dunklen Augen, ein echtes Judenkind.

Hermann brüllte auf wie ein zu Tode getroffener Stier, als er des Kindes ansichtig wurde.

„Dirne!“ schrie er seiner Frau entgegen.

Wie vom Blitz erschlagen sank sie unter diesem vernichtenden Wort in ihrer Leibesnot zusammen.

Und nun forderte er herrisch Rechenschaft von ihrer Vergangenheit. Sie gestand, daß sie etwa vor zehn Jahren von einem getauften jüdischen Offizier, der ihr die Heirat versprochen hatte, verführt und von ihm sitzen gelassen worden sei. Um ihre Eltern vor Schande zu bewahren, habe sie schweigen müssen. Unter dem Vorwande, Krankenschwester werden zu wollen, habe sie das Elternhaus verlassen, um das Kind zur Welt zu bringen. Gleich nach der Geburt sei es, wie er ja bereits wisse, gestorben. Warum dieses, Hermanns Kind, auch so aussehe wie ihr erstes Kind, sei ihr unmöglich zu begreifen.

Das Rätsel löste sich aber als Hermann folgendes erfuhr: Es ist eine bedeutungsvolle, in der Tierzucht gemachte Erfahrung, daß ein edelrassiges Weibchen zur edlen Nachzucht für immer untauglich wird, wenn es nur ein einziges Mal von einem Männchen minderwertiger Rasse befruchtet wird. Durch eine solche aus unedlem männlichen Blute erzeugte Mutterschaft wird der ganze Organismus des edelrassigen weiblichen Geschöpfes vergiftet und nach der unedlen Rasse hin verändert, so daß es nur noch imstande ist, unedle Nachkommen zur Welt zu bringen, selbst im Falle der Befruchtung durch ein edelrassiges Männchen. Je höher entwickelt ein Lebewesen ist, um so eindringlicher tritt dieses Rassegesetz in die Erscheinung und seine höchste und folgenschwerste Wirkung erreicht es natürlich beim Menschen.

Nun ermesse man den Schaden, der jahraus jahrein der deutschen Rasse durch die Judenjünglinge zugefügt wird, die alljährlich *tausende* und abertausende *deutscher* Mädchen verführen!

Gebieterisch verlangte Hermann von seiner Frau, ihm Namen und Regiment des jüdischen Offiziers zu nennen. Zu Tode er-

schrocken tat sie es. Noch in derselben Nacht fuhr Hermann nach der in der Nähe Berlins gelegenen Garnison.

Der Leutnant war inzwischen Hauptmann geworden. Als Hermann jetzt von ihm Genugtuung forderte, erklärte er, er wisse nicht wie er dazu komme und ersuche ihn, sofort seine Wohnung zu verlassen.

Hermann wich nicht vom Fleck und erneute seine Forderung. Da drohte der Jude, ihn durch seinen Burschen zur Tür hinauswerfen zu lassen, wenn er sich nicht auf der Stelle entferne.

Seiner Sinne nicht mehr mächtig, zog Hermann seine Selbstladepistole und schoß den Schurken nieder.

Von niemandem behelligt, fuhr er wieder nach Berlin zurück, entschlossen, sich dort der Polizei zu stellen. Als er vorher nochmals seine Wohnung betrat, um letzte Anordnungen zu treffen, fand er sein Weib als Leiche vor. Sie hatte sich samt dem Kinde durch Morphium das Leben genommen. Die Spritze stak noch in der Gegend ihres Herzens.

32.

Der Schwurgerichtssaal konnte die Menschenmenge nicht fassen, Eintrittskarten mußten ausgegeben werden. Koryphäen der Wissenschaft waren als Sachverständige geladen und die jüdische Presse schrie seit Monaten ihr „Kreuzige ihn!"

Blaß und ernst saß Hermann auf der Anklagebank. Er hatte es abgelehnt einen Verteidiger zu nehmen. Schließlich aber war er doch aus technischen Gründen dazu genötigt worden. Entschieden aber hatte er sich geweigert, dem Verteidiger irgend welche Aufklärungen über den Verlauf der Tat und seine Beweggründe zu geben. Er werde alles, was nötig sei, selber vorbringen. Einen der Richter namens Ehrlicher und drei Geschworene mit Namen Mannheimer, Jeiteles und Rosenfeld lehnte er als befangen ab.

Auch vor Gericht blieb er bei seiner in der Voruntersuchung gemachten Aussage, er habe mit Absicht den Hauptmann erschossen und sei schon mit dieser Absicht nach der Garnison

gefahren. Dieser seiner Aussage stand die Zeugenschaft des Burschen des Getöteten entgegen, der im Nebenzimmer den Wortwechsel mit angehört hatte. Er bekundete, der Schuß sei erst gefallen, nachdem der Hauptmann sich zweimal geweigert, dem Angeklagten Genugtuung zu geben, und ihm gedroht hatte, ihn durch den Burschen hinauswerfen zu lassen, wenn er sich nicht sofort selber entferne. Die Aussage des Burschen suchte der Staatsanwalt Dr. Katzenstein damit zu entkräften, der Zeuge sei so perplex gewesen, daß er nicht einmal seinem Herrn zu Hilfe geeilt sei, nach der Tat den Angeklagten nicht festgenommen und nicht einmal den Versuch gemacht habe, andere zu diesem Zwecke herbei zu rufen.

Die Frage des Vorsitzenden, ob er seine Tat bereue, beantwortete Hermann mit einem festen „Nein“.

In seiner Anklagerede hob der Staatsanwalt ganz besonders hervor, Hermann sei im Vollbesitze seiner Zurechnungsfähigkeit vor und bei der Tat ebenso gewesen, wie er es jetzt noch sei. Das bestätigten die Gutachten der hier erschienenen Sachverständigen, die ihn jeder monatelang auf seinen Geisteszustand hin beobachtet hätten, der Herren Professoren Dr. Maximus Hirschhorn, Geheimrat Professor Dr. Maximilian Markuse und Seiner Exzellenz des Wirklichen Geheimen Rates Professor Dr. Sally v. Cohn. Auch der in allen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Fragen zuständige Obersachverständige Fritz Manthen habe erst gestern Abend noch in der größten und verbreitetsten aller deutschen Zeitungen sich in gleichem Sinne geäußert. „Aber,“ fuhr der Staatsanwalt fort, „außer den Gutachten dieser Koryphäen der deutschen Wissenschaft, haben wir auch noch das Eingeständnis des Angeklagten, daß er diese entsetzliche Bluttat mit Vorsatz und Überlegung ausgeführt hat. Wenn wir auch den übrigen Aussagen des Angeklagten keinen Glauben schenken dürfen, in diesem einen Punkt sagt er zweifellos die Wahrheit! Die Unwahrheit sagt er auch, wenn er behauptet, er führe auf allen seinen Reisen die Taschenpistole gewohnheitsmäßig bei sich, denn er hat ja selber zugegeben, daß er vor seinem Aufbruche zum Tatort die Pistole nachgesehen und sich von ihrem guten Funktionieren

überzeugt habe! Wir haben es hier mit einem gemeingefährlichen Menschen zu tun, der aus konfessionellem Haß den ehemaligen Angehörigen einer zwar nicht christlichen, aber mit der christlichen als gleichberechtigt anerkannten Staatsreligion ermordet hat. Der Angeklagte hat einen königlich preußischen Offizier, dem eine glänzende Zukunft bevorstand, am hellichten Tage in seiner eigenen Wohnung überfallen und aus religiösem Fanatismus niedergeschossen! Welchen andern plausiblen Beweggrund hätte der Angeklagte zu solch einer scheußlichen Tat haben können? Etwa die Einbildung, durch den Ermordeten sei die Familienehre des Angeklagten verletzt worden? Ach, meine Herren, wir leben heutzutage Gott sei Dank im Zeitalter reellerer Gefühle! Wir leben heute im Zeitalter der Humanität, der Menschlichkeit und der Menschenliebe! Und da ist diese Tat eines hochgebildeten Mannes doppelt verabscheuungswürdig und verbrecherisch! Überlegen Sie sich doch einmal, meine Herren Geschworenen, welchen Nutzen die durch den Ermordeten angeblich verletzte Familienehre des Angeklagten nun von dieser Bluttat hat! Ist durch diesen Mord etwa der vor mehr als zehn Jahren begangene und durchaus verständliche und verzeihliche Fehltritt der Frau des Angeklagten aus der Welt geschafft? Und welchen persönlichen Schaden hat denn der Angeklagte von diesem Fehltritt seiner Frau gehabt? War sie ihm nicht trotz dieses Fehltritts eine vorzügliche, liebevolle Gattin? Oder hat der Angeklagte dadurch einen persönlichen Schaden erlitten, daß das Kind, das ihm die Frau nun schenkte, nicht, wie er gehofft hatte, blond, sondern schwarz ausfiel? Meine Herren! Welche rückständigen, reaktionären, vorsintflutlichen Vorurteile sprechen aus dieser engherzigen Auffassung des Angeklagten! Und, meine Herren, welche Garantien haben Sie denn dafür, daß in dem vorliegenden Falle wirklich der frühere Verkehr der Frau mit dem Ermordeten schuld ist an dem Aussehen des Kindes? Da scheint mir denn doch eine viel einfachere und natürlichere Erklärung näher zu liegen! Ich will der verstorbenen Frau des Angeklagten wahrhaftig nicht zu nahe treten! Aber da sie für dunkelhaarige Männer eine gewisse Vorliebe doch früher bereits einmal an den Tag gelegt hat — — —"

„Schweigen Sie, Sie gemeiner Hund!“ fiel Hermann außer sich dem Staatsanwalt ins Wort.

„Ich muß doch sehr bitten,“ sagte dieser in aller Ruhe, „daß ich von dem Angeklagten in meiner Rede nicht unterbrochen werde.“

„Sie dürfen keine Zwischenrufe machen,“ mahnte wohlwollend der Vorsitzende Hermann. „Vor allem dürfen Sie den Herrn Staatsanwalt nicht beleidigen, wenngleich mir Ihre Erregung begreiflich ist. Sie erhalten nachher zu unbeschränkter Verteidigung das Wort. Im übrigen bitte ich den Herrn Staatsanwalt, den von ihm eben angedeuteten Gedanken nicht weiter auszuführen. Ich glaube, die Herren Geschworenen haben verstanden, was der Herr Staatsanwalt sagen wollte.“

Auf den Gesichtern der Geschworenen war helle Empörung über dieses niederträchtige Argument des Staatsanwaltes zu lesen, eifrig nickten sie dem Vorsitzenden ihre Zustimmung zu.

„Es mag ja sein,“ fuhr der Staatsanwalt gelassen fort, „daß diese Rassengesetze, von denen die Herren Rassesachverständigen sprachen, in der Tierzucht Geltung haben, aber was beweist das für den Menschen? Es besteht ja allerdings kein Zweifel, daß der Mensch sich aus dem Tierreich entwickelt hat, und daß für ihn dieselben biologischen Gesetze gelten wie für die übrigen Lebewesen. Daß dies aber auch in bezug auf die Rasse der Fall sein soll, erscheint mir höchst zweifelhaft! Überhaupt Rasse! Was heißt denn Rasse? Ein Mensch ist eben ein Mensch, ganz einerlei, welcher Konfession er angehört! Ich halte diese ganze Rassenfrage überhaupt für Schwindel und in dem vorliegenden Falle spielt sie für die Rechtfertigung des Angeklagten nicht die geringste Rolle.

Was nun die Auffassung angeht, der Angeklagte sei zu seiner Tat von dem Ermordeten dadurch gereizt worden, daß dieser es ablehnte, ihm Genugtuung für den Jugendstreich zu geben, den er vor mehr als zehn Jahren mit der Frau des Angeklagten, notabene mit dem vollen Einverständnis der Frau, begangen hatte, so ist mir eine solche Auffassung vollkommen unverständlich. Wenn ich jemanden fordere, und er lehnt die Forderung ab, so ist nach dem allgemein üblichen Ehrenkodex die Sache doch

erledigt. Der Angeklagte hatte mit dieser Forderung vollkommen seiner Ehrenpflicht genügt, und konnte eigentlich froh sein, daß die Sache so glatt abging. Den Gegner daraufhin niederzuschießen, das ist so inkommentmäßig wie nur möglich, meine Herren! Und was das ablehnende Verhalten des Ermordeten angeht, so finde ich es durchaus begreiflich. Wer will sich denn all der Weiberkisten erinnern, die man in seiner Jugend einmal begangen hat! Und, Hand aufs Herz, meine Herren Geschworenen! Ein jeder von uns hat in seiner Jugend seine Zicken gemacht! Jugend will eben austoben! Wenn wir alle, die wir hier anwesend sind, nach mehr als zehn Jahren noch gewärtig sein müßten, für irgendwelche Jugendeseleien in unserer eigenen Wohnung am hellichten Tage niedergeknallt zu werden, dann, meine Herren, hört doch jede Gemütlichkeit auf! Nur die allerwenigsten von uns wären dann wohl noch am Leben.

W i r D e u t s c h e gelten in der ganzen Welt als das Volk der Dichter und Denker, und darum haben wir Verständnis für die Schwächen unserer Mitmenschen! Ein solches Verständnis hat der Angeklagte nicht gezeigt, er hat sich über die einfachsten Gesetze der Humanität hinweggesetzt und von reaktionären Vorurteilen getrieben, einen wehrlosen Menschen niedergeschossen! W i r D e u t s c h e sind offene, ehrliche Leute! Der Angeklagte aber hat unehrlich und heimtückisch und darum undeutsch gehandelt, indem er einen ahnungslosen Menschen am hellen Tage niedermachte! Eine solche ruchlose, heimtückische, undeutsche Untat verlangt die schwerste Sühne!"

Nach diesen und ähnlichen Ausführungen schloß der Staatsanwalt seine Rede mit folgenden Worten:

„Das deutsche Volk, meine Herren Geschworenen, erwartet von Ihrer harten und schweren Pflicht, daß sie den Angeklagten schuldig sprechen, den Königlich Preußischen Hauptmann Paul Kornacker am 1. September vorigen Jahres vorsätzlich und mit Überlegung getötet zu haben!"

Unwilliges Gemurmel erfüllte nach dieser Rede den Zuschauerraum.

Nun erhielt der Verteidiger das Wort.

Er erhob zunächst entrüsteten Einspruch gegen die Methode des Staatsanwalts, die Ehre der verstorbenen Frau des Angeklagten noch nachträglich in den Schmutz zu ziehen und die ehrlose Tat des jüdischen Offiziers noch zu beschönigen. Das Publikum stimmte ihm hierbei so laut zu, daß der Vorsitzende mit Räumung des Zuschauerraumes drohen mußte.

Dann ging der Verteidiger auf das Bestreben des Staatsanwaltes ein, die Zeugenschaft des Burschen zu entwerten, und die Tat Hermanns als mit Vorsatz und Überlegung ausgeführt hinzustellen. Die Unterstützung dieser Auffassung durch den Angeklagten selber beweise gerade das Gegenteil, denn er sei überzeugt, der Angeklagte gehe darauf aus, ein Todesurteil gegen sich zu erwirken, damit seinem bejammernswerten, gescheiterten Leben ein Ende bereitet werde, welches durch eigene Hände herbeizuführen, ihm sein christlicher Glaube verbiete. Dann schilderte er dieses Leben und führte aus, wie es planmäßig von den Juden vernichtet worden sei. Jüdische Habgier und jüdischer Wucher habe schon den Vater des Angeklagten zur Verzweiflung und in den Tod getrieben. Durch jüdische Unehrlichkeit sei der Angeklagte um seine wissenschaftlichen Erfolge und um sein Vermögen gebracht worden. Nur jüdische Geilheit und Gewissenlosigkeit habe die erschütternde Tragik seiner beiden Ehen verschuldet. Und da solle sich ein Mensch wundern, wenn der von den Juden also Verfolgte und Gepeinigte und um all seine Lebensarbeit und Lebenshoffnungen Betrogene, in dem Augenblick, da all diese jüdischen Verbrechen ihm zusammengedrängt vor die Seele treten, der Schänder seiner Frau und Familienehre ihm die Genugtuung verweigert und ihn zur Tür hinauszuwerfen droht, da solle man sich wundern, wenn der Angeklagte, in jenem Augenblicke bis aufs Blut gereizt, sich zu einer Tat hinreißen ließ, die er bei ruhiger Überlegung niemals begangen hätte? Denn ein ehrloser Schurke, als welchen der Erschossene sich erwies, und wie es die Zeugenaussagen über seine sonstigen an deutschen Mädchen begangenen Schandtaten einhellig bekunden, sei keinen Schuß Pulver wert!

„Der Angeklagte ist,“ so schloß der Verteidiger, „durch endlose Mißhandlungen, die an ihm und seiner Familie begangen

wurden, so unerhört gequält und gereizt worden, daß er höchstens des Totschlags schuldig zu sprechen und demgemäß nur mit Gefängnis zu bestrafen wäre, wenn er im Augenblicke der Tat seinen freien Willen besessen hätte! Den hatte er aber zweifellos nicht! Trotz der Gutachten der Herren Sachverständigen stehe ich und mit mir fraglos jeder unbefangene Mensch auf dem Standpunkte, daß der Angeklagte die Tat in einem Zustande beging, der seine freie Willensbestimmung ausschloß, und daß infolgedessen sämtliche Schuldfragen zu verneinen sind, und er freigesprochen werden muß!"

Lauter Beifall und Bravorufe folgten diesen fast zweistündigen Ausführungen des Verteidigers, so daß der Vorsitzende nunmehr ernstlich mit Räumung des Saales drohte.

Nun erhielt Hermann das Schlußwort. Er begann:

„Die Anschauungen, die der Herr Staatsanwalt vorhin entwickelt hat, sind ein treffender Beleg dafür, daß ihm, wie allen seinen Rassegenossen —"

„Wie kommen Sie dazu, mich für einen Juden zu halten!" schrie aufs empfindlichste gereizt der Staatsanwalt.

Hermann: „Ich begreife die Aufregung des Herrn Staatsanwaltes nicht, ich habe das Wort Jude ja gar nicht ausgesprochen!"

Vorsitzender: „Ich muß den Herrn Staatsanwalt darauf aufmerksam machen, daß jetzt der Angeklagte das Wort hat! Vom Angeklagten erwarte ich, daß er sich Mäßigung auferlegt und nur zur Sache redet!"

Hermann: „Es wurde mir vorhin vom Herrn Vorsitzenden unbeschränkte Redefreiheit zugesichert. Was ich zu sagen habe, gehört durchaus zur Sache. Es kommt mir darauf an, die Gründe für meine Tat vollkommen klar zu legen, und dazu gehört, daß ich dem Herrn Staatsanwalt auch seine Fragen beantworte. Darf ich das?"

Vorsitzender: „Sie haben das Recht, sich nach jeder Richtung hin zu verteidigen. Das darf Sie aber nicht dazu verleiten, hier Dinge vorzubringen, die über den Rahmen Ihrer Verteidigung hinausgehen!"

Verteidiger: „Ich bitte dringend, meinem Mandanten

die Redefreiheit nicht zu beschränken! Ich mache darauf aufmerksam, daß ich hierin einen Revisionsgrund sehen müßte!"

Vorsitzender: „Ihr Mandant hat selbstverständlich völlige Redefreiheit. Das darf mich aber nicht abhalten, ihn zu ermahnen, nur zur Sache zu reden! Das Wort hat nunmehr der Angeklagte und ich ersuche nunmehr allseits dringend, keine Zwischenbemerkungen zu machen!"

Der Verteidiger winkte Hermann zu, sich nicht einschüchtern zu lassen, und Hermann, der ganz ruhig geblieben war, fuhr fort:

„Ich sage, die Ausführungen des Herrn Staatsanwalts sind ein ausgezeichneter Beweis dafür, daß ihm wie allen Juden aus naturnotwendigen Gründen jedes Organ für deutsche Ehrbegriffe fehlt. Im übrigen —"

„Ich ersuche den Herrn Vorsitzenden dringend, dem Angeklagten zu verbieten, sich hier über meine Persönlichkeit auszulassen! Ich bin Christ genau wie der Angeklagte und verbitte mir auf das allerentschiedenste jede Bemerkung über meine Ehrbegriffe!" rief maßlos erregt der Staatsanwalt aus.

Vorsitzender: „Ich ermahne den Angeklagten nochmals, jede nicht zur Sache gehörende Bemerkung zu unterlassen!"

In vollkommener Ruhe fuhr Hermann fort:

„Im übrigen stimme ich den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts durchaus zu. Er hat in der Tat recht. Wenn alle seine Rassegenossen die Sünden, die sie durch Untauglichmachung deutscher Mädchen zur Geburt deutscher Kinder begehen, mit dem Tode büßen müßten, dann gäbe es wohl keinen Juden mehr im deutschen Vaterlande! Sehen Sie sich doch einmal die bedauernswerten Geschöpfe an, an denen diese zahllosen jüdischen Laden- und Lebejünglinge, diese Kommis, Handlungsreisenden, verheirateten und nichtverheirateten Ober- und Unterchefs ihre Verführungskünste üben! Gehen Sie doch mal nach Ladenschluß die Restaurants und Vergnügungslokale, Kinos und Theater durch! Ahnungslose, der Tragweite ihres Tuns sich gar nicht bewußte deutsche Mädchen sind es, die, den Versuchungen der Großstadt erliegend, sportmäßig von diesen

fremdblütigen Männern verführt und um die Fähigkeit gebracht werden, einem deutschen Manne einmal deutsche Kinder zu gebären! Es zuckt einem nur so in den Handgelenken, wenn man ein deutsches Mädel am Arme solch eines Judenbengels sieht! Beide gehören sie durchgehauen! Haben Sie schon einmal beobachtet, daß ein Jude zur Befriedigung seiner außerehelichen Lüste sich eine Angehörige seiner eigenen Rasse ins Garn lockt? Diese reizen seine Begierden nicht! Deutsche Mädchen müssen es sein! Möglichst blonde deutsche Mädchen! Lesen Sie die jüdische Unterhaltungsliteratur, so werden Sie das bestätigt finden! Die Blondheit unserer Mädchen ist es, auf die sie es abgesehen haben! Himmelschreiend ist das Verbrechen, das von ihnen tagaus tagein am deutschen Blute und an der deutschen Volkskraft begangen wird! Wir haben etwas über eine halbe Million Juden in Deutschland, diese halbe Million genügt, um in hundert Jahren das deutsche Volk rassisch so zu verderben, daß von einer deutschen Rasse nicht mehr gesprochen werden kann! Es ist hohe und höchste Zeit, daß endlich Gesetze geschaffen werden, welche der rassischen Verseuchung des deutschen Volkes durch jüdisches Blut Einhalt gebieten! Von Gesetzes wegen müßten die Ehen zwischen Deutschen und Juden wieder verboten werden![34]) Mit Zuchthaus müßte jeder Jude bestraft werden, der es wagt, ein deutsches Mädchen zu besudeln!

Nicht minder verhängnisvoll als diese rassische ist die geistige Verseuchung, die das deutsche Volk durch das Judentum in steigendem Maße von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erfährt." Und nun schilderte Hermann in anderthalbstündigen Ausführungen den vergiftenden und zersetzenden Einfluß, den die Juden durch ihre Geldmacht, durch Presse, Schrifttum und Theater, durch Richter- und Lehramt auf deutsches Fühlen und Denken, auf deutsche Sitte und Anschauung, deutschem Handel und Wandel mittelbar und unmittelbar ausüben, wie sie unsere ursprünglichen, urdeutschen Begriffe von Gott und Religion, von Freiheit und Unsterblichkeit, von Treue und Hingebung an Fürst und Vaterland unaufhörlich zu verwirren, zu verwässern und durch die revolutionären und internationalen Lügenideale zu ersetzen suchen. Von Grund aus müsse hier durch Gesetz und Recht

Wandel geschaffen werden, wenn deutscher Geist und deutsches Wesen nicht in absehbarer Zeit vom Erdball verschwinden soll. Diese Darlegungen gipfelte er in die Forderung: „Kein Jude darf mehr Lehrer eines deutschen Knaben oder deutschen Mädchens sein![35]) Kein Jude darf mehr die Lehrkanzel einer deutschen Universität oder Hochschule betreten! Kein Jude, gleichgültig ob getauft oder ungetauft, darf mehr über einen Deutschen zu Gericht sitzen! O unerträgliche Schmach, daß das überhaupt möglich ist im deutschen Vaterlande! Eingewanderte Asiaten sitzen über geborene Deutsche zu Gericht! Mit entrüstetem Stolze müßte jeder Deutsche jeden jüdischen Richter ob getauft oder nicht getauft, ablehnen! Nur ein Deutscher darf und kann einen Deutschen richten! Kein Jude darf je wieder ein öffentliches Amt bekleiden! Kein Jude darf in Deutschland Grundbesitz erwerben![36]) Die Juden sind uns bluts- und geistesfremd und müssen als Fremde betrachtet und nach besonderen Gesetzen als Fremde behandelt werden, wenn wir an ihnen nicht zugrunde gehen sollen!" An der Hand erdrückenden statistischen Materials begründete Hermann diese seine Forderungen. Dann fuhr er fort:

„Die Behauptungen des Herrn Staatsanwalts, ich habe aus religiöser Intoleranz, aus konfessionellem Haß meine Tat begangen, ist nichts weiter als der alte jüdische Trick, den Kern der Frage, um die es sich hier handelt, zu verschleiern! Religiöse Intoleranz! Wo in der ganzen Welt gibt es ein Land, in dem solche Geistes- und Gewissensfreiheit herrscht wie in Deutschland? Wer behindert im deutschen Vaterlande irgend jemanden in seinem Bekenntnis und in der Ausübung seiner Religion? Wer bei uns mißgönnt etwa den Juden ihre Religion? In welchem Lande gibt es soviel Synagogen wie in Deutschland? Nein, meine Herren! Hier handelt es sich um etwas ganz anderes! Sobald jemand überhaupt nur leise wagt, irgendwelche Kritik am Judentume zu üben, oder gar sich jüdischer Bevormundung, Bedrückung und Ausbeutung zu erwehren, da wird im jüdischen Lager sofort ein großes Geschrei über „religiöse Intoleranz" erhoben! Auf diese Weise soll das hierüber nicht aufgeklärte breite Volk von dem Kern der Sache abge-

lenkt und darüber hinweggetäuscht werden, daß es sich hier nicht um religiöse und konfessionelle Fragen, sondern einzig und allein um soziale und um Bluts- und Rassefragen handelt, von denen Gedeih und Verderb des deutschen Volkes abhängt! Und die Scheu und die Angst und die Feigheit vor allem was jüdisch und jüdisch versippt ist, ist bei uns in Deutschland so groß, daß selbst in unsern nationalen Kreisen alle diese Fragen nur mit der größten Zaghaftigkeit gestreift werden und man es überhaupt nicht wagt, das Wort Jude laut auszusprechen oder die Dinge, um die es sich hier handelt, beim richtigen Namen zu nennen! So ungeheuer groß ist die Macht des Judentumes bereits heute im deutschen Vaterlande! Wahrlich, unsere Vorfahren haben wohl gewußt, warum sie dieses Volk ins Judenviertel sperrten! Heute aber ist es umgekehrt! Heute sitzen wir Deutschen in unserem eigenen Heimatlande im Deutschenviertel! Denn ein Deutscher, der es heute noch wagt, deutsch zu fühlen und deutsch zu denken und seinem deutschen Fühlen und Denken Ausdruck zu geben, der ist in Acht und Bann getan! Und keine Regierung schützt ihn! Denn unsere Regierung schützt und stützt diese Volksverführer und Volksbetrüger und verbietet jedem Deutschen den Mund, der sich erkühnt, gegen sie anzugehen! Alle unsere großen deutschen Geistesführer, die Geiler, Luther, Herder, Friedrich der Große, Kant, Fichte, Schiller, Goethe, Richard Wagner, Treitschke, Mommsen, Menzel, Bismarck, sind nie müde geworden, auf die von den Juden uns drohende Gefahr aufmerksam zu machen und gegen sie anzukämpfen! Wir aber ziehen und züchten diese gefährliche Rasse systematisch groß und liefern ihr kritiklos unser Volkstum aus!

Um nun die breite Öffentlichkeit, die methodisch in Unkenntnis über diese Dinge gehalten wird, auf sie aufmerksam zu machen, deshalb habe ich meine Tat begangen. Es war meine wohlberechnete und wohldurchdachte Absicht, durch eine ganz ungewöhnliche, Aufsehen erregende Tat meine Volksgenossen auf diese Fragen, die Sein oder Nichtsein unserer deutschen Zukunft entscheiden, hinzulenken! Denn eine andere Möglichkeit dazu gibt es nicht! Hätte ich etwa versucht, durch Zeitungsaufsätze, Bücher und Vorträge die Öffentlichkeit

wachzurütteln, es wäre vergeblich gewesen! Die Aufsätze, Bücher und Vorträge wären nicht gedruckt oder nicht besprochen, sondern unterdrückt und totgeschwiegen worden, denn die Juden sind ja im Besitze fast der gesamten deutschen Presse und kein Wort wird in dieser Presse gedruckt, das geeignet wäre, den Schleier über diese Dinge zu lüften! Auch Eingaben an die hohen Behörden und Fürsten nützen nichts, wie ich Ihnen gleich beweisen werde, denn die Macht dieser fremdblütigen Menschen reicht bereits bis in die allerhöchsten Kreise hinein!"

Nun las Hermann den Briefwechsel des Reichstagsabgeordneten Dr. Fritz Frankfurter mit dem Kommerzienrat Burghamer vor und teilte seine vergeblichen Versuche mit, ihn zur Kenntnis des Kaisers und der übrigen Bundesfürsten zu bringen. Dann schloß er seine Ausführungen mit folgenden Worten:

„Wenn es dem deutschen Volke nicht gelingt, den jüdischen Vampyr, den es ahnungslos mit seinem Herzblute großsäugt, von sich abzuschütteln und unschädlich zu machen — und das ist schon durch einfache gesetzliche Maßnahmen möglich — so wird es in absehbarer Zeit zugrunde gehen. Um diese Warnung von dieser Stelle, aus meinem Herzen in alle Welt hinauszuschreien, deshalb und nur deshalb habe ich meine Tat begangen. Ganz bewußt habe ich meinem Vaterlande mein Leben zum Opfer gebracht und ich hoffe, daß ich es nicht umsonst getan habe! Ich hoffe, daß mein Tod das Signal zum Sturme gegen diesen inneren Feind sein wird, der die deutsche Zukunft fürchterlicher bedroht, als unsere äußeren Feinde, weil er nicht mit dem Schwerte in der Hand niedergerungen werden kann!

Um der vollen Wahrheit die Ehre zu geben, will ich Ihnen auch gestehen, daß dies noch nicht mein Vorsatz war, als ich in jener Nacht meine Wohnung verließ. Da war es mir zunächst nur darum zu tun, den Schänder meiner Familienehre zur ritterlichen Rechenschaft zu ziehen. Als mir aber unterwegs der Gedanke kam, er könne mir die Genugtuung mit der Waffe in der Hand möglicherweise verweigern, für diesen Fall war es mein felsenfester Entschluß, ihn niederzuschießen, nicht aus Rache, sondern einzig und allein zu dem Zwecke, den ich Ihnen eben

dargelegt habe. Ich wiederhole also wahrheitsgemäß, ich habe meine Tat mit Vorsatz und Überlegung ausgeführt. Sie sind an das Gesetz gebunden, meine Herren Geschworenen, und das Gesetz bestraft die mit Vorsatz und Überlegung ausgeführte Tötung eines Menschen mit dem Tode!“

Ungeheuer war der Eindruck der Rede Hermanns auf Richter, Geschworene und Zuhörer. Das war keine Verteidigungsrede, das war eine ganz furchtbare doppelte Anklage. Das unerhörte Lebensgeschick Hermanns erschütterte jedermann. Als er gar sich selber das Todesurteil sprach, an dem kaum noch ein Zweifel möglich war, da sah man manche Frau das Taschentuch nach den Augen führen.

Atemlose Spannung herrschte, als die Geschworenen nach zweistündiger Beratung den Gerichtssaal wieder betraten, um den Spruch zu verkünden. Sie hatten sämtliche Schuldfragen verneint und sich der Auffassung des Verteidigers angeschlossen, der Angeklagte habe die Tat ohne Vorsatz und Überlegung im höchsten Affekt und in einem Seelenzustande begangen, der seine freie Willensbestimmung vor und während der Tat ausschloß. Das Urteil lautete dementsprechend auf Freisprechung. Hermann wurde sofort auf freien Fuß gesetzt. Bejubelt und beglückwünscht verließ er das Gerichtsgebäude.

Seine Rede aber wurde nur von der spärlichen nationalen Presse ohne Kürzung wiedergegeben. In mehr als 90 % aller deutschen Zeitungen erschien sie nur im Auszuge und mit Begleitworten des Inhalts, dieser merkwürdige Freispruch sei offenbar nur erfolgt, weil die Geschworenen trotz der gegenteiligen Gutachten der Sachverständigen die Überzeugung gewonnen hätten, es mit einem I r r s i n n i g e n zu tun zu haben. Gleichwohl habe der Staatsanwalt Berufung gegen das Urteil eingelegt.

33.

Stumm und erschüttert hatte Hermann das Urteil entgegengenommen. Endlich hatte er geglaubt, Zweck und Ziel des ungeheuren Lebensleides erkannt zu haben, das Gott ihm auferlegt hatte. Härten und stählen sollte ihn dieses Leid, damit er die Kraft fände, sein Leben dem Vaterlande aufzuopfern, um dem deutschen Volke den Anstoß zu geben, sich von den Mächten der Finsternis zu befreien! Als Werkzeug Gottes hatte er sich betrachtet, das willig sein Leben für diese hohe Aufgabe hinzugeben habe. Und nun hatte er auch hierin sich geirrt.

Verwundert öffnete er einen Stoß Briefe, den ihm die Post am nächsten Tage brachte. Es waren Glückwunschschreiben ihm ganz unbekannter Menschen zu seiner Freisprechung. Sie lobten ihn seines mannhaften Verhaltens wegen und begrüßten in ihm den Führer, den sie längst ersehnt hatten, endlich den Kampf gegen die Volksbetrüger und Volksvergifter aufzunehmen. Von Post zu Post häuften sich die Briefe. Ganze Körbe voll wurden ihm ins Haus gebraucht. Er war außerstande sie alle zu lesen oder gar zu beantworten.

Jetzt ging ihm ein neues Ahnen auf. Wie, wenn er berufen wäre, für diese Aufgabe nicht zu *sterben*, sondern zu *leben*? Wie, wenn *das* der Sinn seines Lebensleides war, daß er Kraft und Größe fände, auf Weib und Kind und irdisches Lebensglück zu verzichten, um all sein Dichten und Denken, sein Wollen und Handeln in den Dienst dieser hohen Lebensaufgabe zu stellen, die alle Kräfte eines ganzen Mannes erforderte? Konnte er so nicht in viel wirksamerer Weise dem Vaterlande dienen, als wenn er jetzt das Schaffot bestiegen hätte, um mit einem Schlage der Leibesfessel und des Lebensleides ledig zu werden? Das wäre freilich bequemer gewesen als den Lebenskampf von neuem aufzunehmen! Ja, mußte er sich nicht gestehen, daß der Wunsch, all diese Lebensqual zu enden die Haupttriebfeder seines Entschlusses war, eine Tat zu begehen, die das Gesetz mit dem Tode bestrafte? Daß

solche Erwägungen mitbestimmend für seine Tat waren, das war ihm erschreckend zum Bewußtsein gekommen, als der Verteidiger diesen Gedanken in seiner Schlußrede streifte. Schamrot war er dabei geworden und schamrot wurde er wieder in diesem Augenblicke. Hatte er dadurch nicht die gleiche Schuld auf sich geladen wie der Selbstmörder, der aus Feigheit seinem Leben ein Ende macht? Denn ein sündhafter Wunsch, den wir nicht überwinden und niederkämpfen, zählt vor Gott wie eine ausgeführte Tat! Wie gnädig war doch wieder dieser Gott gewesen, daß er ihn vor diesem verkappten Selbstmorde bewahrt hatte und ihm nun Gelegenheit gab, diese Sünde rechtzeitig zu erkennen und wieder gut zu machen!

Nein! Die Zeit, da er dies irdische Leben verlassen durfte, war für ihn noch nicht gekommen! Einer Aufgabe hatte er vorher noch zu dienen, einer hohen herrlichen Aufgabe!

Dem Geiste den Sieg zu bringen über den Stoff und die ganze ringende Menschheit ihrer göttlichen Bestimmung entgegenzuführen, das war das Ziel, das Gott sich setzte, als er Germanen schuf. In ihnen verkörperte sich seither alle die zur Erkenntnis des sündhaften Mißbrauchs ihres freien Willens gelangten guten Geister, die den ehrlichen Willen haben, durch Leid und Läuterung den Weg zurückzufinden ins Vaterhaus, und in der jüdischen Rasse verkörpern sich seit Urzeiten jene Höllenmächte, die den Abfall von Gott bewirkt und mit ihren Satanskünsten unablässig am Werke sind, den ringenden Seelen, die Rückkehr ins Vaterhaus zu versperren. Der Völkerfriede, nach dem die ringende Menschheit sich sehnt, kann erst kommen, und wird dann ganz von selber kommen, wenn die Menschheit sich ihrer göttlichen Bestimmung wieder inne geworden ist und den Sinn und Zweck dieses irdischen Lebens erkannt hat, der einzig und allein nur der ist, den Weg zurückzufinden ins Vaterhaus.

Dazu beizutragen, diese Erkenntnis in seinen deutschen Landsleuten zu wecken und sie anzufeuern zum Kampfe gegen jene Höllenmächte, das war die unzweideutige Aufgabe, die Gott ihm zugewiesen und deren bescheidenes Werkzeug er sein durfte. Sein weiteres Geschick tiefvertrauend in Gottes Hand

legend, war er nun entschlossen, bis zum letzten Atemzuge dieser Aufgabe zu l e b e n!

Wunderbar und unerforschlich sind die Wege Gottes und alles führt er herrlich aus. So wir einen reinen und tiefen Wunsch haben und Gott darum bitten, erfüllt er ihn uns, wenn wir reif zur Erfüllung sind. So sollte auch unserm Freunde bald der heiße Wunsch, das Menschenkleid ablegen zu dürfen, in Erfüllung gehen. Wenige Wochen nach seiner Freisprechung brach der Weltkrieg aus. Als Reserveoffizier eines preußischen Infanterie-Regiments war er bald nach seiner Tat mit schlichtem Abschied aus dem Offiziersstande entlassen worden, jedoch persönlich hochgeehrt von seinen Kameraden. Nun meldete er sich als Kriegsfreiwilliger bei seinem alten Regiment. Gleich in den ersten Schlachten zeichnete er sich so vor dem Feinde aus, daß er wieder zum Offizier ernannt wurde. Mit beiden eisernen Kreuzen geschmückt, ist er am Weihnachtsabend des ersten Kriegsjahres auf einer kühnen Patrouillenunternehmung gefallen. Die Kugel traf ihn mitten ins Herz, nachdem sie das Bild seines Jungen durchbohrt.

So ward ihm doch noch der Wunsch erfüllt fürs heilige Vaterland zu sterben.

E n d e.

Anmerkungen

(Die eingeklammerten Zahlen hinter den fortlaufenden Nummern bezeichnen die zugehörige Textseite).

1 (124). Über den unverkennbaren Gegensatz zwischen dem alttestamentarischen Judengotte und unserem christlichen Gotte und den dadurch bedingten unüberbrückbaren sittlichen Gegensatz des jüdischen und christlichen religiösen Denkens und Empfindens, Strebens und Trachtens macht Theodor Fritsch in seinem ausgezeichneten Buche „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe“ (4. Aufl. Leipzig, Hammerverlag), folgende Aufsehen erregende, hier nur im Auszuge mitteilbaren Darlegungen, die, falls sie wissenschaftlicher Nachprüfung standhalten, für die alttestamentarische Kritik von folgenschwerster Bedeutung sind:

„Durch Luthers Bibel-Übertragung sind uns einige kennzeichnende Eigenheiten der alten Schriften verloren gegangen. Um das Bild der Eingott-Lehre reinlicher heraus zu stellen, hat Luther die wechselnden Götternamen der Urschrift — als da sind: Elohim, Jahwe, El-Elion, El-Schaddai, Adonai Zebaoth usw. — stets durch „Gott der Herr“ übersetzt. So entstand ein scheinbarer Monotheismus auch da, wo er nicht war. Nebenbei aber wurde das Wesenheits-Bild dieser verschiedenen Götter dadurch verwischt.

Bedeutsamer sind uns El-Elion und El-Schaddai, die Luther zwar einige Male hat stehen lassen, zumeist aber ebenfalls mit „Gott der Herr“ übersetzt. Unsere Theologen pflegen El-Schaddai als den „höchsten Gott“ und El-Elion als den „allerhöchsten“ zu deuten, eine Auslegung, für die keinerlei ernsthafte sprachliche Grundlagen vorhanden sind. Es ist nur eine Verlegenheits-Deutung.

El-Elion und El-Schaddai waren Götter der kanaanitischen Völker, bevor die Juden in das Land kamen. Es

lege keinen vernünftigen Sinn, in diesen beiden Götternamen gleichwertige Wesen zu sehen; was hatten die Kanaaniter für Ursache, sich zwei Götter gleicher Art zu denken, von denen der eine nur um eine Stufe höher stand als der andere: ein „höchster“ und ein „allerhöchster“? Es ist viel wahrscheinlicher, daß — ähnlich wie in anderen alten Religionen — auch in diesen kanaanitischen Göttern sich Gegensätze verkörpern: ein guter und ein böser Geist.

Prof. Adolf Wahrmund, Lehrer an der orientalischen Akademie zu Wien, hat uns in seinem „Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft“ zuerst das tiefere Geisteswesen der Hebräer als Nachkömmlingen der Wüsten-Nomaden und Wüstenräuber erschlossen. Er hat die hier erörterten Zusammenhänge bereits angedeutet, indem er in genannten Buche sagt:

„Ein noch tiefer liegendes, noch natürlicheres typisches Vorbild der Schicksals-Wenden des Nomadenlebens, als es die feindlichen Überfälle sind, ist aber in dem häufig wiederkehrenden, alles vernichtenden Wüstensturm zu suchen, dem gewaltigen Zerstörer, der die wüste Leere und das öde Nichts hinter sich läßt. Er ist personifiziert im Typhon oder Seth der Ägypter, dem Schaddai (d. i. dem Gewaltigen und Furchtbaren) Abrahams und Bileams. Er fährt daher auf den Fittigen des Windes und steigt herab in Donner und Blitz. Der Sturmwind ist sein Hauch, Dampf steigt aus seinen Nüstern und fressendes Feuer aus seinem Munde. Die Wüsten-Nomaden sind seine echten Söhne, denn auch sie können wie ihr Gott, nur zerstören. — Nach einigen Alten war Typhon der Vater des Judäos und der Hierosolymus, und die Gnostiker haben den Juden-Gott als ein typhonisches Wesen bezeichnet.“

Nach ägyptischer Auffassung ist Seth der böse Geist, „der Gott, auf welchen alles Verderbliche zurückzuführen ist“. Auch in assyrischen Inschriften finden sich Sched und Schedim als böse Dämonen.

Das alles scheint mir darauf hinzudeuten, daß wir es in Schaddai mit dem „bösen Geist“ zu tun haben, der von den

Kanaanitern als Feind gefürchtet wurde, dem Geist der Fin-
sternis. Der Teufel heißt im Türkischen Scheitan. Eine Station an der Strecke Rustschuk—Varna führt den Namen Scheitan-Schuk — Teufelsloch. Befremdlich ist es nun, daß Abraham, als er seinen Einzug in Kanaan hält, nicht mit El-Elion, sondern ausgerechnet mit El-Schaddai — und n u r mit diesem — seinen Bund machte. Damit keinerlei Zweifel bestehe, mag die Stelle im Urtext hier wiedergegeben sein.

Das 17. Kapitel des 1. Buch Mosis beginnt also:

1. וַיְהִי אַבְרָם בֶּן־תִּשְׁעִים שָׁנָה וְתֵשַׁע
שָׁנִים וַיֵּרָא יְהוָה אֶל־אַבְרָם וַיֹּאמֶר אֵלָיו
אֲנִי־אֵל שַׁדַּי הִתְהַלֵּךְ לְפָנַי וֶהְיֵה תָמִים׃

2. וְאֶתְּנָה בְרִיתִי בֵּינִי וּבֵינֶךָ וְאַרְבֶּה
אוֹתְךָ בִּמְאֹד מְאֹד׃

Das heißt in sinngetreuer Übersetzung:

„Und Abram war ein Mann von 99 Jahren. Da erschien Jahwe dem Abram und sprach: Ich bin E l - S c h a d d a i, wandle vor meinem Angesicht und sei gehorsam (mir ergeben), so will ich einen Bund setzen zwischen mir und dir und will dich sehr groß machen."

Und in 1. Mos. 17,7 heißt es weiter: „Und ich will aufrichten meinen Bund zwischen mir und dir und deinem Samen und ihren Nachkommen als einen ewigen Bund, so daß ich D e i n Gott sei und deines Samens nach dir."

Da von El-Elion, dem Gotte des Lichtes, der Wahrheit und der Güte bei diesem Bunde nirgend die Rede ist, so vermag ich mit bestem Willen hier nichts anderes heraus zu lesen, als daß Abram seinen Bund mit dem „bösen Geiste" machte. Er verschrieb — um in mittelalterlicher Auffassung zu reden — seine Seele dem Teufel. Das erklärt alles!

Es ist unschwer zu erkennen, daß der Name Jahwe erst

leger für Schaddai substituiert wurde, daß der ursprüngliche Gott der Juden El-Schaddai war, und daß der Bund mit diesem Gotte sich nur auf Abram und seine Nachkommen erstreckt, nicht aber auf andere Völker.

Es hätte eigentlich gelehrter Untersuchungen kaum bedürfen sollen, um aus den Schilderungen der ältesten jüdischen Geschichte zu erkennen, daß Jahwe kein Wesen der Güte und Wahrheit ist. Alle in den vorstehenden Abschnitten geschilderten Tatsachen bestätigen es: Jahwe ist El-Schaddai, ist der böse Geist, der Geist des Truges, der nichts gemein hat mit unserem christlichen Gott. Gegen die Vertauschung der beiden müssen wir uns nachdrücklich verwahren. Hätte der Umstand, daß im Neuen Testament der Name Jahwe-Jehova nicht mehr vorkommt, nicht genügen sollen, uns die Unterschiedlichkeit der Götter zum Bewußtsein zu bringen?

Weder Christus noch seine Jünger kennen den Namen Jahwe-Jehova. Am Kreuze ruft Christus:

„Eli Eli, lama asaptani"

und das umstehende jüdische und in jüdischen Anschauungen aufgewachsene Volk verwundert sich über diesen Aufruf, den es nicht versteht. Einige meinten, er rufe den Propheten Elias. Jedenfalls geht daraus hervor, daß Christus seinen Gott mit einem Namen nannte, der den Juden und dem jerusalemitischen Pöbel unbekannt war. Und der Name klang ihnen ähnlich wie Elias. Sollte er nicht vielleicht gerufen haben:

„El-Elion, warum hast du mich verlassen?"

Diesen Spuren Fritsch's folgend finde ich in Eisenmengers Talmudübersetzung „Das entdeckte Judentum" (Königsberg 1711) zweiter Teil, S. 432 und 433 folgende bemerkenswerte Stellen, deren Nachprüfung ich den Herrn Fachgelehrten dringend empfehle: „Es werden aber die gedachte, sogenannte gute, heilige und gerechte Teufel Schedin Jehudain, d. i. jüdische Teufel genennet, weil sie gleich wie die Juden im Gesetz Moses studieren, in die Synagog gehen und ihr Gebet verrichten sollen." — „Der Joseph wird nicht ohne Ursach Scheda

genennet, dann ihn ein Sched, d. i. Teufel gelehret hat. — „Sie (nämlich die Jüdischen Teufel) seynd wie die Engel, welchen die Teufel dienen, dieweil sie Juden und mit den Zeichen Schaddai (verstehe der Beschneidung) gezeichnet sind!“ Der begriffliche Zusammenhang zwischen Sched, Teufel und Schàddài, der Bezeichnung des Gottes, mit dem Abraham seinen Bund schloß, scheint hier zu Tage zu liegen.

Ein Fachtheologe, dem ich diese Tatsachen unterbreitete, macht mich nun noch auf die Stelle 2. Mose 6, 2—3, aufmerksam und schreibt dazu: „Was Luther mit „Herr“ übersetzt hat, heißt eben auf hebräisch „Jahwe“. Was Luther mit „allmächtiger Gott“ übersetzt hat, lautet „El-Schaddai“. Diese Stelle lautet also wirklich: „Elohim redete mit Mose und sprach zu ihm: Ich bin Jahwe. Ich bin erschienen dem Abraham, Isaak und Jakob als El-Schaddai(!) Aber mein Name Jahwe ist ihnen nicht offenbaret worden.“ Der Theologe machte mich ferner darauf aufmerksam, daß diese Stelle zu den spätesten Stücken der 5 Bücher Mose gehöre. Sie stamme aus der sogenannten Trostschrift, die wahrscheinlich von Esra um 450 v. Chr. geschrieben wurde. Man müsse also tatsächlich mit der Möglichkeit rechnen, daß diese Gleichsetzung von El-Schaddai mit Jahwe nur eine spätere Priesterkombination sei! Übrigens schaue 2. Mose 6 zurück auf 1. Mose 17, wo die Offenbarung an Abraham tatsächlich lautete: „Ich bin El-Schaddai“!

Es ist demnach durchaus möglich, daß Abraham seinen Bund tatsächlich mit dem bösen Geiste machte! Dafür legen die Taten des ursprünglichen Judengottes und seiner patriarchalischen Schützlinge ja ausgiebiges Zeugnis im Alten Testamente ab! Alles, was an Schwindel und Betrug, Schändung, Mord und Totschlag nur denkbar ist, wird dort auf Anordnung „Gottes“ ausgeführt! Erst später hat ein jüdischer Priester die Sache umgefälscht und den Namen des Teufels durch den Gottes ersetzt! Daß dieser alttestamentarische Judengott zum wenigsten ein Doppelgesicht hatte, ganz entsprechend der Zweideutigkeit und Scheinheiligkeit der jüdischen Sittenlehre, daß er bald als Prinzip des Guten, bald des Bösen erscheint, das

geht aus dem Alten Testamente zweifelsfrei hervor. Denkbar ist auch, daß sein ursprünglich gutes Prinzip, daß ihm als Stammgott der vorjüdischen arischen Urbevölkerung Kanaans eignete, durch den Charakter der einwandernden Juden in sein Gegenteil verkehrt wurde. Dieser Auffassung scheint der Heiland gewesen zu sein. Als die Juden sich auf den Gott Abrahams als ihren Vater berufen im Gegensatz zu dem Gotte, den der Heiland lehrt, da bestreitet der Heiland, daß die Juden den gütigen Gott Abrahams zum Vater hätten und schleudert ihnen die vernichtenden Worte ins Gesicht: „Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun. Derselbige ist ein Mörder von Anfang und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselbigen“ (Joh. 8,44, angeführt nach dem griechisch-deutschen Neuen Testamente von Eberhard Nestle, Stuttgart 1912). Hier scheint mir ein Problem vorzuliegen, das aufzuhellen eine wichtige Aufgabe der kritischen Theologie wäre.

2 (126). Vergl. hierüber „Babel und Bibel“ von Friedrich Delitzsch (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1903) und die schon Jahrzehnte vor dieser Schrift erschienenen Arbeiten von Kaulen, Lauth, Lepsius, Sayce, Schrader, Wahrmund und anderen. Proben aus den vorjüdischen Schriften, die unverkennbare Vorbilder für die schönsten Teile des Alten Testamentes sind, findet der Leser auch in dem Buche von Theodor Fritsch „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe“.

3 (129). Die Ausführungen dieses Kapitels über die Abstammung Jesu und den Zusammenhang zwischen Religion und Rasse seien noch ergänzt durch folgende Bemerkungen Theodor Fritsch's aus seinem mehrfach erwähnten Buche „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe“:

„Dieser eine Umstand, die Bedingung der Beschneidung, sollte schon genügen, um den Gegensatz zwischen Jahwe und

dem christlichen Gotte zum Bewußtsein zu bringen. Da die Christen die Beschneidung nicht üben, beweisen sie, daß sie nichts mit Jahwe und seinem Bund zu tun haben. Als Nicht-Beschnittene sind sie Jahwe aber ein Greuel und haben in ihm einen Feind zu erblicken, der an ihnen das Wort zu erfüllen trachtet: „Alles was nicht beschnitten ist an der Vorhaut seines Fleisches, deß Seele soll ausgerottet werden."

Es ist unverständlich, wie die christlichen Theologen aller Zeiten diesen Umstand übersehen und Jahwe auch für den Gott des Christentums halten konnten."

Soweit Theodor Fritsch. Jeder Unbefangene muß zugeben, daß die Beschneidung an sich etwas so Unnatürliches und Ekelhaftes ist, daß der Gott, der sie vorschrieb, und das Volk, das sie annahm, unmöglich auf reines und unverderbtes Empfinden Anspruch erheben können. Die alten Quellenschriftsteller berichten, die Juden seien aus den Kulturländern ausgestoßene Parias. Es wäre sehr möglich, daß diese Ausgestoßenen sich zu einem Bunde wider Kultur und Sitte zusammentaten und als geheimes Bundeszeichen, die Beschneidung wählten. Daß die Beschneidung nach der Mitteilung des Herodot auch bei andern Völkern des Altertums üblich war, ändert nichts an der seelischen Beurteilung eines Volkes, das sie zum religiösen Merkmal erhob und schafft die unüberbrückbare sittliche Kluft zwischen jüdischem und christlichen Empfinden und Denken nicht aus der Welt.

4 (130). Eine rassengeschichtlich begründete Vermutung des Verfassers. — Erdrückendes Beweismaterial dafür, daß die vorjüdische Bevölkerung Palästinas und die zu Jesu Zeit lebende Grundbevölkerung Samarias und Galiläas arischer Rasse war und daß Jesus selber der arischen und nicht der jüdischen Rasse angehörte, liefert das volkstümlich geschriebene, bebilderte Buch von Fr. Döllinger „Baldur und Bibel", kürzere Volksausgabe (Verlag Lorenz Spindler, Nürnberg 1920. Preis M. 14.—). Trotzdem Einzelheiten des Werkes, so manche sprachliche Ableitung und rassegeschichtliche Auffassung, auch Einzelheiten aus dem Leben und Sterben Jesu vor ernster Kritik nicht bestehen können, sei es dem Leser

doch aufs Angelegentlichste empfohlen, da es die vorjüdische Rassen- und Kulturgeschichte des heiligen Landes, die ohne jeden Zweifel eine arische war, erschöpfend wie bisher kein zweites Werk darstellt.

5 (131). Sogar die heutigen Juden haben in ihrem sichern Rasseinstinkt ein ausgeprägtes Gefühl dafür, daß die israelitischen Propheten nicht ihres Stammes sind. Trotzdem sie sich auch heute noch mit Vorliebe alttestamentarische Namen geben, so fällt es doch keinem Juden ein, sich Jeremias, Jesaias, Hesekiel, Hosea, Joel, Amos, Abodja, Zephanja, Micha, Haggai, Maleachi oder Nahum zu nennen. Diese Namen weichen auch schon für unser Ohr erheblich von den echt jüdischen ab. Die später von den Juden eingeschobenen oder in jüdischem Sinne umgearbeiteten Stellen der prophetischen Bücher sind unverkennbar. Aufklärung über diese Zusammenhänge erhält der Leser aus dem Kapitel „Zur Entstehungsgeschichte des Alten Testamentes“ in Theodor Fritsch's Buch „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe“ und in der kleinen Schrift eines ungenannten Verfassers „Juda und Israel als weltgeschichtliche Doppelgänger“, Berlin, Verlag W. Giese, vor allem aber aus den alttestamentarischen Schriften selber, wenn er sie unbefangen und besonnen liest.

Eindeutig klares Licht auf die Eroberungsgeschichte Kanaans und die wahrheitswidrige Geschichtsüberlieferung, skrupelloser Verschiebungen und Fälschungen der jüdischen Bibelschriftsteller und die Notwendigkeit, die uns überlieferten alttestamentlichen Glaubensanschauungen zu überprüfen und von Grund aus neuzugestalten, wirft das grundlegende Werk von Friedrich Delitzsch „Die große Täuschung, kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten über Israels Eindringen in Kanaan, die Gottesoffenbarung vom Sinai und die Wirksamkeit der Propheten“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1920. Preis M. 9.60).

Mit welch raffinierten Mitteln die Juden auch heute noch ihre Fälschungs- und Verschleierungstaktik fortsetzen, erhellt aus der Schrift „Der große Volks- und Weltbetrug durch die internationale Vereinigung ‚Ernster Bi-

belforscher'" von August Fetz (Deutschvölkische Verlagsanstalt Arthur Götting, Hamburg. Preis M. 3.—).

6 (133). Eine anschauliche, von kerngesundem Menschenverstand geleitete kritische Schilderung des alttestamentarischen Betriebes gibt Theodor Fritsch in seinem dem Leser nicht dringend genug zu empfehlendem Buche „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe".

7 (134). Der Jude Klötzel schreibt in Nr. 2 der Zeitschrift „Janus" (1912) unter der Überschrift „Das große Hassen" u. a.: „Wie wir Juden von jedem Nichtjuden wissen, daß er irgendwo in einem Winkel seines Herzens Antisemit ist und sein muß, so ist jeder Jude im tiefsten Grunde seines Seins ein Hasser alles Nichtjüdischen ... Nichts ist in mir so lebendig als die Überzeugung dessen, daß, wenn es irgend etwas gibt, was alle Juden der Welt eint, es dieser große erhabene Haß ist."

Semi Abraham sagt in der Schrift „Vom Juden zum Christen" (1912): „So werden ja die jüdischen Kinder erzogen; der Haß gegen alles Christliche wird ihnen in ihrer ersten Kindheit eingeimpft."

Bereits Goethe hatte bekanntlich von Juden behauptet, „er fühle keine Liebe".

Der Schulchan-aruch, das neuere Gesetzbuch der jüdischen Religion, gebietet den Juden, am Pesach-Abend (Abend vor dem Osterfeste) das Schepthoch-Gebet zu beten (Orach chajim 480, Haga). Es lautet:

„Gieße aus deinen Grimm über die Gojim (Nichtjuden, Christen), welche dich nicht kennen, und über die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen: denn sie haben Jakob verschlungen und seine Wohnstätte haben sie verwüstet."

„Gieße aus über sie deinen Groll und deines Zornes Glut erreiche sie!"

„Verfolge sie im Zorne und tilge sie unter Gottes Himmel hinweg."

8 (134). Talmud Jebamoth 98 a: „Die Thora hat frei gemacht die Kinder von ihm (von dem Akum) denn es heißt: „ihr Fleisch ist Eselsfleisch und ihr Same ist Pferdesame."

(Unter „Akum“ und „Goi“, Mehrzahl „Gojim“ ist nach der Aussage gerichtlich vereidigter Sachverständiger der Nichtjude „speziell“ der Christ zu verstehen.)

Tosephot (so heißen die mittelalterlichen Zusätze zum Talmud) zu Talmud Kethuboth 3b: „Sein (des Akum) Same wird angesehen wie Viehsame.“ usw.

9 (134). Schulchan-aruch, Orach chajjim 576,3, Eben ha' ezer 26,1 Haga usw.

10 (134). Mose hat gesagt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“ und „wer die Ehe bricht mit seines Nächsten Weibe, ist des Todes schuldig“. Der Talmud, Sanhedrin 52,2 lehrt, Mose verbiete dem Juden nur den Ehebruch an des Nächsten, d. h. des Juden Weibe, das Weib der Akum aber sei ausgenommen! Tosephot Raschi bemerkt dazu (zu 3. Mose 20, 10) man lerne daraus, daß der Akum keine Ehe habe! (Nach Rohling, „der Talmudjude“, Neuausgabe von Carl Paasch, 13. Aufl.)

Tosephot zu Talmud, Sanhedrin 74 b: „Concubitus Akum ist wie concubitus bestiae“!

Es ist nicht möglich, hier all die Schamlosigkeiten des Talmud wiederzugeben, die den Ehebruch mit einer Christin rechtfertigen. Ausführlicheres findet der Leser im 7. Kapitel des Werkes „Der Talmudjude“ von Professor Dr. August Rohling (Neuausgabe von Carl Paasch, Leipzig, Hammerverlag, Preis M. 1.—). Man begreift aber auch schon nach diesen Proben, daß all die Judenjünglinge und jüdischen Ehemänner, die jährlich tausende deutscher Mädchen und Frauen verführen, ganz im Sinne ihrer Religionsvorschriften handeln!

11 (134). Eine umfangreiche Sammlung der Stellen des Talmud, welche Lug und Betrug, Diebstahl, Unterschlagung und Schädigung jeglicher Art, sogar Meuchelmord an einem Christen nicht nur erlauben, sondern unter Umständen sogar gebieten, findet der Leser in Theodor Fritsch's oft empfohlenen Buche „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe“. Ich muß mich hier damit begnügen, einige aus dem neueren Gesetzbuch der jüdischen Religion, dem Schulchan-aruch wiederzugeben.

Choschen ha-mischpat 848,2 Haga:

מעות עכ"ום כגון לטעותו בחשבון או להפקיע הלואתו מותר ובלבד שלא יודע לו דליכא חילול השם ויש אומרין דאסור לטעותו אלא אם טעה מעצמו שרי:

„Der Irrtum eines Akum, z. B. ihn zu betrügen im Rechnen oder ihm nicht zu bezahlen, was man ihm schuldet, ist erlaubt; aber nur unter der Bedingung, daß er es nicht gewahr werde, damit der Name nicht entheiligt wird. Manche sagen, es sei verboten ihn zu betrügen, es sei nur erlaubt, wenn er sich von selbst geirrt habe."

Choschen ha-mischpat 283,1 Haga:

ישראל שהיה חייב לעכ"ום ומת אם אין עכ"ום יודעין מזה אינו חייב לפרוע ליורשיו:

„Ein Jude, welcher einem Akum etwas schuldet, ist, wenn der Akum stirbt und kein Akum etwas davon weiß, nicht verpflichtet, es an seine Erben zu bezahlen."

Choschen ha-mischpat 266,1:

אבידת העכ"ום מותרת שנא' אבידת אחיך והמחזירה הרי זה עובר עבירה מפני שהוא מחזיק ידי עוברי עבירה ואם החזירה לקדש את השם כדי שיפארו את ישראל וידעו שהם בעלי אמונה הרי זה משובח:

„Den verlorenen Gegenstand des Akum darf man behalten, denn es heißt: ‚Das Verlorene deines Bruders'; ja wer ihn zurückgibt, begeht eine große Sünde. Wenn er ihn aber zurückgibt, um zu heiligen den Namen, damit man lobe die Juden und bekenne, daß sie ehrliche Leute sind, so ist es lobenswert."

Choschen ha-mischpat 156,5 Haga:

אדם שיש לו עכ"ום מערופיא יש מקומות שדנין שאסור לאחרים לירד לתוכו ולעסוק עם העכ"ום ההוא ויש מקומות שאין דנין ויש מתירין לישראל אחר לילך להעכ"ום ההוא להלוות לו ולעסוק עמו ולשחודיה ליה ולאפוקי מיניה דנכסי עכ"ום הם כהפקר וכל הקודם זוכה ויש אוסרין:

„Hat ein Jude an einem Akum einen ‚guten Kunden', so gibt es Orte, wo man richtet, daß es anderen verboten sei, ihm Konkurrenz zu bieten und mit diesem Akum Geschäfte zu machen; und es gibt Orte, wo man nicht (so) richtet, und manche erlauben einen anderen Juden zu diesem Akum zu gehen, ihm zu leihen, mit ihm Geschäfte zu machen, ihn zu betrügen und ihm (sein Geld) abzunehmen, denn das Geld der Akum ist wie herrenloses Gut, und jeder, der zuerst kommt nimmt es in Besitz. — Manche verbieten es (daß ein Jude dem andern Konkurrenz mache)."

Choschen ha-mischpat 183,7 Haga:

מי שהיה עושה סחורה עם העכ"ום ובא חבירו וסייעו והטעה העכ"ום במדה או במשקל או במנין חולקין הריוח בין שעשה עמו בשכר או בחנם:

„Wenn jemand ein Geschäft mit dem Akum machte, und es kam ein anderer Jude und half ihm und betrog den Akum in Maß, Gewicht oder Zahl, so teilen sie sich in den Gewinn, einerlei, ob er ihm half gegen Bezahlung oder umsonst."

Choschen ha-mischpat 28,3:

אם עכ"ום תובע לישראל ויש ישראל יודע עדות לעכ"ום נגד ישראל ואין עד אלא הוא והעכ"ום תובעו שיעיד לו במקום שדיני העכ"ום· לחייב ממון ע"פ עד אחד אסור להעיד לו ואם העיד משמתין אותו:

„Wenn ein Akum an einen Juden eine Forderung hat, und es ist da ein Jude, der Zeugnis ablegen kann für den Akum gegen den Juden, ohne daß noch ein Zeuge außer ihm da ist, und der Akum fordert ihn auf, für ihn zu zeugen, so ist es an einem Orte, wo es Gesetz der Akum ist, daß man auf die Aussage eines Zeugen Geld fordern kann, verboten, für ihn Zeugnis abzulegen; und wenn er das Zeugnis abgelegt hat, so soll man ihn exkommunizieren."

Jore de'a 239, 1 Haga:

יהודי שגנב לעכ"ום וחייבוהו לישבע במעמד שאר היהודים ויודעים שנשבע לשקר יכופוהו שיתפשר עם העכ"ום ולא ישבע לשקר אפילו אם היה אנוס על השבועה הואיל ויש חילול השם בשבועתו ואם היה אנוס וליכא חילול השם בדבר מבטל השבועה בלבו הואיל והוא אנוס בשבועה כדלעיל סי' רל"ב:

Hierzu Kommentar באר הגולה:

עיין שם סעיף י"ד בהגה דבמקום שיש עונש מיתה מקרי שבועות אונס ולא חילק אם יש חילול השם בדבר ובאונס ממון כתב והוא דליכא חילול השם בדבר:

„Wenn ein Jude bestohlen hat einen Akum und man legt ihm einen Eid auf in Gegenwart anderer Juden, und sie wissen, daß er falsch schwören würde, so sollen sie ihn nötigen, sich zu vergleichen mit dem Akum und nicht falsch zu schwören, selbst wenn er genötigt würde zu schwören, weil der Name entheiligt würde durch seinen Schwur. Wenn er aber gezwungen wird (zu schwören), und es ist keine Entheiligung des Namens in der Sache, so soll er den Schwur in seinem Herzen für ungültig erklären, weil er gezwungen ist zum Schwure, wie schon oben gesagt ist § 232."

„Siehe dort (Abschnitt 14 in der Haga): Wo Todesstrafe droht, nennt man es Notschwur und macht man keinen Unterschied, ob darin eine Entheiligung des Namens liegt (oder nicht); aber bei Geldstrafen, schreibt er, (kann er) nur dann (falsch schwören), wenn keine Entheiligung des Namens zu befürchten ist."

Choschen ha-mischpat 388, 10:

מותר להרוג המוסר בכל מקום אפילו בזמן הזה ומותר להורגו קודם שימסור אלא כשאמר הריני מוסר פלוני בגופו או בממונו אפילו ממון קל התיר עצמו למיתה ומתרין בו ואומרים לו אל תמסור אם העיז פניו ואמר לא כי אלא אמסרנו מצוה להורגו וכל הקודם להורגו זכה:

„Es ist erlaubt zu töten den Verräter überall auch heutzutage; ja es ist erlaubt ihn zu töten, schon bevor er denunziert, sondern wenn er nur sagt: ‚Ich werde den und den denunzieren', (so daß er) an seinem Körper oder seinem Gelde, wenn es auch nur wenig Geld ist (Schaden leidet), so hat er sich dem Tode preisgegeben, und man warne ihn und sage zu ihm: ‚Denunziere nicht!' Wenn er aber trotzt und sagt: ‚Nein, ich werde doch anzeigen!' so ist es ein gutes Werk, ihn totzuschlagen, und jeder, der ihn zuerst totschlägt, hat Verdienst (davon)."

Choschen ha-mischpat 388, 15:

מי שמוחזק ששלשה פעמים מסר ישראל או ממונם ביד עכ״ומבקשים עצה ותחבולה לבערו מהעולם׃

„Wenn von jemand konstatiert ist, daß er dreimal einen Juden oder dessen Geld an einen Akum verraten hat, so sucht man Mittel und Wege, ihn aus der Welt zu schaffen."

Choschen ha-mischpat 388, 16:

הוצאות שעשו לבער מסור כל הדרים בעיר חייבים לפרוע בהם אפילו אותם שפורעים מס במקום אחר׃

„Zu den Ausgaben, welche man gemacht hat, um einen Verräter aus der Welt zu schaffen, sind alle Einwohner des Ortes beizutragen verpflichtet, selbst diejenigen, die ihre Steuern an einem andern Orte zahlen."

(Die Korrekturen der vorstehenden hebräischen Texte wurden von dem Gelehrten der orientalischen Literatur Herrn Dr. Erich Bischoff in Leipzig gelesen.)

Die vorstehenden Proben ebenso wie die unter Anmerkung 8, 9 und 10, Absatz 2 angeführten, sind einer in einem gerichtlichen Gutachten angefertigten Urübersetzung des vereidigten Gerichtssachverständigen und Privatdozenten für semitische Sprachen an der Akademie in Münster und nachmaligen Professors der hebräischen Sprache Dr. Jakob Ecker entnommen. Das gerichtliche Gutachten war in dem bekannten „Judenspiegelprozeß", der am 10. Dezember 1883 vor der Strafkammer des Landgerichts in Münster zur Verhandlung kam, eingefordert worden. Es ist bemerkenswert, daß das Urteil auf Freisprechung lautete, trotzdem auch der

jüdische Seminarlehrer T r e u als Sachverständiger zugezogen war! Dieses Gutachten hat Dr. Jakob Ecker im Jahre 1884 auch als Druckschrift unter dem Titel „Der Judenspiegel im Lichte der Wahrheit“ im Verlage der Bonifaciusdruckerei in Paderborn herausgegeben. Es ist zum Preise von M. 1.80 durch den Buchhandel zu beziehen. Das Gutachten enthält mehr als hundert ähnliche Stellen aus den jüdischen religiösen Gesetzbüchern, hauptsächlich aus dem Schulchan-aruch, im hebräischen Urtext und in deutscher Übersetzung. In dem Vorwort findet der Leser auch näheres über den Judenspiegelprozeß.

Die Richtigkeit der Übersetzung Dr. Jakob Eckerts ist nun inzwischen durch ein n e u e s gerichtliches Sachverständigen-Gutachten erhärtet worden. Am 14. Februar 1895 wurde vor der ersten Strafkammer des Landgerichts in Breslau gegen den Verbreiter eines Flugblattes verhandelt, das eine Anzahl Stellen aus dem „Judenspiegel“ Dr. Eckerts mit hebräischem und deutschen Text wiedergab. Gerichtssachverständiger war der Privatdozent D r. G e o r g B e e r. Er sagte unter seinem Eide aus, „daß er die hebräischen Stellen sämtlich in einer der Breslauer Stadtbibliothek entnommenen Ausgabe des Schulchan-aruch gefunden habe, und daß der neben dem hebräischen Text stehende deutsche Wortlaut eine durchaus sinngemäße, wenn auch manchmal freie Übersetzung der hebräischen Worte darstelle.“ Auf die Frage, ob das in den angezogenen Stellen mehrfach vorkommende Gebot des Totschlags nicht nur auf abtrünnige Juden sondern auch auf andere Menschen bezogen werden könne, sagte Dr. Beer aus „daß das in jenen Sätzen ausgesprochene Gebot zu töten, wie aus dem ganzen Sinn der Stelle hervorgehe, sich auch auf Christen beziehe.“ Auf die ausdrückliche Frage des Staatsanwalts, ob der hebräische Ausdruck nicht eine gelindere Übersetzung zulasse, wie etwa „des Todes wert“ oder dergleichen, erklärte der Sachverständige, „d a ß d i e s e S ä t z e e i n g a n z s t r i k t e s G e b o t z u t ö t e n e n t h a l t e n.“ Es kann also kein Zweifel bestehen, daß diese Gesetze richtig übersetzt sind.

Es sei ausdrücklich bemerkt, daß sich in den jüdischen Religionsbüchern auch Stellen finden, die Wucher, Betrug,

Diebstahl, Totschlag mißbilligen, wenn sie am Nichtjuden geübt werden. Schon Eisenmenger sagt in seiner Schrift „Das entdeckte Judentum" (Königsberg 1711): „Es ist bei den Rabbinern ganz gewöhnlich, daß bei ihnen zwei entgegengesetzte Lehren gefunden werden." Es steht also ganz in dem Belieben des Juden, sich nach der einen oder andern Stelle zu richten, je nachdem es sein Vorteil verlangt. Will man ihn auf eine unsittliche Stelle festnageln, so holt er flugs eine andere herbei, die das Gegenteil beweist und versichert und überzeugt uns, der Talmud sei das Buch der tiefsten Weisheit und Sittlichkeit und die Juden das harmloseste und tugendhafteste Volk der Welt. Theodor Fritsch bemerkt dazu („Der falsche Gott"): „In Wahrheit ist der Talmud ein Vexierkasten mit doppeltem Boden, in welchem man nach Willkür Gutes und Schlimmes erscheinen und verschwinden lassen kann, je nach Bedarf.

Am 13. Januar 1921 veranstaltete der „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" in Berlin in der Philharmonie einen geschlossenen Vortragsabend, zu dem zahlreiche, nur persönliche Einladungen, an Volksschullehrer, akademische Lehrer, Geistliche usw. ergangen waren. Herr Lic. theol. Dr. Paul Fiebig (Leipzig), der sich durch seine Arbeiten über Mischna und Talmud einen Ruf erworben hat, sprach über das Thema: „Gibt es jüdische Geheimgesetze?" In dem Untertitel war angekündigt, daß die Angriffe, die Theodor Fritsch und ich gegen die jüdischen Religionsschriften gemacht hätten, zurückgewiesen und die Haltlosigkeit unserer Behauptungen dargelegt werden solle. Weder Fritsch noch ich hatten eine Einladung erhalten. Ich war aber von Gesinnungsfreunden auf den Vortrag aufmerksam gemacht worden, sie stellten mir eine ihrer Eintrittskarten zur Verfügung und so konnte ich überraschend selber das Wort zu meiner Verteidigung ergreifen. Diese war mir sehr leicht gemacht. Der Vortragende faßte nämlich seine Ausführungen in die klassischen Worte zusammen: „Sie sehen, meine Damen und Herren, hier (in den jüdischen Religionsgesetzen) gilt zugleich alles und zugleich nichts!" Ich hatte also nur nötig, dem Herrn Redner für seinen ausgezeichneten deutschvölkischen Vortrag zu danken

und dem Vorstande, dessen ungebetener Gast ich war, die Bitte auszusprechen, Herrn Lic. theol. Dr. Ziebig als Wanderredner anzuwerben, damit seine Weisheit auch den übrigen Ortsgruppen des Zentralvereins zugute käme, denn die Ausführungen des Herrn Redners deckten sich genau mit dem, was Fritsch und ich von den jüdischen Religionsgesetzen behaupten.

Angesichts der gegen die Christen und staatlichen Gesetze gerichteten Ungeheuerlichkeiten gewisser jüdischer Religionsvorschriften nimmt man nun gewöhnlich an, diese jüdischen Religionsvorschriften hätten heute keine Gültigkeit mehr. Dem ist aber nicht so, trotzdem die Juden natürlich uns gegenüber das Gegenteil versichern. Der Schulchan-aruch (zu deutsch „Zugerichtete Tafel" oder „Gedeckter Tisch") ist überhaupt erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt worden! (Von dem Rabbiner Joseph Caro, die erste Ausgabe erschien 1565 in Venedig.) Er besteht aus einer methodischen Zusammenfassung der Gesetze aller früheren jüdischen Religionsbücher, Talmud, Mischna, usw. Zweck dieser Zusammenfassung ist nach der Vorrede: „damit das Gesetz des Herrn geläufig werde jedem Juden". In der Vorrede heißt es weiter: „Auch die kleinen Schüler sollen beständig in ihm (dem Schulchan-aruch) studieren und auswendig lernen, damit ihnen von früher Jugend auf die praktischen Gesetze geläufig werden und sie dieselben im Alter nicht vergessen." Ferner „daß durch dieses Buch die Erde voll werde von der Erkenntnis Gottes, Kleine wie Große, Schüler wie Weise, weltberühmte wie bescheidene Gelehrte". Sehr bezeichnend ist auch der Satz der Vorrede: „Ich gab dem Buche den Titel „Gedeckter Tisch", weil derjenige, welcher es studiert, alle Arten von fein zubereiteten und ausgewählten Leckerbissen in ihm aufgetischt findet"!

Dr. Rahmer, Rabbiner in Magdeburg, schreibt in Pierers Konversationslexikon, Band 16 (1879): „Der **Schulchan-aruch ist von den israelitischen Gemeinden als maßgebende**

Richtschnur für die religiöse Praxis angenommen worden." Heinrich Ellenberger bekundet in seinem „Historischen Handbuch" (Budapest 1883) **„daß der Schulchan-aruch nach seinem Erscheinen von allen Rabbinern als allein giltiges Gesetzbuch anerkannt** und durch die seitdem erfundene Buchdruckerei vervielfältigt, **überallhin verbreitet wurde".** Er schreibt ferner **„der Schulchan-aruch ist seit drei Jahrhunderten das einzige theologische Gesetzbuch für die Juden und unser Katechismus."**

Eine jüdische Generalsynode, die im Jahre 1866 in Ungarn tagte, beschloß: **„den Christen gegenüber zu erklären, daß man sich vom Schulchan-aruch lossage; in Wirklichkeit aber müsse jeder Jude zu jederzeit den Schulchan-aruch befolgen!"** Dieser Beschluß ist von 94 Rabbinern, 182 Juristen (darunter 16 Richter!), 45 Ärzten und 11 672 sonstigen Juden unterschrieben. Er ist im Jahre 1873 samt den Unterschriften unter dem Titel „Leb haibri" in Lemberg gedruckt worden.

Aber nicht nur der Schulchān-aruch auch der ältere Tālmud ist heute für die Juden noch durchaus verbindlich. Das geht schon daraus hervor, daß überall, wo Juden in größerer Anzahl leben, Talmud-Thoraschulen bestehen. Dr. Jakob Fromer, der ehemalige Bibliothekar der Berliner jüdischen Gemeinde hat in seinem Buche „Das Wesen des Judentums" anschaulich geschildert, wie er in seiner galizischen Heimat ganz im Talmudgeiste erzogen worden sei und in jungen Jahren überhaupt keine andere Literatur kennen gelernt habe wie die rabbinisch-talmudische. Die aus Rußland und Österreich zu uns kommenden Juden, die ja einen erheblichen Prozentsatz unserer Juden ausmachen, sind zweifellos ganz von talmudischem Geiste durchtränkt. Aber auch unsere strenggläubigen deutschen Juden werden in den Talmudgemeinden, die in allen größeren deutschen Städten bestehen, regelmäßig im Talmud unterrichtet. Das in Paris erscheinende maßgebliche jüdische Jahrbuch „Archives israélites" schreibt (1865, S. 25): **„Was den Talmud angeht, so bekennen wir seine unbedingte Superiorität über das Gesetz Mose's."** In dem Marburger Prozesse gegen den Lehrer Fenner im April 1888 hat der gerichtliche Sachverständige, der berühmte Kantforscher Professor

Cohen unter seinem Eid bekundet, daß **der Talmud auch heute noch als die Quelle der jüdischen Moral anzusehen sei.** In dem Prozesse gegen den Schriftleiter der Hannoverschen Post, J. Rethwisch, der vor dem Landgericht in Hannover am 23. November 1894 verhandelt wurde, versicherte der als Sachverständige geladene Rabbiner Dr. Gronemann: **„Der Talmud ist die maßgebende Gesetzesquelle der Juden und besitzt noch volle Gültigkeit.“** Nach einem Berichte der Hirsch Hildesheimerschen „Jüdischen Presse“ vom 31. Januar 1913 nannte der Landesrabbiner Dr. Mannheimer in Oldenburg in einem Vortrage **„den Talmud den Lebensnerv des Judentums und die Heimat, das Panier und die Schule des Judentums und die Ausbildung seiner Verstandesanlagen.“**

Aber auch das moderne freidenkerisch-atheistische Judentum, wie es sich im „Berliner Tageblatt“ und der „Frankfurter Zeitung“ verkörpert, kann aus seiner talmudischen Haut nicht heraus, denn die Juden sind ja nicht erst durch den Talmud und Schulchan-aruch so geworden wie sie sind, sondern diese jüdischen Gesetzbücher sind umgekehrt ein sehr kennzeichnendes Erzeugnis der Juden, die seit vielen tausend Jahren immer das waren, sind und bleiben werden, was sie eben sind! Rasseeigenschaften sind unausrottbar! Talmud und Schulchan-aruch blieben selbst dann noch im jüdischen Blute in voller Kraft, wenn sie von Rechtswegen außer Geltung gesetzt würden.

Daß die Juden ihre religiösen Gesetze streng geheim halten ist bekannt, und daß sie es nach obigen Proben mit gutem Grunde tun, sehr erklärlich. Aber der Talmund selber gebietet es ihnen aufs allerstrengste. Im Sanhedrin 59 a und Chagiga 13 a wird gelehrt, daß ein Nichtjude, der den Talmud studiert und ein Jude, der einen Nichtjuden im Talmud unterrichtet, den Tod verdient. Im Schaare theschuba steht geschrieben, daß ein Jude, der etwas aus dem Talmud oder den rabbinischen Schriften übersetzt und den Nichjuden zugänglich macht, als Verräter zu betrachten und heimlich aus der Welt zu schaffen ist! Mit welchen nur denkbaren Mitteln der Bestechung und Bedrohung die Juden tatsächlich Übersetzungen und Herausgaben ihrer Religionsbücher zu ver-

hindern wußten und wie hierbei Beteiligte oft in recht geheimnisvoller Weise ums Leben kamen, das möge man in der Einleitung zu Professor Dr. August Rohling's Schrift „Der Talmudjude" nachlesen. Auch die wiederholt geforderte Übersetzung und Veröffentlichung der jüdischen Religionsbücher von Staatswegen, haben die Juden bisher zu verhindern verstanden.

Durch welche Spiegelfechtereien die heutigen Rabbiner die Zweideutigkeit und Eindeutigkeit gewisser jüdischer Religionsvorschriften zu verschleiern oder abzuleugnen versuchen, darüber lese man die Kampfschrift des Verfassers „Lichtstrahlen aus dem Talmud", offene Briefe an den Landesrabbiner von Sachsen-Weimar-Eisenach, Herrn Dr. Wiesen und öffentliche Aufforderung an die Rabbiner Dr. Bruno Lange in Essen und Dr. Rosenack in Bremen, sowie an sämtliche Rabbiner Deutschlands. (Verlag Matthes und Thost, Leipzig, 5. Aufl. 51. bis 60. Tausend).

Trotzdem meine öffentliche Aufforderung, diese die schärfsten Angriffe enthaltende Schrift zu widerlegen nicht nur an einzelne mit Namen genannte Rabbiner sondern an sämtliche Rabbiner Deutschlands gerichtet ist, ist eine Widerlegung bis zum heutigen Tage einundeinhalb Jahre nach Erscheinen, nicht erfolgt. Die Vorgeschichte dieser Schrift hatte mir Veranlassung zu einer Beleidigungsklage wider den Rabbiner Dr. Wiesen gegeben, die mit seiner Verurteilung in erster Instanz endete. Als ich in der Hauptverhandlung am 17. Dezember 1919 am Amtsgericht in Eisenach den Herrn Rabbiner aufforderte, diese meine Schrift doch durch seine Gegenschrift zu widerlegen, antwortete er zur allgemeinen Heiterkeit: **„Ich werde mich hüten!"**

Die jüdischen Religionsvorschriften liefern nun selber die Beweise, daß sich die Juden nicht zu einer Religion bekennen, die sittlich der christlichen gleich und mit ihr gleichberechtigt und mit dem Wohle und der Sicherheit des christlichen Staatsbürgers und mit den Gesetzen des deutschen Staates verträglich ist. Die Juden bilden nicht eine harmlose Religionsgemeinschaft, sondern einen dem christlichen deutschen Staate inmitten des

deutschen Staates ansässigen, feindlichen Staat Die jüdische Religion ist auch nach dem Urteile hervorragender Geister wie Kant, Schopenhauer usw. und nach den Eingeständnissen hervorragender Juden wie Heinrich Heine, Moses Mendelssohn usw. überhaupt keine Religion im begrifflichen Sinne des Wortes sondern eine rein staatliche Gesetzesverfassung, welche die Beziehungen der Angehörigen dieses jüdischen Staates unter sich und zu den Angehörigen anderer Völker regelt. Kant schreibt in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“: „Der jüdische Glaube ist seiner ursprünglichen Einrichtung nach ein Inbegriff bloß statutarischer Gesetze, auf welchen eine Staatsverfassung gegründet war; denn welche moralische Zusätze entweder damals schon oder auch in der Folge ihm angehängt worden sind, die sind schlechterdings nicht zum Judentum als solchem gehörig. Das letztere ist eigentlich gar keine Religion, sondern bloß Vereinigung einer Menge Menschen, die, da sie einem besonderen Stamm angehörten, sich zu einem Gemeinwesen unter bloß politischen Gesetzen, mithin nicht zu einer Kirche formten. Daß diese Staatsverfassung Theokratie zur Grundlage hat, mithin der Name von Gott, der doch hier bloß als weltlicher Regent, der über und an das Gewissen gar keinen Anspruch tut, verehrt wird, macht sie nicht zu einer Religionsverfassung.“ Und Schopenhauer in „Parerga und Paralipomena“: „Demnach ist es ein Irrtum, wenn die Juden bloß als Religionssekte betrachtet werden; wenn aber gar, um diesen Irrtum zu begünstigen, das Judentum mit einem der christlichen Kirche entlehnten Ausdruck bezeichnet wird als „jüdische Konfession“, so ist dies ein grundfalscher, auf das Irreleiten berechneter Ausdruck, der gar nicht gestattet sein sollte. Vielmehr ist „jüdische Nation“ das Richtige.“

Der edle Jude Moses Mendelssohn, dessen Autorität kein Mensch anzweifeln kann, bekennt in seinem Werke „Rettung der Juden“ ausdrücklich: „Das Judentum ist nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung.“ Und der weniger edle Jude Heinrich Heine nennt in seinen „Reisebildern“ die jüdische Religion eine „sogenannte positive Religion“ und in seinen „Geständnissen“ schreibt er: „Die Taten der Juden und ihre Sitten sind der Welt völlig unbekannt. Man glaubt die Juden zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen hat, aber man hat eben nichts als ihre Bärte beobachtet. Im übrigen sind sie noch jetzt wie im Mittelalter, ein wanderndes Geheimnis.“

Es muß daher von jedem Deutschen, der sein Volk und Vaterland lieb hat, dafür gesorgt werden, daß das ahnungslose deutsche Volk über diese Verhältnisse aufgeklärt wird! Und es muß die Forderung mit aller Entschiedenheit erhoben werden, Gesetze zu schaffen, welche die christlichen Bürger des deutschen Staates und die Belange des deutschen Staates gegen die unsittlichen, verbrecherischen und gemeingefährlichen Gesetze des jüdischen Staates, der sich hinter der jüdischen Religionsgemeinschaft verbirgt, schützen! Es muß immer wieder von neuem die Forderung erhoben werden, daß die Gesetzbücher der jüdischen Religion vom Talmud bis Schulchan-aruch und alle dazu gehörigen Kommentare und Auslegungen von Staates wegen aus dem Hebräischen lückenlos ins Deutsche übersetzt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden!

Eine deutsche Übersetzung des Schulchan-aruch von unparteiischen, nichtjüdischen Gelehrten gibt es nicht, trotzdem die Juden und gewisse in jüdischem Auftrage schreibende christliche Theologen das Gegenteil behaupten. Die von den Juden selber oder in jüdischem Auftrage von Nichtjuden herausgegebenen Übersetzungen sind unvollständig, ungenau und irreführend und darum wissenschaftlich völlig wertlos. Das gleiche gilt von den deutschen und lateinischen

Übersetzungen des Talmud. Wir Deutsche haben ein Recht darauf, die Vorschriften einer Religion genau zu kennen, die vom Staate als mit unserer christlichen Religion gleichberechtigt anerkannt wurde!

Es muß ferner mit aller Entschiedenheit und Entschlossenheit die Forderung erhoben werden, daß das Staatsgesetz, das der jüdischen „Religion" die Gleichberechtigung mit der unsern brachte, einer gründlichen Nachprüfung unterzogen wird, da die damaligen Gesetzgeber die gegen die Christen und deutsche Staatsgesetze und -Einrichtungen gerichteten Vorschriften der jüdischen Religion nicht kannten und kennen konnten, denn erst in neuester Zeit ist es gelungen, sie aus Tageslicht zu ziehen!

12 (134). Vergl. die unter Anmerkung 11 angeführten Belege.

In der „Jüdischen Rundschau" vom 21. November 1913 wird berichtet: „Während einer Verhandlung vor dem Landesgericht in Lemberg erklärte ein jüdischer Advokat, Dr. Alexander Klaften, als Vertreter angeblich geschädigter Bauern gegen Juden, die des Meineids angeklagt waren, daß die jüdische Religion und die jüdische Solidarität den Meineid gestatten, wenn es sich um die Rettung eines Juden handelt." Man vergegenwärtige sich die Folgerungen aus der Tatsache, daß an den Landgerichten Berlins 11½ % jüdische Richter tätig sind! Am Landgericht 3 in Berlin sind von 16 Handelsrichtern elf Juden! (Statistik von 1906 nach Theodor Fritsch, Handbuch der Judenfrage, 26. Aufl., S. 324. Die Statistik berücksichtigt nicht die getauften Juden! Seither ist die Zahl der jüdischen Richter und Staatsanwälte ganz bedeutend gestiegen!) Die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte ist heute bereits ungeheuer. Nach amtlichen Angaben des Ministers von Schönstedt waren in Berlin im Jahre 1901 unter 851 Rechtsanwälten 526 Juden! Das ist rund 62% !! Unter 176 Notaren waren im gleichen Jahre 65 Juden!! Das ist 37% !! Die Statistik berücksichtigt wiederum nicht die getauften Juden! Diese Umstände machen es begreiflich, daß unsere Ge-

richte eine auffallende Neigung bekunden, jüdischen Anschauungen Rechnung zu tragen. Der jüdische Sachverständige und Obergutachter in kaufmännischen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Fragen ist eine bekannte Erscheinung vor Gericht.

13 (135). Das Kolnidre-Gebet hat folgenden Wortlaut:

כל נדרי ואסרי ושבעי וחרמי וקונמי וקונסי וכנויי ושבועות דנדרנא ודאשתבענא ודאחרימנא ודאסרנא על נפשתנא מיום כפורים זה עד יום כפורים הבא עלינו לטובה בכלהון איחרטנא בהון כלהון יהון שרן שביקין שביתין בטלין ומבטלין לא שרירין ולא קיימין נדרנא לא נדרי ואסרנא לא אסרי ושבועתנא לא שבועות׃

„Alle Gelübde, Entsagungen, Bannungen, Entziehungen, Kasteiungen und Gelöbnisse unter jedem Namen, auch alle Schwüre, so wir auf uns gelobt, geschworen, gebannt und entsagt haben werden — von diesem Versöhnungstage bis zum Versöhnungstage, der zu unserem Wohle herankommen möge — bereuen wir hiermit allesamt; sie alle seien aufgelöst, ungültig, unbündig, aufgehoben und vernichtet, ohne Verbindlichkeit und ohne Bestand. Unsere Gelübde seien keine Gelübde; was wir gesagt, sollen keine Entsagungen und was wir beschwören, keine Schwüre sein."

(Hebräischer Urtext und deutsche Übersetzung sind Theodor Fritsch's „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe", 4. Aufl. 1916, entnommen. Die Korrektur wurde von dem Gelehrten der orientalischen Literatur Herrn Dr. Erich Bischoff in Leipzig gelesen.)

Das Kolnidre-Gebet ist neuerdings von Max Bruch in Musik gesetzt und wird gelegentlich auch in öffentlichen Konzerten hebräisch gesungen. Die anwesenden Juden brechen danach begreiflicher Weise in johlenden Beifall aus, dem die christlichen Zuhörer in ihrer Ahnungslosigkeit sich gewöhnlich anschließen.

14 (135). Vergl. die allgemeinen Ausführungen unter Anmerkung 11.

Karl Marx schrieb in einem Aufsatz „Zur Judenfrage" in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" von 1844 u. a. folgendes: „Wenn der Jude vom christlichen Staat emanzipiert sein soll, so verlangt er, daß der christliche Staat sein religiöses Vorurteil aufgebe. Gibt er, der Jude, sein religiöses Vorurteil auf? Hat er also ein Recht, von einem andern diese Abdankung der Religion zu verlangen? . . .

Die Juden haben sich insoweit emanzipiert, als die Christen zu Juden geworden sind. Welches war an und für sich die Grundlage der jüdischen Religion? Das praktische Bedürfnis, der Egoismus. Das Geld ist der eifrige Gott Israels, vor welchem kein anderer Gott bestehen darf."

Professor Dr. Mandelstam war völlig berechtigt, auf dem jüdischen Kongreß in Basel, am 28. August 1898, auszurufen: „Wir Juden weisen das Aufgehen in die übrigen Nationalitäten mit aller Energie zurück und halten unsere historischen Hoffnungen fest." (Nach dem Bericht in der judenfreundlichen Pariser Zeitung „Le Temps" vom 2. Sept. 1898.) Diese historische Hoffnung, von der Prof. Mandelstam spricht, ist die auf Weltherrschaft. **Die Juden haben recht, sie zu erstreben; wir aber alle, die wir an Weltherrschaft nie gedacht haben und die wir zufrieden sind, im eigenen Hause die Herren zu sein und zu bleiben, wir haben das Recht und die Pflicht, gegen einen so gefährlichen Gast — ohne Unfreundlichkeit — energische Schutzmaßregeln zu ergreifen."** (Houston Stewart Chamberlain, „Rasse und Nation" in „Deutschlands Erneuerung", Heft 7, Juli 1918, Verlag J. F. Lehmann, München.)

15 (135). Heinrich Heine (über ihn als Juden vergl. die Arbeiten seiner Rassegenossen Karpeles, Jungmann und Plotke) schreibt kurz nach seiner Taufe in sein Tagebuch:

„Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest."

In dem Brief, in dem er seinem Freunde Moser von seinem Übertritt Kenntnis gibt, schreibt er: „Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so sehr verhaßt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden."

Einem andern Freunde gegenüber äußerte Heine: „Ich mache kein Hehl aus meinem Judentum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte."

In den „Reisebildern" schreibt er: „Da kam aber ein Volk aus Ägypten, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit ... Jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren alten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalt mit Wechseln und alten Hosen handelt ... Es sind diese langen Nasen eine Art Uniform, woran der Gottkönig Jehova seine alten Leibgardisten erkennt, selbst wenn sie desertiert sind."

Professor Dr. Heinrich Graetz (mit seinem richtigen Namen Hirsch) schreibt in seiner „Geschichte der Juden" (Leipzig 1870) Band 11, S. 368 über Börne und Heine: „Sie haben zwar beide sich äußerlich vom Judentume losgesagt, aber nur wie Kämpfer, **die des Feindes Rüstung und Fahne ergreifen, um ihn desto sicherer zu vernichten.** Beide haben sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, ausgesprochen, wieviel ihnen an der Kreuzesreligion lag."

Die „Archives israélites" in Paris schrieben im Jahre 1864 : „Das Siegel des Israeliten wird uns durch die Geburt aufgeprägt, und dieses Siegel können wir niemals verlieren, niemals es ablegen; **selbst der Israelit, der seine Religion verleugnet, der sich taufen läßt, hört nicht auf, Israelit zu sein, und alle Pflichten eines Israeliten obliegen ihm fort und fort.**"

E. M. Oettinger schreibt in seinem „Offenen Billet-Doux an den berühmten Hepp-Hepp-Schreier und Judenfresser Herrn Richard Wagner", Dresden 1869 S. 5: „Vor

allem muß Schreiber dieser Zeilen vorausschicken, daß er, von Geburt Jude, nur darum katholischer Christ geworden war, um das Recht zu haben, ungefährdet Jude bleiben zu dürfen."

Moritz Scherbel erzählt in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" 1898, Nr. 36, von einem jüdischen Arzt, der sich hatte taufen lassen und zu ihm sagte: Übrigens wenn ein geschmadter (getaufter) Jude Ihnen sagt, daß er sich aus Überzeugung geschmadt hat, so lügt er."

Der evangelische Prediger Wallfisch erklärte 1894 in einem Vortrage „Unparteiisches über die Judenfrage" (siehe Deutsche Wacht vom 16. 3. 1894): „Ich bin ein Jude und bleibe es auch, ja jetzt, nachdem ich den christlichen Glauben kennen gelernt, bin ich erst ein rechter Israelit geworden."

Der Pastor Dr. Moritz Schwalb bekannte in seiner Abschiedspredigt März 1894: „Er habe sich stets als echten Rassejuden gefühlt und vergeblich versucht, eine Brücke zwischen Judentum und Christentum herzustellen. Er müsse gestehen, daß er im Grunde stets Anhänger der jüdischen Lehre geblieben sei."

Emin Pascha (sein richtiger Name ist Dr. Schnitzer) erklärte Julius Edward Cohen gegenüber („Allgem. Zeitung des Judentums 1895): „Daß ich ein jüdischer Renegat bin, weißt du: trotz meines Übertritts zum Christentum und später zum Islam habe ich nie aufgehört, meiner Religion treu zu bleiben, in der ich geboren und erzogen bin."

(Vorstehende Belegstellen sind den „Deutschvölkischen Hochschulschriften", Heft 3, „Jüdische Selbstbekenntnisse", entnommen.)

16 (183). Der Jude Disraeli, der spätere englische Premierminister Lord Beaconsfield, dem England seine auf Raub und Ausbeutung gegründete Weltmachtstellung verdankt, schrieb in seinem Romane „Endymion" (1880, deutsche Übersetzung von C. Böttger, Leipzig 1881): „Niemand darf das Rassenprinzip gleichgültig behandeln: Es

ist der Schlüssel zur Weltgeschichte; und nur deshalb ist die Geschichte häufig so verworren, weil sie von Leuten geschrieben wurde, die die Rassenfrage nicht kannten und die dazu gehörenden Momente. Sprache und Religion machen keine Rasse — das Blut macht sie!"

17 (186). In dem von dem bekannten jüdischen Verlage Kurt Wolff, Leipzig, herausgegebenen Sammelwerke „Vom Judentum" schreibt Hans Cohn: „Wir sind heute Juden, Juden der Abstammung, der Geschichte nach, in unserm Denken und Fühlen durch die Faktoren des Blutes bestimmt."

In einer zionistischen Versammlung erklärte 1913 ein jüdischer Student („Im deutschen Reich" 1913, S. 211): „Ich bin kein Deutscher, ich bin ein Jude, ein Nationaljude, ich bin kein Deutscher, denn ich erfasse ihre Art nicht — es gibt überhaupt keine Juden, die jemals ein deutsches Volkslied tief empfunden haben oder es empfinden können!"

Auf der Versammlung des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" vom 17. Mai 1913 sagte Herr Dr. Arthur Brünn (nach dem Bericht der Zeitschrift „Im deutschen Reich", Juli/August 1913): „Dann will ich also kurz meinen Standpunkt dazu definieren, daß wir sehr wohl gute deutsche Patrioten, gute deutsche Staatsbürger, und nicht nur Staatsbürger, sondern bis zu einem gewissen Grade von starkem deutschen Kulturempfinden durchdrungen sein, daß wir aber deutsches Nationalgefühl nicht haben können." Ferner: „Unter jüdischem Nationalbewußtsein verstehe ich das lebendige Bewußsein einer gemeinsamen Abstammung, das Gefühl einer Zusammengehörigkeit der Juden aller Länder und den festen Willen einer gemeinsamen Zukunft."

Der Jude Stefan Großmann, Feuilletonredakteur der „Vossischen Zeitung", gibt in der Zeitschrift „März" Juniheft 1908, S. 496 ff. die Ansichten der Wiener zionistischen

Studenten wieder: „Wir sind natürlich Juden, das ist unsere Nation, das Deutsche ... ah, das ist nur so wegen der Sprache erwähnt und wegen der Gegenden, in der wir zuständig sind. Das Deutsche an uns, sagen sie, ist nur das Äußerliche, das Jüdische ist das Innerliche. Und so reden etwa nicht nur die jüdischen Finken, nein so reden anerkannte, ernste, berühmte Leute, Leute, die sich sehr gern europäisch geben, vor allem die sogenannten Jungwiener Dichter, Herr Richard Beer-Hofmann, Herr Felix Salten, der verstorbene Theodor Herzl. Fast alle Jungwiener Dichter sind Deutsche jüdischer Nation."

Dr. Leopold Kohn, Rabbiner in Wien, sagte in einer Rede, die er 1919 in der jüdischen Schule zu Preßburg hielt: „Der Jude wird sich nie assimilieren können; er wird niemals die Sitten und Gebräuche anderer Völker annehmen. Der Jude bleibt Jude unter allen Umständen; jede Assimilation ist nur eine rein äußerliche!" (Eberle, Großmacht der Presse).

Das Wiener „Jüdische Volksblatt" schrieb im Januar 1903: „Wir Juden sind infolge unserer Rasse, infolge unserer orientalischen Abstammung, infolge jener bodenlosen ethnologischen, ideellen und kulturellen Kluft, die uns vom arischen Volksstamme und in erster Linie vom Germanentume trennt, nicht in der Lage, auch nur den geringsten Anspruch auf deutsche Sitte und deutschen Gebrauch zu machen, und haben mit einem Worte mit dem Deutschen gar nichts zu tun."

18 (186). Der jüdische Schriftsteller Artur Landsberger schreibt in seinem Roman „Millionäre" (München 1913):

„Man kann weder aus- noch übertreten ... Ich habe mich auch mit Ethnologen ... ausführlich darüber unterhalten. Sie sind ganz meiner Meinung. Dieser Pastor, der euch das eingeredet hat, ist entweder ein Schaf oder ein Schwindler ... Stellt euch einmal vor, ein Neger erklärte, er träte aus dem Negertum aus und ins Germanentum über! Ja, wenn ihr der Ansicht seid, daß dieser Neger nun durch diesen Aus- und Übertritt ... auch wirklich ein Germane geworden ist — nun gut, dann sollt ihr auch recht haben! ..

Man kann es als Vorzug oder Nachteil empfinden, daß man Jude ist — das ist lediglich eine Frage des Geschmacks, für den man am Ende nicht verantwortlich ist. Aber eins kann man bestimmt nicht: man kann nichts daran ändern! Und wenn man sich alle Sonnabende von neuem taufen läßt! Es nützt nichts." (Deutschvölkische Hochschulschriften, Heft 3. „Jüdische Selbstbekenntnisse.")

19 (186). Der jüdische Rechtsphilosoph und Universitätsprofessor Dr. Eduard Gans (gestorben 1839 in Berlin), der um Professor zu werden sich taufen ließ, bekannte offen: „Taufe und Kreuzung nützen gar nichts; wir bleiben auch in der hundertsten Generation Juden wie vor dreitausend Jahren. Wir verlieren den Geruch unserer Rasse nicht, auch nicht in zehnfacher Kreuzung. Und bei jeglicher Beiwohnung mit jeglichem Weibe ist unsere Rasse dominierend: es werden junge Juden daraus."

In dem andern Orts angeführten Sammelwerke „Vom Judentum!" (Verlag Kurt Wolff, Leipzig) schreibt Arnold Zweig: „Das Kind einer jüdischen Mutter ist ein Jude, gleichviel wer der Vater ist — dieses talmudische Gesetz drückt einfach einen bestehenden Sachverhalt aus, der täglich an Mischehen jüdischer Frauen zu beobachten ist."

Houston Stewart Chamberlain führt in seinem Aufsatze „Rasse und Nation" („Deutschlands Erneuerung" Heft 7, Juli 1918, Verlag J. F. Lehmann, München) unter Berufung auf Darwin aus: „Das Kreuzen löscht die auszeichnenden Eigenschaften beider Elternrassen aus; was es erzeugt, ist der eigentliche Bastard, ein Wesen, dessen Charakter Charakterlosigkeit ist. Wozu noch die Erwägung kommt, daß die weniger edle und die geschlechtlich stärkere Rasse stets siegt. Mulatten kehren nach wenigen Generationen zum reinen Negertypus zurück. Die von Juden mit Europäern erzeugten Kinder sind Bastarde, die aber ohne Ausnahme zum Judentum hinneigen. Manchmal bleibt diese Tatsache ein, auch zwei Generationen hindurch wenig sichtbar; da plötzlich, ohne neuerliche se-

mitische Beimengung, steht der reine Jude wieder vor uns, als wäre er gestern von den Ufern des Jordan hier eingetroffen!"

20 (195). Der bekannte jüdische Schriftsteller Dr. Walther Rathenau gibt in seinen „Impressionen" (Leipzig 1902, Verlag S. Hirzel) seine Eindrücke „an Berliner Sonntagen mittags um zwölf in der Tiergartenstraße oder Abends im Vorraum eines Theaters" mit folgenden Worten wieder: „Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend und auffällig staffiert, von heißblütig beweglichem Gebaren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde! .... kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe."

21 (202). Die Jüdin Anselma Heine schreibt über den jüdischen Schriftsteller Jacobowski in dem von dem jüdischen Verlage Egon Fleischel u. Co., Berlin herausgegebenen „Literarischen Echo", Heft 3, 1912/13: „Es war ihm eine rachsüchtige Wonne, über die Frauen Macht zu zeigen und nie markierte er höhnischer den Plebejer, als wenn er sich rühmte, mit brutaler Kraft die feinen Frauen der blonden Edelinge unterjocht zu haben."

Der Jude Conrad Alberti-Sittenfeld schreibt in einer Anmerkung seines Aufsatzes „Judentum und Antisemitismus" (Gesellschaft 1889) über den „geschlechtlichen Verkehr, besonders das Verhalten reicher Judenjungen armen Mädchen, Nätherinnen usw. gegenüber": „Dieser erreicht eine unglaubliche Stufe der zynischen Rohheit, zu welchem ich christliche junge Leute nie habe herabsinken sehen. Diese bewahren dem Weibe gegenüber meist doch noch einen letzten Rest von Scham, die unsern Börsenjobbern bis auf das Fünkchen abgeht."

Die „Israelitische Wochenschrift" vom 10. November 1899 schreibt: „An dem schändlichen Verkaufen und Verhandeln weißer Sklavinnen nehmen fraglos galizische Juden in hohem Grade teil. Fast jeder Prozeß, der in neuester Zeit auf diesem dunklen Gebiet geführt worden ist, beweist dies."

In der illustrierten Monatsschrift für das gesamte Judentum „Ost und West“, August 1913, stellt die Jüdin Bertha Pappenheim in einem Aufsatze über den Mädchenhandel fest: „daß bei uns Juden Mädchen die Ware des Weltmarktes bilden und eine ungeheure große Zahl der Händler und Händlerinnen, Zwischenhändler und Agenten Juden und Jüdinnen sind.“ Sie fügt hinzu, daß auch die westeuropäischen und amerikanischen Juden „fast nichts zur Bekämpfung des Mädchenhandels tun.“

22 (210). Der jüdische Privatgelehrte Dr. Walter Rathenau, Sohn der verstorbenen Direktors der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Berlin, schrieb in der „Neuen freien Presse“ (Wien) am 25. Dezember 1909: „Dreihundert Männer (jüdische Großbankherren, d. Verf.), die alle einander kennnen, beherrschen das Wirtschaftsleben Europas.“

Der Jude Dr. Moritz Kohn schrieb über die alles beherrschende Macht des Judentums laut „Hammer“ vom 1. Juni 1912, Nr. 239, S. 281): „Ohne aufgesaugt worden zu sein, herrscht der jüdische Geist, wo er früher kaum geduldet war. **Ohne uns kann kein Potentat der Welt heute das Geringste unternehmen, denn wir beherrschen den Geldmarkt. Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Öffentlichkeit, denn wir beherrschen die Presse. Kein Gedanke, der uns nicht beliebt, kommt in den Denkkreis der Gebildeten, denn wir beherrschen die Bühne.“**

23 (211). Das Wiener „Jüdische Volksblatt schrieb nach der „Staatsbürger Zeitung“ vom 3. August 1899:

„Die Juden haben noch keiner Partei, der sie sich unbedingt und rückhaltlos angeschlossen haben, Segen gebracht . . . **Fördern wir die Sozialdemokraten, wie es nur angeht, aber seien wir hierbei vorsichtig, damit die breiten Massen es nicht merken, daß die Sozialdemokraten nur eine Judenschutztruppe sind, und damit für die Gegner kein Anlaß vorhanden sei, die betreffende Partei als Judenknechte zu bezeichnen.“**

In der Schrift „Aus dem Sittenverfalle des Juden-

tums", bearbeitet von Mendelsohn (Berlin 1878), finden sich nach Otto Glagau („Kulturkämpfer" vom 15. Dezember 1884) folgende Stellen: „Der Jude ist ein höchst raffiniert denkender und handelnder Charakter, der sich über das Weltall verbreitet hat und mit allen nur möglichen Manipulationen Vermögen zusammenscharrt, sei es direkt oder indirekt . . . Die größten industriellen Unternehmungen, Paläste, Kapitalien usw. usw. hat er verstanden sich durch gerade nicht immer löbliche Handlungen anzueignen, und es ist ihm gelungen, sich immer fester und fester bei uns einzunisten. Zu diesem Zwecke eignet er sich auch literarische Unternehmungen, Zeitungen usw. an, um die Presse für sich und seine Handlungsweise zu gewinnen. Aus alledem ist es gewiß ersichtlich, daß von dem Druck des Judentums die gesamte zivilisierte Gesellschaft nicht nur zu leiden hat, sondern Schritt für Schritt Eigentum, Rechtlichkeitsgefühl und gesellschaftlichen Anstand dahingibt . . .

Der Jude Conrad Alberti-Sittenfeld schreibt in seinem Aufsatz „Judentum und Antisemitismus" („Gesellschaft 1889, S. 1718): „Schädlich wirkt das Judentum in politischer Hinsicht als ein zugleich ultrareaktionäres und ultraradikales Element. Denn diese beiden Eigenschaften finden sich in wunderbarerweise im Judentum gemischt. Mit fanatischer Zähigkeit hängt es an den verfaultesten, sinnlosesten Einrichtungen und Anschauungen und baut zugleich mit demselben Fanatismus Barrikaden, wirft Bomben und Dynamitpatronen, wo es kann . . . Indem das Judentum so zwei Extreme umfaßt, wird es der **natürliche Feind und Hinderer der allmählichen organischen Fortentwicklung, die in allen Dingen allein die Amme gesunder Zustände ist. Niemand kann bestreiten, daß das Judentum in hervorragender Weise an der Versumpfung und Korruption aller Verhältnisse Anteil nimmt. Eine Charaktereigenschaft der Juden ist das hartnäckige Bestreben, Werte zu produzieren ohne Aufwendung von Arbeit, d. h. da dies ein Ding der Unmöglichkeit ist: der Schwindel die Korruption, das Bemühen durch Börsenmanöver, falsche**

Nachrichten mit Hilfe der Presse und auf ähnliche Weise künstliche Werte zu schaffen.“

Der Rabbiner A. M. Levin sagt in seiner Schrift „Vertrauliche Mitteilungen eines Patrioten“ (Berlin 1856): „Niemand ist so gefährlich dem Staat und Thron bei seinem Abfall als der Jude. Das Jahr 1848 gibt den Beleg dafür. . . **Die Talente, welche der Jude als Demokrat zum Aufwiegeln besitzt, sind beim Christen eine Seltenheit, und wenn die Juden auch weniger an Zahl, sind sie dem Staate dennoch sehr gefährlich.“**

Mommsen, den die Juden so eifrig auf den Schild erheben, schreibt in seiner „Römischen Geschichte“: „Auch in der alten Welt war das Judentum das wirksamste Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition.“

24 (219). Vergl. Anmerkung 23.

25 (220). Houston Stewart Chamberlain schreibt in seinem Aufsatze „Rasse und Nation“ (vgl. Anm. 19) über diese für die deutsche Volkskraft so verhängnisvolle Frage: „Als das eigentliche Judentum (im Unterschied zu dem weiteren Israelitentum) gegründet wurde — nämlich nach der Wiederkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft — da wurde eine Sünde unter allen Sünden als die schwerste, als „die Sünde gegen Gott“ (Nehemia 13, 27) hervorgehoben: „wenn Eure Söhne ausländische Weiber nehmen“. Dieses Gesetz gilt heute, wie vor 2500 Jahren. Ein ganz anderes ist es, die fremden Völker mit jüdischem Blut zu durchsetzen; das ward stets mit systematischer Gründlichkeit betrieben. Denn schon das alte Gesetz betrachtet die Ehe der jüdischen Tochter mit einem Nichtjuden zwar nicht als wünschenswert, doch als eine geringere Sünde; und indem die heutige internationale jüdische Plutokratie ihre Töchter an Fürsten und Adel verheiratet, erwirbt sie sich Zugang und Einfluß gerade an jenen maßgebenden Stellen, die ihr sonst verschlossen blieben, ohne daß der eigene, reinjüdische Stamm durch einen einzigen Tropfen Gojimblutes verunreinigt werde, oder — um mich der Sprache der Bibel zu bedienen — ohne „daß der heilige Same gemein gemacht werde mit fremden Völkern“ (Esra 9, 2). Von allen heutigen

großen jüdischen Familien gibt es nicht eine einzige, welche in ihrem männlichen Stamme gemischtes Blut aufwiese. Selbst die wenigen Besitzer großer Bankhäuser, welche sich (aus mir unbekannten Gründen) haben taufen lassen, wie die Erlanger, Oppenheim usw., bleiben nach wie vor rein jüdisch. Und damit Sie nicht etwa glauben, ich schwatze ins Blaue hinein, so bitte ich Sie, ein zuverlässiges Buch zur Hand zu nehmen, z. B. das Jewish Year Book, und da das Kapitel über den jüdischen Adel Englands nachzuschlagen. Sie werden sehen, daß bis zum heutigen Tag kein einziger männlicher Sproß dieser Familien — nicht einmal ein jüngerer Sohn — außerhalb des reinen Judentums geheiratet hat, und daß von den Töchtern nur ein kleiner Prozentsatz — dann aber mit weiser Auswahl der höchsten Hofkreise — sich hat der heiligen Sache opfern müssen in den Armen von Nichtjuden. **Hier, wo die Tatsachen übersichtlich klar und dokumentarisch sicher vor Augen liegen, können Sie das Verhalten des gesamten Judentums in bezug auf die Vermengung mit uns Nichtjuden kennen lernen.** Freilich gibt es in bürgerlichen Kreisen jüdische Männer, welche Nichjüdinen heiraten, doch ist die Zahl verschwindend gering, und ich habe schon in mehreren solchen Fällen feststellen können, mit welchem sicheren Gefühl für Rasse diese Juden, die ostentativ „Mischehen" eingingen, sich ihre Christinnen aus Familien wählten, die stark mit jüdischem Blute durchsetzt waren. Wir Europäer achten auf dergleichen nicht; der Jude verliert niemals — von der Wiege bis zum Grabe — das Interesse seiner Rasse aus den Augen."

Dr. Bernhard Cohn sagt in den „Jüdisch-politischen Zeitfragen" (Berlin 1899): **„Wenn wir sehen, daß die Verschwägerungen adliger Häuser mit noch so reichen jüdischen Familien sich mehren, so müssen wir dies trotz unserer liberalen Anschauungen als den Anfang eines sittlichen Verfalls des Adels betrachten."** — Über die „jüdischen Familien christlicher Konfession heißt es dann weiter: „Es bildet sich somit gleichsam ein gesellschaftlicher Kreis deutscher Staatsbürger jüdischer Abstammung und christlicher Konfession heraus, und die Nemesis der zwingenden Logik macht den

religiös Assimilierten rückläufig zum echten Nationaljuden. Denn ihre Anhänglichkeit zur jüdischen Gemeinschaft, deren Tatsächlichkeit nach dem Gesagten nicht anzuzweifeln ist, hat nicht mehr eine religiöse, sondern eine wirkliche nationale Grundlage."

26 (220). In der großen Judendebatte der Sitzung des Preuß. Abgeordnetenhauses vom 22. November 1880 zitierte der Abgeordnete Bachem aus einem Mainzer reformjüdischen Blatt: „Das deutsche Judentum arbeitet jetzt so kräftig, so riesig, so unverändert an der neuen Kultur und Wissenschaft, **daß der größte Teil des Christentums bewußt oder unbewußt von dem Geiste des modernen Judentums geleitet wird.**"

27 (222). Sehr interessant ist, daß die Berechtigung und Notwendigkeit des Antisemitismus von einzelnen Juden selber zugestanden wird. So schreibt der jüdische Schriftsteller Dr. Elias Jacob (-Fromer) in der „Zukunft" vom 18. Juni 1904 über den Antisemitismus an seine Stammesgenossen: **„Ihr antwortet, dieser Zustand sei von irgendeiner Person oder Strömung künstlich hervorgerufen worden und müsse daher mit dem Verschwinden dieser Person oder Strömung aufhören. Aber wie erklärt ihr, daß dieser Haß — offen oder versteckt — noch heute fast in allen Ländern, wo ihr in erheblicher Zahl vorhanden seid, vorherrschend ist? Und wie erklärt ihr die unbestreitbare Tatsache, daß zu allen Zeiten und überall, wo ihr mit anderen Völkern in Berührung gekommen seid, dieser Haß stets unter den verschiedensten Namen, Vorwänden und Formen gelebt hat? ... Habt ihr nie die Ähnlichkeit zwischen der Sprache eines Stöcker, eines Luther und Haman bemerkt? Meint ihr wirklich, das alles sei nur künstlich gemacht worden? . . . .** Oder ist etwa der Sinn eurer Mission erfüllt wenn ihr euch an jede neuentstandene Bewegung herandrängt und sie durch euer Mitreden und Mittun zugrunde richtet? Der Liberalismus war in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein kräftiger Schößling, der vielleicht manche gute Frucht getragen hätte. Da kamt ihr ungerufen heran,

hingt euch wie Ketten an ihn, mit eurer Not, eurem Sehnen nach Emanzipation und bürgerlicher Gleichstellung, bis er unter eurer Last zusammenbrach. **Und meint ihr, daß es der Sozialdemokratie, dem Börsen- und Zeitungswesen unter eurer Mitbeteiligung besser ergehen wird?“**

In der „Zukunft“ vom 23. Juli 1904 schrieb dann ihr Herausgeber, der Jude Maximilian Harden (Isidor Witkowski): „Jakobs Aufsatz hat in der Judenheit ein Wutgeheul geweckt, das ich, trotz mancher Erfahrung, nicht erwartet hatte. Darf man über jede andere Religion, jede Rasse und Klasse rücksichtslos reden und nur gegen Israel nicht ein kritisches Wörtchen wagen? Das wäre eine wunderliche Forderung; um so wunderlicher, als sie von Leuten gestellt zu werden scheint, die täglich Toleranz heischen.“

In der Schrift „Neue Epistel an die Hebräer“ von Saulus (Preßburg und Leipzig 1884) ist nach Glagau („Kulturkämpfer“, Februar 1884) folgendes zu lesen: „**Als Jude und als Mensch kann ich nicht anders als Antisemit sein . . . Wenn der Antisemitismus sich nicht geregt hätte, würden binnen kurzer Zeit alle Staatsämter von uns Juden besetzt gewesen sein, hätten nur wir alle Lehrkanzeln eingenommen, wären Kunst und Wissenschaft ganz und gar in unsere Hände übergegangen . . . . Mit welchem Rechte drängen wir uns in die Gemeindevertretungen, in die Verwaltung der heimischen Institute, in die Handelskammer, den Schulrat und dergl., wenn wir nicht das geringste Gefühl für die allgemeinen Interessen des Ortes, für den Ruhm desselben und für seine Zukunft haben, weil wir bei der ersten Geschäftskonjunktur zusammenpacken und weiterziehen und — mitnehmen, was wir durch lange Jahre aus dem Orte herausgesogen haben durch Wucher und andere Praktiken . . . Die teuersten, unveräußerlichsten Güter der Menschheit betrachten wir Juden lediglich als Ware. Sieht sich ein rentableres Geschäft heraus, wenn wir die Firma „Religionsgenossenschaft“ führen, so deklarieren wir uns als Religionsgenossenschaft; zieht wieder die Firma „Nation“ besser, sind wir eine Nation. Wir handeln aber auch in fremden Nationalitäten, nehmen**

und geben nach den politischen Fluktuationen. Gilt in dem polyglotten Ländern Ungarns und Böhmens das Deutschtum, sind wir engragierte Deutsche; kommen wieder bzw. die Maggyaren und Tschechen obenauf, sind wir schnell wieder maggyarische und tschechische Chauvinisten. . . . . Der Antisemitismus vertritt den wieder erwachten Idealismus."

In einer von Zionisten einberufenen Versammlung der jüdischen Studentenschaft Berlins im Juli 1901 erklärte u. a. der Student Rosenthal: „Der Antisetismus steckt in der innersten Seele des deutschen Volkes. **Ich kann's ihm nicht verdenken, wenn es sich rein erhalten will.**"

Der Student Cohn sagte: „Es ist wahr, wir haben eine Macht, die mehr zu fürchten ist als eine andere. Sehen Sie sich um: Wer ist das Publikum in den Theatern? Juden! Wer leitet die Presse? Juden! Wer beeinflußt auf das stärkste die deutsche Kunst? Juden! Da kann man es wahrlich verstehen, daß der Antisemitismus wächst, und man darf es ihm nicht übel nehmen."

Der jüdische Schriftsteller Otto Weininger sagt in seinem bekannten Werke „Geschlecht und Charakter" (Wien und Leipzig 1903): „Daß hervorragende Menschen fast stets Antisemiten waren (Tacitus, Pascal, Voltaire, Herder, Goethe, Kant, Jean Paul, Schopenhauer, Grillparzer, Wagner), geht eben darauf zurück, daß sie, die so viel mehr in sich haben als die andern Menschen, auch das Judentum besser verstehen als diese. . . . **Dem echten Juden gebricht es an jener inneren Vornehmheit, welche Würde des eigenen und Achtung des fremden Ich zur Folge hat. Es gibt keinen jüdischen Adel; und dies ist um so bemerkenswerter, als doch bei den Juden jahrtausendelange Inzucht besteht. . . . Der echte Jude hat kein Ich und darum auch keinen Eigenwert. . . . Der Jude ist stets lüsterner, geiler als der arische Mann. . . . Der Jude ist der geborene Grenzverwischer. Er ist der Gegenpol des Aristokraten. . . . Der Jude ist der geborene Kommunist."**

Die „Kreuzzeitung" veröffentlichte in Nr. 429 vom 12. September 1912 eine Zuschrift von jüdischer Seite, die folgende

Stelle enthielt: „Das Maß der Selbstkritik auf jüdischer Seite war von je ein recht mäßiges, Kritik von der anderen Seite ist ebenfalls sehr unbeliebt, und man hilft sich einfach damit, daß man den andern als Antisemiten, sich selbst aber als Märtyrer bezeichnet. Hätte man nur einen kleinen Bruchteil des Temperaments, das man in der jüdischen Presse fortdauernd gegen Staat, Krone, und Instutionen auf den Kriegspfad sendet, im eigenen Hause verwandt, dann wäre das unglaubliche Wahlrecht innerhalb der jüdischen Gemeinden — in Wahrheit das elendeste der Welt — längst gefallen, dann würde man den Prediger Kohn zum Mittelpunkt eines Feldzuges machen, nicht Jatho und Traub, dann würde man nicht mit einem widerlichen Tiefstand an Geschmack sich ein Urteil über die christlichen Kirchen herausnehmen.

Die Position, die man in der Anwaltschaft, in der Presse, in der Finanz, im Theaterwesen erreicht hat, gibt kein Recht sich zu gebärden, als vertrete man ganz allein und gegen unzählige Feinde das, was man Freiheit und Recht zu nennen beliebt. Man kann und muß fordern, daß jeder, der seine Bildung einer Kultur verdankt, die weder er noch seine Väter haben aufbauen helfen, sich loyal beträgt, oder eben die scharfe Gegnerschaft auf sich nimmt, über die er fortwährend jammert.“

Ein sehr belangreiches Gegenstück zu diesem freimütigen jüdischen Bekenntnis ist das nicht minder freimütige des jüdischen Schriftstellers Klötzel. Er schreibt in Heft 2 der Zeitschrift „Janus“ (München) 1912/13: **„An der Tatsache, daß ein starkes Judentum eine Gefahr für alles Nichtjüdische ist, kann niemand rütteln. Alle Versuche gewisser jüdischer Kreise, das Gegenteil zu beweisen, müssen als ebenso feige wie komisch bezeichnet werden. Aber noch sonderbarer muß es anmuten, wenn Nichtjuden allen Ernstes an uns Juden das Verlangen stellen, der Betätigung unseres natürlichen Hasses zu entsagen, wenn sie Zurückhaltung, Bescheidenheit, Demut von uns verlangen.“** (Deutschsoziale Blätter, Nr. 89 vom 6. November 1912.)

28 (222). Über die Beteiligung der Juden an den einzelnen Berufen vergl. Theodor Fritsch „Handbuch der Judenfrage“ (26. Aufl., Leipzig, Hammerverlag) Seite 323—396.

29 (222). Im Jahre 1892 waren im deutschen Reiche unter 1377 Universitätsprofessoren bereits 175 Juden = 12%, unter 597 Privatdozenten bereits 120 Juden = 20%! Im Jahre 1905 befanden sich nach dem Universitätskalender 268 jüdische Professoren und 201 Privatdozenten, zusammen 469 Juden unter 3140 Hochschullehrern = 15%. Dabei sind die getauften Juden nur teilweise mitgerechnet und die jüdischen Lehrkräfte der Handels- und sonstigen Hochschulen nicht einbezogen! Unter Berücksichtigung der Taufe steigt die Zahl der jüdischen Hochschullehrer in einzelnen Fakultäten bereits bis zu 60%!

Nicht weniger verhängnisvoll ist das Verhältnis der jüdischen Studenten zu den deutschen. Nach der „Statistischen Correspondenz“ besuchten in den letzten Jahren (1907) im Deutschen Reiche von 10000 jungen Protestanten die Universität 25, von 10000 Katholiken nur 13, hingegen von 10000 Juden nicht weniger als 160! Die Juden übertreffen den Durchschnitt also um das Achtfache!

Geradezu schreckenerregend ist die Überfüllung unserer Gymnasien und Realschulen mit Judenkindern. Die Gymnasien Berlins wiesen im Jahre 1887 11418 Schüler auf, darunter 2346 jüdische = 20%, während die jüdische Bevölkerung Berlins nur 5% ausmacht. Das französische Gymnasium in Berlin wurde im gleichen Jahre von 42% Juden besucht! Im Jahre 1904 befanden sich an dem Wilhelmsgymnasium in Berlin unter 487 Schülern 250 Juden = 51,54%! Auf dem Sophiengymnasium unter 568 Schülern 249 Juden = 43,84%! Das französische Gymnasium hatte unter 217 Schülern 102 jüdische = 47,1%! Von den öffentlichen höheren Mädchenschulen hatten die Sophienschule unter 679 Schülerinnen 298 Jüdinnen = 44%, die Charlottenschule von 710 Schülerinnen gar 351 = 49%!! Die Harmlosigkeit deutscher Eltern, die ihre Kinder auf solche Schulen schicken muß man bewundern! Es ist doch kein Zweifel, daß auf solchen Lehranstalten der

Jude durch seine Lautheit, fehlende Schamhaftigkeit und geschlechtliche Frühreife den Ton angibt und den Gesamtgeist der Anstalt bestimmt! Deutscher Sinn und deutsche Gesittung kann auf solchen Schulen unmöglich zu Hause sein!

Über nähere Einzelheiten lese man Theodor Fritsch's „Handbuch der Judenfrage" nach, dem die vorstehenden Angaben entnommen sind.

30 (222). Der jüdische Schriftsteller Moritz Goldstein schreibt im „Kunstwart" (F. Avenarius, München) im Märzheft 1912 unter der Überschrift „Deutsch-jüdischer Parnaß": **„Auf allen Posten, von denen man sie nicht gewaltsam fernhält, stehen plötzlich Juden; . . . immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen . . .** Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht . . . . Niemand bezweifelt im Ernste die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichen Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist das Vorherrschen des jüdischen Elementes im Theater; fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden, ein großer Teil, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen, und daß ohne jüdisches Publikum ein Theater- und Konzertleben in Deutschland so gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriffe scheint, in jüdische Hände überzugehen, und es ist, je nach dem Standpunkt, komisch oder tragisch, die Mitglieder der „germanischen" Seminare unserer Universitäten zu überblicken. (Ich selbst habe dazu gehört.) Wie viele Juden es endlich unter den „deutschen Dichtern" gibt, weiß so manch ein Hüter deutscher Kunst zu seinem Zorne . . . . Wir predigen nicht mehr eine „mosaische Konfession", sondern glauben an ein jüdisches Volk mit angeborenen, unverwischbaren Merkmalen."

Was aus der deutschen Literaturwissenschaft in den jüdischen Händen wird, zeigt Houston Stewart Chamberlain in seinem „Goethe“ (Verlag F. Bruckmann A.-G., München) an einem belangreichen Beispiele. Im Anschluß an Goethes Bemerkung, „Es bedarf nur eines Betteljuden, um einen Gott am Kreuze zu verhöhnen“, führt Chamberlain auf S. 689 folgendes aus: „Nebenbei gesagt, hat gerade dieser Satz ein lehrreiches Schicksal erlebt; denn die beiden Enkel Goethes, dem Zeitstrome folgend, hatten geglaubt, nicht besser tun zu können, als den Briefwechsel zwischen ihrem Großvater und Knebel, in welchem er vorkommt, dem jüdischen Gelehrten Guhrauer zur Herausgabe anzuvertrauen; dieser nun, der sich in seinem Vorworte die üblichen hebräischen Impertinenzen über Goethes langjährige, zuverlässige Freunde Riemer und Kanzler von Müller erlaubt und der uns versichert — woran wir nicht zweifeln — er habe die „Urschriften“ vor Augen, streicht einfach den ganzen Absatz, der jenen wichtigen Ausspruch enthält! Er streicht auch in Knebels vorangegangenem Brief den Namen des Juden, von dem die Rede war! Damit ist dieser Fall aber noch nicht erledigt; denn als nun die Weimarer Ausgabe zu dem Brief an Knebel vom 12. Januar 1814 kam, fand sie es allerdings mit ihren Grundsätzen unvereinbar, dem Beispiel des in unsere christliche Kultur so sehr gegen den Willen Goethes eingedrungenen Herrn Professors Guhrauer zu folgen; sie stellte den Text — wie überall so ohne Zweifel auch hier — intakt wieder her und deckte damit die Fälschung auf; aber sie, die in ihrem bewunderns-werten „Apparat“ am Schlusse eines jeden Bandes mit peinlichster Genauigkeit jede kleinste Abweichung früherer Texte (so z. B. bei den Briefen an Schiller und an Zelter) bucht, verschweigt hier die Lücke in Guhrauers Ausgabe und stellt die infolge ihres Verschweigens falsche Behauptung auf: “Gedruckt: Briefwechsel 2, 125.“

Chamberlain weist noch in einer Bemerkung auf eine andere literarische Fälschung Guhrauers hin und bemerkt dazu: „in

diesem Falle macht aber die Weimarer Ausgabe auf Guhrauers Auslassung aufmerksam, was sie nicht tut, wo die Juden davon betroffen werden!" Dann fährt er fort:

„Diese Episode paßt äußerlich wenig in den Text meines Buches, soll aber als Beispiel dafür dienen, was uns jetzt umgibt und unsre Kultur im Kleinen und im Großen fälscht, **bis einstens das eigentliche Deutsche — im Denken, Fühlen, Schaffen, Sein — wie das Sumero-Akkadische im alten Babylon, unter berghohem Wüstensand syrosemitischer Ahnungslosigkeit und Herzensdürre und Geistesarmut erstickt, zertrümmert, begraben, nur noch als archäologische Kuriosität gemischtrassigen Gelehrten zu komplizierten Ausgrabungen und Rekonstruktionsversuchen dienen wird.** Goethe, so human, so weitherzig er auch war, so bereit, das Können einzelner Juden zu preisen, und namentlich so überschwänglich in seiner Wertschätzung der — zwar nicht von ihnen verfaßten, doch uns durch sie übermittelten — Bücher (der biblischen d. Verf.), urteilte hierin, wie in anderen Dingen mit unbirrbarer Objektivität."

Man versäume nicht auch die vorhergehenden und folgenden Seiten in Chamberlains „Goethe" über dieses Kapitel zu lesen! (D. Verf.)

Der jüdische Romanschriftsteller Conrad Alberti-Sittenfeld schreibt in seinem Aufsatz „Judentum und Antisemitismus" („Gesellschaft" 1889): **„Es läßt sich leider nicht leugnen, daß die moderne Kunst, besonders das Theater, nur durch Juden korrumpiert worden ist.** Im allgemeinen ist für die Juden die Kunst nur ein Gegenstand, ihren Witz daran zu üben, und das Gemeingefährliche dieser Eigenschaft besteht darin, daß sie diese fade Witzelei mit größter Dreistigkeit der Welt als echte Kritik aufreden."

Der jüdische Schriftsteller Dr. Elias Jacob (-Fromer) schreibt in der „Zukunft" vom 28. Oktober 1911 in seinem Aufsatz „Die Juden in der Wirtschaft": „Die Fähigkeit, eine große Idee hervorzubringen und sie systematisch auszubauen, haben die Juden (als Gesamtheit betrachtet) niemals besessen.

Das zeigt sich deutlich, wenn man den Brennpunkt ihrer geistigen Tätigkeit, ihre Literatur, betrachtet. Da ist kein Buch zu finden, worin eine neue, voraussetzungslose Idee nach einer festen Disposition ausgearbeitet ist. Alles ist Kommentar."

Über die Verjudung des deutschen Theaters vergl. auch die Schriften des Verfassers „Weltkrieg und Schaubühne" (München, J. F. Lehmann, 1916) und „Mein Ausschluß aus dem Verbande deutscher Bühnenschriftsteller" (München, J. F. Lehmann, 1917).

31 (252). Friedrich Hebbel berichtet in seinem Briefe an Adolph Schöll in Weimar vom 12. April 1863, in dem er den „Gefühlströdeljuden" Berthold Auerbach gehörig abfertigt, folgendes: „Übrigens fällt in der Auerbachschen Familie der Apfel nicht weit vom Stamm; Auerbach junior, ein Bursche von 10 Jahren, hat dem ganzen Krauseschen Institut in Dresden gegen eine Belohnung von einem Pfennig pro Kopf die Füße geleckt und sich dadurch ein Sümmchen von 7 Rth. 15 Sgr. verdient. Laß dir diese Geschichte einmal von dem Dr. Adolf Stern, der jetzt in Jena studiert, genauer erzählen; er war Lehrer an dem Institut und stand dabei." (!)

32 (252). Dieser Fall ereignete sich in den neunziger Jahren an einem reichsländischen Gymnasium. Auch die auf Seite 250 geschilderte Geschichte der Marmel-Lotterie habe ich selber als Quintaner an einem jüdischen Mitschüler, dessen Namen ich nennen kann, erlebt.

33 (259). Der Jude Conrad Alberti-Sittenfeld schreibt in seinem mehrfach erwähnten Aufsatze „Judentum und Antisemitismus" („Gesellschaft" 1889): „Eine der gefährlichsten, spezifisch jüdischen Eigenschaften ist die brutale, geradezu barbarische Unduldsamkeit .... Eine schlimmere Tyrannei kann nie geübt werden, als sie die jüdische Klique übt ... Wer es wagt, sich der jüdischen Klique entgegenzustellen, den versucht diese unweigerlich mit viehischer Brutalität niederzutreten. Und es ist noch ein großer Unterschied zwischen der Unduldsamkeit des Germanen und des Juden. Jener bekämpft den

Gegner im offenen, ehrlichen Kampfe, er ruft gegen den Geist vor allem wieder den Geist in die Schranken. Der Jude sucht aber seinen Gegner auf geistigem Gebiete meist zu vernichten, indem er ihm den materiellen Boden entzieht, seine bürgerliche Existenz untergräbt, oder indem er die Existenz und die Bestrebungen seines Gegners der Welt soviel als möglich zu verheimlichen, diese zu belügen sucht, indem er den anders Gesinnten einfach wegleugnet. Die niederträchtigste aller Kampfarten, das Totschweigen, ist spezifisch jüdisch. Als Gegner im sozialen Kampfe bedient sich der Jude mit Vorliebe der niedrigsten Mittel, weil er weiß, daß der gemanische Christ lieber den Kampf aufgibt, als ihm auf das Gebiet der Gemeinheit folgt."

34 (275). Als Goethe seinerzeit von dem Gesetze erfuhr, das die Ehe zwischen Christen und Juden gestattet, geriet er ganz außer sich. Der Kanzler F. v. Müller berichtet darüber am 23. September 1823: „Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, zunächst um Professor Umbreit für morgen anzumelden, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahndete die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch solch ein skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rotschild dahinter stecke." (Biedermann, Goethes Gespräche Bd. 3.)

35 (276). In seinem Monumentalwerke „Goethe" (Verlag F. Bruckmann A.-G., München) schreibt Houston Stewart Chamberlain auf S. 688 und ff.: „Diese

Bejahung des Christentums (durch Goethe) schließt nun eine Verneinung des Unchristlichen oder gar Widerchristlichen in sich, die mit aller Klarheit und Energie hervorzuheben ist. An demselben Orte, wo wir die Worte lesen: „An dieser Religion (der christlichen d. Vf.) halten wir fest“, steht ein folgenschwerer Satz, den ich jedem einzelnen Deutschen auf der ganzen Welt unter die Augen gebracht sehen möchte: „In diesem Sinne“ — nämlich in der Erziehung aller Kinder zum Christentum — „dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?“ Diese Worte beweisen zunächst, wie unzertrennlich für Goethe Kultur und Religion zusammengehören. Eine unreligiöse Kultur ist für ihn ein Nonsens, eine contradictio in adjecto eine solche Kultur verdient nicht den Namen Kultur. Außerdem folgert er hieraus — „vielleicht pedantisch aber doch folgerecht“, wie er selber sagt — daß eine Kultur, da sie auf einer Religion ruht, gar keinen Anteil an ihrem Leben denjenigen Menschen gönnen sollte, welche diese Religion ablehnen und historisch einer ganz und gar anders gearteten angehören. Religion muß und wird immer die Seele einer Kultur sein; entweder es ist die eine Religion oder es ist die andere; liefern wir unsere christliche Kultur den Feinden des Christentums aus, so legen wir damit selber die Axt an unsere Kultur. **Goethe hat an dieser Stelle zunächst die Lehrer im Sinne: kein Lehrer auf irgendeiner Stufe darf Jude sein.** Aber er geht weiter und verbietet den Juden sogar jeglichen „Anteil“ an unserer Kultur. Auch sein Bund der Auswandernden „hütet sich vor ihnen“, da sie „die Ruhenden zu überlisten und die Mitwandernden zu überschreiten verstehen“. **Wir dürfen also nicht bloß keinen jüdischen Professor an unsern Universitäten, sondern keinen jüdischen Künstler, Dichter, Naturforscher, Politiker, Offizier, Richter, Beamten, Literaten, Journalisten, nach Goethes Überzeugung, unter uns dulden**; mögen die Juden an ihrer eigenen Kultur arbeiten; das wäre ersprießlich; an un-

serer Kultur, welche das Prädikat einer „höchsten“ wegen ihrer Religionsseele verdient, dürften wir ihnen keinen „Anteil vergönnen“. Die Zahl tut's nicht; keinem einzigen darf der Eintritt in unser Heiligtum gewährt werden. „Es bedarf nur eines Betteljuden, um einen Gott am Kreuze zu verhöhnen“, bemerkt Goethe.“

Bismarck sagte 1847 im vereinigten Landtage: „Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. **Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden.** Die Realisierung der christlichen Lehre ist der Zweck des Staates; daß wir aber mit Hilfe der Juden diesem Zwecke näher kommen sollten, als bisher, kann ich nicht glauben .... Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchem ich jetzt meine Pflicht gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin .... Das ist mir doch eine starke Schlußfolge, daß, weil jemand nicht Beamter werden kann, er ein Wucherer werden müsse!“

36 (276). Houston Stewart Chamberlain schreibt in seinem Aufsatz „Rasse und Nation“ im Juliheft 1918 der Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung“ (Verlag J. F. Lehmann München):

„Erst seit dem Jahre 1723, d. h. also mehr als ein halbes Jahrtausend nach der Begründung des englischen Reiches und erst nach einer in der Hauptsache dauernden Festigung des Landbesitzes, ließ das englische Volk die Juden zum Grundeigentum zu. Wer weiß, ob das heutige England — die Weltmacht — unter anderen Bedingungen je entstanden wäre? Ich glaube es nicht. Denn im frühen Mittelalter waren die Juden in England sehr zahlreich; und wenn Sie des berühmten Nationalökonomen Cunninghams Werk The growth of

English industry and commerce during the early and middle ages (dritte Auflage, 1896, S. 199 ff.) aufschlagen, so werden Sie sehen, daß diese Juden, denen bis zum Jahre 1290 jedes Gewerbe und jedes Handwerk offenstand, und gegen die noch kein Vorurteil herrschte, sich ausschließlich mit Geldwucher und anderen unsauberen Geschäften abgaben. Die vielen Versuche der Regierung, die Juden zur Ergreifung anständiger Gewerbe zu bewegen, schlugen fehl. (S. 203.) Und so vergleicht denn Cunningham die damalige jüdische Kolonie mit „einem Schwamm, der das gesamte Vermögen der werdenden Nation aufsog“. Genau ebenso erging es damals dem französischen Adel; fast sein gesamter Besitz war im 13. Jahrhundert an die Juden verpfändet (siehe André Reville: Les paysans au moyen âge 1896, S. 3). **Was hat nun diese Länder vor der gänzlichen Entnationalisierung schon in diesen ersten Anfängen ihres staatlichen Daseins geschützt? Einzig die Klausel, welche den Juden vom Grundbesitz ausschloß.** Ohne diese Maßregel wäre der gesamte Boden von England und Frankreich — abgesehen von den Staatsdomänen — vom 13. Jahrhundert ab jüdischer Besitz gewesen, und die Geschlechter, welche englische Geschichte seitdem gemacht haben, hätten als Frondiener der Wucherer ihr Dasein fristen müssen! Jene eine Maßregel genügte aber nicht, um den zersetzenden Einfluß der großen jüdischen Kolonie in England Einhalt zu tun, und so entschlossen sich die von jeher praktischen Engländer zu einem gründlicheren Vorgehen: **sie entfernten sämtliche Juden aus dem Lande. Vom Jahre 1290 bis zum Jahre 1657 hat es in England keinen Juden gegeben** — d. h. also während der ganzen Konsolidierung der Nation, vom großen ersten Eduard (dem ersten echten Nationalkönig und Begründer des eigentlichen Parlaments) bis nach dem Tode der großen Herrscherreihe, die mit Heinrich VIII. beginnt, in Elisabeth gipfelt und mit Cromwell und seiner weitsichtigen überseeischen Politik endet. Diese Tatsache ist nun von dauerndem Einfluß bis auf den heutigen Tag geblieben. Denn während es zur Zeit der Vertreibung 16000 Juden in England gegeben hatte (siehe Green: History of the English Poeple, Buch 3, Kap. 4), was nach den zuverlässigsten Schätzungen der dama-

ligen Bevölkerungszahlen mindestens 1, wahrscheinlich aber gegen 2% der Bevölkerung ausmachte, gibt es in dem heutigen England (nach dem Jewish Yeär Book für das Jahr 1898) nicht ganz ¼ % Juden. Inzwischen war eben das englische Volk nach jeder Richtung hin erstarkt, und so konnte der Jude nie mehr in dem Maße wie früher — und trotzdem alle Türen und Tore ihm offen standen — Fuß fassen.

Man braucht kein blinder Judenhasser zu sein, um aus einer mehrtausendjährigen Geschichte zu erkennen, daß der Jude überall und immer ein zersetzendes Element gewesen ist. **Seine guten und seine schlechten Eigenschaften wirken beide dahin, daß er das, was er berührt, entweder zerstört oder sich zum Nachteil des anderen aneignet.** Die Juden besitzen viele achtungswerten Eigenschaften; doch das muß jeder einsichtige und wissende Mann zugeben: sie sind jedes politischen Instinktes bar, überhaupt jedes Taktes. Daher durfte jener große, weise, den Juden von Jugend auf freundlich gesinnte Mann — Goethe — die Behauptung aufstellen: **„Duldsamkeit gegen die Juden bedroht die bürgerliche Verfassung“** (Dichtung und Wahrheit, 13. Buch). Ihr ganzer Charakter drängt die Juden dazu, mit Leidenschaft die Gegenwart und nur die Gegenwart zu erfassen; Politik dagegen ist das Verständnis der Zukunft. Und während nun die Politik stets beschäftigt ist, die Reibung zwischen dem, was ist, und dem, was sein wird, zu vermindern, sorglich verhütend, daß der heutige Tag an den höheren Ansprüchen des morgigen verarme und verblute, zugleich aber, daß das Erbteil kommender Geschlechter von dem gegenwärtigen aufgezehrt werde, **hat der Jude für keine dieser beiden Aufgaben Verständnis. Selbst der „edle Jude“ ist folglich für eine junge, werdende Nation nicht zu gebrauchen; selbst er kann ihr nur schaden** . . . .

Soll ich aus dem Gesagten noch die Folgerungen ziehen? Nein, nicht wahr? Es ist nicht nötig. **Nieder mit allen Judenverfolgungen! Nieder mit allem absurden, mittelalterlichen Aberglauben! Nieder mit aller sozialen Geringschätzung und persönlichen Haß!** Gewähren Sie den Juden denselben unverletzlichen Schutz, wie Sie ihn allen Fremden gewähren;

räumen Sie ihnen außerdem, als alten Insassen des Landes, weitergehende Vorrechte ein; lassen Sie sie (da Sie es nicht mehr verhindern können) zu dem gewerblichen und industriellen Wettbewerb zu — doch schauen Sie ihnen dabei genau auf die Finger! **Aber räumen Sie ihnen kein politisches Recht und kein Recht auf Grundbesitz ein. Und sorgen Sie dafür, daß die Juden nicht die Herren der öffentlichen Meinung durch die Zeitungen, und nicht die Herren der Köpfe und der Herzen durch die Beherrschung des Büchermarktes und der Schule werden.** Der frühere Berliner Vertreter der „Times" — ein Jude — veröffentlichte vor einigen Jahren ein Buch über Deutschland, in dem er triumphierend meldet: **„Es gibt keine deutsche Literatur mehr, sondern nur noch eine jüdische Literatur in deutscher Sprache".** Schutzgesetze wären hier zu wünschen, **doch noch viel wichtiger ist die aktive Abwehr des jüdischen Einflusses durch die bewußte Erkenntnis seiner Gemeingefährlichkeit.** Nicht etwa, als ob ich die Motive des Juden verdächtigen wollte, ich tue es auf geistigem ebensowenig wie auf gewerblichem Gebiete; der Jude hat das Recht, so zu sein, wie er ist; die Zähigkeit, mit welcher er an seiner Eigenart festhält, ist bewundernswert und nachahmungswürdig; **doch für unsern Geist und für unser Gemüt ist sein geistiger Einfluß ein zerfressendes Gift.**

Die jüdische Wochenschrift „Volk und Land" (Welt-verlag, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 150) veröffentlicht im 2. Heft vom 9. Januar 1919 einen Aufsatz von John Fraser „Die amerikanischen Juden und ihr Berufsleben", der ein anschauliches Bild von der ungeheuren Machtstellung entrollt, die das Judentum in Amerika bereits einnimmt. Es heißt darin:

„Die amerikanischen Juden versorgen die Masse der Bevölkerung nicht nur mit Bekleidung sondern auch mit Wohnung. Das „Grundstück-Jahrbuch" enthält eine vollständige Liste aller Grundeigentümer in New York. Dieses Buch ist ein fortlaufendes Verzeichnis jüdischer Namen. Die Smith, Robinson, O'Brien und Murphy sind nur vereinzelt vertreten, aber die Namen Cohn, Levy, Kahn und Rosenthal füllen ganze Serien von Seiten.

..... Eine beträchtliche Anzahl dieser heutigen millionenreichen jüdischen Grundbesitzer waren noch vor wenigen Jahren Hausierer ... Es unterliegt keinem Zweifel, daß in wenigen Jahren die Juden den weitaus größten Teil von Manhattan Island, des teuersten Stückes Grund und Boden in der ganzen Welt besitzen werden.

In New York sind die Hälfte der Studenten der Columbia-Universität und drei Viertel der Universität von New York Juden. Diese jungen Leute überschwemmen bereits die Zivilbehörden und verdrängen die amerikanischen und irischen Mitbewerber.

Die ärztlichen und Laboratorienberufe, in denen New York ein ganzes Heer beschäftigt, füllen sie fast gänzlich aus. Auch im Ingenieurwesen bilden sie eine große Majorität. Im niederen Gerichtswesen haben sie die meisten Stellungen inne, die die ganze Stadt zu vergeben hat ...

Die großen Warenhäuser, wie wir sie heute kennen, verdanken ihren Ursprung jüdischen Köpfen; die Namen Straus, Altman, Blomendale, Siegel, Grenhut erzählen von den Kaufhäusern der großen Städte, deren Mehrzahl erst in der letzten Generation sich aus kleinsten Anfängen entwickelt hat.

Die Juden beherrschen auch das Whisky- und Spirituosengeschäft in den Vereinigten Staaten. Achtzig Prozent der organisierten Händler dieser Branche sind Juden. Auch in der Brennerei und im Engroshandel machen die Juden hier 60 Prozent aus.

Im Zwischenhandel haben sie die Kontrolle der Weinproduktion Kaliforniens.

Ähnlich ist es mit der Tabakbranche. Juden besuchen die tabakbauenden Staaten, kaufen nahezu das ganze Quantum Blattabak auf, so daß die großen Tabakgesellschaften das Rohprodukt von ihnen kaufen müssen....

Das amerikanische Eisenbahnwesen zwischen dem Mississippi und der Küste des stillen Ozeans und südlich vom Missourie bis zur mexikanischen Grenze ist jetzt in hohem Maße in jüdischen

Händen, wobei die Firma Kuhn, Loeb u. Co. die größte Rolle spielt . . .

Auch die Vergnügungsstätten der Ver. Staaten sind fast ausschließlich in jüdischen Händen; mindestens 90 Prozent der Opernhäuser, Theater, Kinematographen usw. werden von Juden betrieben; sie widmen sich diesem Geschäft nicht als Schauspieler, die zu Theaterleitern avanciert sind, sondern weil sie große Verdienstmöglichkeiten darin sehen. Es gibt ein halbes Dutzend großer Theaterfirmen, deren Inhaber alle Millionäre sind. Eine dieser Firmen, Schubert, hat nahezu 20 Theater in New York und ist an mindestens 80 weiteren beteiligt. Die große Mehrzahl der Juden im amerikanischen Theatergeschäft hat nur geldliches Interesse und macht keinen Anspruch darauf die Kunst zu fördern."

Die Juden sind im Begriffe, die Weltherrschaft anzutreten! Es ist die allerhöchste Zeit, daß den Kulturvölkern der ganzen Erde endlich die Augen für diese Tatsache aufgehen!

Die Judenfrage ist für uns Deutsche die Frage aller Fragen, denn ihre Lösung ist die Vorbedingung deutscher Erneuerung und neuen deutschen Aufstieges! Solange aber deutsches Empfinden, Denken und Wollen durch das jüdische gehemmt und niedergehalten wird, ist an deutsche Wiedergeburt nicht zu denken! Und erst recht nicht im Zeichen der Republik! Soll diese Staatsform dem deutschen Vaterlande zum Segen werden, dann müssen erst recht Mittel und Wege gefunden werden, die Vorherrschaft des Judentums in Deutschland zu brechen! Zur Gesundung des von den Juden künstlich krank gemachten und verelendeten deutschen Volkes ist nichts weiter erforderlich, als daß der Deutsche in Deutschland wieder sein eigener Herr und unabhängig vom Juden werde! Wir verlangen für uns nur das Selbstbestimmungsrecht innerhalb unserer Grenzpfähle! Was würden die Juden wohl dazu sagen, wenn sich Deutsche in die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden einmischten oder darin gar die Führung beanspruchten? Oder wenn ein Deutscher den Ehrgeiz hätte, Ministerpräsident im neuen Judenstaate Palästina zu werden? Und unser Selbstbestimmungsrecht wollen

wir dem Juden gegenüber nicht mit Gewalt, sondern durch Volksabstimmung auf gesetzgeberischem Wege durchsetzen! Das ist die Lösung der Judenfrage, die wir erstreben! Und dazu ist nichts weiter nötig als Aufklärung über das Wesen des Judentums und seinen verhängnisvollen Einfluß auf unser gesamtes Wirtschafts- und Kulturleben, und Zusammenschluß der Aufgeklärten zu einer festen Organisation! Aufklärung, Aufklärung, unermüdliche Aufklärung in Wort und Schrift, von Mann zu Mann, von Frau zu Frau, von Haus zu Haus, das ist das Einzige, was not tut, uns aus der Versklavung und Verelendigung durch das Judentum zu erretten! Alles andere kommt auf gesetzlichem Wege durch den Volkswillen von selbst.

Wer dazu beitragen will, die überragende Macht des Judentumes in Deutschland zu brechen und dadurch unser unglückliches Vaterland der Wiedergesundung und Wiederauferstehung aus Not und Nacht, Schmach und Schande entgegenzuführen, der trete einem der Verbände bei, die den Kampf gegen die Vorherrschaft des Judentums in Wort und Schrift auf gesetzlichem Wege sich zur Aufgabe machen. Die beiden bedeutendsten sind: Der **„Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund“** Hamburg 1, Postschließfach 38 (Eintrittsgeld M. 3.—, Jahresbeitrag M. 12.—), der **„Deutschbund“**, Gotha. Die Mitgliederlisten werden nicht veröffentlicht.

Die genannten Verbände vertreten folgende Forderungen:

1. **Ein deutsches Gesetz gegen jüdische Zuwanderung.**
2. **Schaffung eines Fremdenrechtes für die Juden.**
3. **Förderung aller Bestrebungen, den Juden in ihrem Vaterlande Palästina eine Heimstätte zu errichten.**
4. **Bekämpfung des unheilvollen jüdischen Einflusses auf unser geistiges, sittliches und wirtschaftliches Leben.**
5. **Übersetzung der jüdischen Religionsschriften und Prüfung ihres Inhaltes von Staates wegen.**
6. **Förderung aller Bestrebungen zur Hebung der rassischen, seelischen und wirtschaftlichen Gesundheit des deutschen Volkes.**

Schriftenkunde zur Einführung in die Judenfrage.

Wem es darum zu tun ist, Einblick in die Rassenfrage, besonders in den verhängnisvollen Gegensatz deutschen und jüdischen Wesens zu erhalten — und diese Pflicht hat jeder Deutsche, der sein Vaterland lieb hat — der lese vor allem Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (eine neue Volksausgabe dieses klassischen Werkes, die 12. Auflage, 110. Tausend, ist im Verlage F. Bruckmann, München, erschienen. Preis geb. M. 30.—.)

Nächst diesem Buch empfehle ich Gobineaus „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ in der ausgezeichneten deutschen Übersetzung von Ludwig Schemann. (Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart, 3. Auflage, 4 Bände. Dieses Werk, in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen, rollte zum ersten Male die Rassenfrage als Völkerschicksalsfrage auf. In einigen wissenschaftlichen Einzelfragen ist es von der neuesten Forschung überholt, aber die mit unvergleichlicher Genialität durchgeführte Grundlehre, daß die Kulturen aller Völker und Zeiten arischen (indogermanischen) Ursprunges sind, und daß die germanische Rasse die edelste und führende Kulturrasse der Welt und das eigentliche kulturerzeugende Element auch der nichtdeutschen Kulturvölker der Gegenwart ist, wird das unwiderlegliche Ergebnis rassenwissenschaftlicher Forschung sein und bleiben. Das Werk Gobineaus klingt in die düstere Weissagung aus, daß der Rassenverfall und damit Untergang der Germanen infolge der bereits zu weit vorgeschrittenen Semitisierung der europäischen Völker unaufhaltbar sei. Diese Auffassung jedoch teilt die wissenschaftliche Anthropologie der Gegenwart nicht. Wir haben es durchaus in der Hand, durch zielbewußte Rassenhygiene, besonders durch Bewahrung vor

weiterer artfremder Blutzufuhr, unser deutsches Volk auf der sehr ansehnlichen Höhe seiner gegenwärtigen Rassenkraft zu halten und ihm so eine noch ganz ungeahnte Zukunft zu verbürgen.

Eine politische Theorie auf rassenwissenschaftlicher Erkenntnis hat Ludwig Woltmann in seinem grundlegenden Werke „Politische Anthropologie“ gegeben. (Verlag Eugen Diederichs, Jena. Preis gebunden M. 8.30.) Hier wird zum ersten Male ein rassenwissenschaftliches System der praktischen Politik aufgestellt. Die Entwicklung der Familienrechte, die soziale Geschichte der Stände und Berufe, die politische Entwickelung der Völker, Ursprung und Entwickelung der politischen Parteien und Theorien wird mit strengster Wissenschaftlichkeit rassisch begründet. Kein Staatsmann und Politiker dürfte es versäumen, dieses gründliche Werk zu studieren.

Die „Politisch-anthropologische Monatsschrift für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage“, begründet von Ludwig Woltmann und herausgegeben von Dr. Schmidt-Gibichenfels (21. Jahrgang, Politisch-anthropologischer Verlag, Hamburg 1, Ferdinand-Str. 5) setzt das Werk Woltmanns fort.

Mit dem Wesen der „jüdischen Religion“ machen den Leser folgende Schriften bekannt:

„Der Talmudjude“ von Professor Dr. August Rohling, Neuausgabe von Carl Paasch (21.—25. Tausend, Deutschvölkische Verlagsanstalt, Hamburg, Preis M. 3.—).

„Der Judenspiegel im Lichte der Wahrheit, eine wissenschaftliche Untersuchung“ von Privatdozent Dr. Jakob Ecker (Verlag der Bonifaciusdruckerei, Paderborn, Preis M. 1.80). Diese streng wissenschaftliche Schrift enthält über zweihundert Stellen aus den jüdischen Religionsvorschriften im hebräischen Urtext und in deutscher Übersetzung.

„Blicke ins Talmudische Judentum, nach den Forschungen von Dr. Konrad Martin, Bischof von

Paderborn, dem christlichen Volke enthüllt." (Verlag der Bonifaciusdruckerei, Paderborn, Preis 60 Pfennig.) „In dem Büchlein werden verschiedene Lehren des Talmud beleuchtet und ihre Gefährlichkeit und Schädlichkeit für das soziale Leben gezeigt."

„Unmoral im Talmud" von Alfred Rosenberg (Deutscher Volksverlag, München. Preis M. 3.—), bietet seine vortreffliche methodische Übersicht über die mit unserem deutschen, christlichen Empfinden und Denken unvereinbaren Lehren des Talmud.

„Biblischer Antisemitismus" von Pastor Karl Gerecke (Deutscher Volksverlag, München. Preis M. 5.50), spiegelt die weltgeschichtliche Schuld des Judenvolkes in dem antisemitischen Jona-Buche des Alten Testamentes.

„Baldur und Bibel" mit 36 Abbildungen von Fr. Döllinger (Verlag Lorenz Spindler, Nürnberg. Preis M. 14.—), bringt neue Enthüllungen über die Bibel und die vorjüdische, arische Kultur des biblischen Kanaans. (Vgl. hierzu Anmerk. 4, S. 289.)

Die wahrheitswidrige Geschichtsüberlieferung, skruppellosen Verschiebungen und Fälschungen, und die Notwendigkeit, die uns überlieferten alttestamentlichen Glaubensanschauungen zu überprüfen und von Grund aus neu zu gestalten, enthüllt das aufsehenerregende Werk des Professors Dr. Friedrich Delitzsch „Die große Täuschung" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1920. Preis M. 9.60).

Mit welchen raffinierten Mitteln die Juden auch heute noch ihre biblische Fälschungs- und Verschleierungstaktik fortsetzen erhellt aus der Schrift „Der große Volks- und Weltbetrug durch die internationale Vereinigung ‚Ernster Bibelforscher'" von August Fetz (Deutschvölkische Verlagsanstalt, Arthur Götting, Hamburg. Preis M. 3.—).

Über die Trübung der ursprünglichen Lehre Christi durch den jüdischen Geist des alten Testamentes und die dadurch bewirkte jüdische Entstellung und Klerikalisierung der christlichen Kirche, sowie über die Notwendigkeit und die Möglichkeit, die

Lehre des Heilandes in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen, darüber klärt den Leser das in seiner Art klassische Werk „Der deutsche Heiland," (Neuauflage des „Anticlericus") von Friedrich Andersen, Hauptpastor in Schleswig, auf. (München, Deutscher Volksverlag, Dr. Ernst Boepple, 1921, Preis M. 15.—.) In diesem Buche wird auch der Nachweis geführt, daß Jesus nicht der Vollender sondern der Vernichter des alten Testamentes ist. Die Vollendung des Alten Testamentes ist nicht das Neue Testament, sondern der Talmud. Die Lehre des Heilandes als göttliche Offenbarung und die christliche Religion als einzige heroische Weltreligion, wird von Andersen ins hellste Licht gerückt. Katholiken, Protestanten und andere Christen werden das Buch zu ihrer tiefsten Erbauung lesen, denn nicht auf das eine oder andere Bekenntnis kommt es an, sondern einzig und allein darauf, daß wir Christen sind, tief durchdrungen von der Göttlichkeit des Heilandes und seiner Lehre, wie sie dogmenlos in den Evangelien, ganz besonders rein aber im Johannesevangelium zum Ausdruck kommt.

Einen raschen, aber tiefen Einblick in den Kern der Judenfrage bietet Theodor Fritsch's „Beweismaterial gegen Jahwe" (Hammerverlag, Leipzig, Königstraße 17, 7. Aufl. geh. M. 6.60, geb. M. 8.—) und Roderich-Stoltheims kurzgefaßtes Buch „Das Rätsel des jüdischen Erfolgs". (Hammerverlag, Leipzig, geh. M. 7.50, geb. M. 9.—.) Eine Fülle geschichtlichen, sozialwissenschaftlichen, literarischen und statistischen Materials über alle mit dem Judenproblem zusammenhängenden Fragen gibt das ausgezeichnete „Handbuch der Judenfrage" von Theodor Fritsch (Sleipner-Verlag, Hamburg 36, Neue ABC-Straße 8), 28. Auflage, 48.—67. Tausend, Preis M. 10.—.

Außerordentlich lehrreich ist die Hammer-Schrift Nr. 19, „Jüdische Selbstbekenntnisse", zusammengestellt von Ernst Kämpfer (Preis M. 1.40) und das erste Heft der deutschvölkischen Hochschulschriften „Judentum und deutsche Literatur" von Adolf Bartels (Kom-

missionsverlag Volkstümliche Bücherei, Berlin N. 4, Preis M. —.50).

Eine ausgezeichnete unter dem Gesichtspunkt der Rassenfrage geschriebene Literaturgeschichte ist: „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ von Adolf Bartels. (Leipzig, Verlag H. Hässel, 9. Aufl.)

Folgende Zeitschriften bewußt deutschen Gepräges unterrichten über die von dem Alljudentum unablässig betriebene Zersetzung deutschen Empfindens, Denkens und Strebens auf den Gebieten des Schrifttums und der Schaubühne, der Kunst und der Politik:

„Der Türmer“, Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß (Verlag Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart), vierteljährlich (6 Hefte) M. 5.—.

Deutschlands Erneuerung“, Monatsschrift für das deutsche Volk, herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Geheimrat Professor Dr. Dietr. Schäfer, Dr. G. W. Schiele, Reg.-Präsident v. Schwerin, Geheimrat R. Seeberg. Schriftleitung Dr. Erich Kühn. (Verlag J. F. Lehmann, München.) Vierteljährlich M. 5.—. Einzelheft M. 1.80.

Über alle mit dem Judenprobleme zusammenhängenden politischen, sozialen und literarischen Fragen hält dauernd auf dem Laufenden die Wochenschrift „Deutschvölkische Blätter“ (36. Jahrgang, durch die Post vierteljährlich M. 4.20, Hamburg 1, Ferdinandstraße 5) und der „Hammer“, Parteilose Zeitschrift für nationales Leben. (21. Jahrgang. Monatlich 2 Nummern, vierteljährlich M. 6.—. Herausgeber Theodor Fritsch, Verlag und Schriftleitung Leipzig, Königstraße 17. Probebände bestehend aus 3 Nummern werden gegen Einsendung von M. 1.— frei zugesandt.) Ferner unterrichtet über dieses Gebiet „Auf Vorposten“, Monatsschrift des „Verbandes gegen Überhebung des Judentums“, herausgegeben von Müller von Hausen. (Vierteljahr M. 1.50. Verlag: Auf Vorposten, Charlottenburg 4.)

Das Wesen der alljüdischen Presse wird trefflich dargestellt in dem Werke von August Eigenbrod: „Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung in ihrem Verhalten zu den nationalen Fragen 1887—1914“ (Verlag A. Albrecht, Berlin-Schöneberg) Preis M. 2.—. Die Hammerschrift Nr. 28 „Der jüdische Zeitungspolyp“ von Theodor Fritsch d. J. (Leipzig, Hammerverlag, Königstr. 17. Preis M. 2.—), liefert ein — freilich noch sehr lückenhaftes — Verzeichnis der jüdischen und jüdisch beeinflußten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands.

Ein unentbehrliches Nachschlagewerk ist der „Semi-Kürschner“, Literarisches Lexikon der Schriftsteller, Dichter, Bankiers, Geldleute, Ärzte, Schauspieler, Künstler, Musiker, Offiziere, Rechtsanwälte, Revolutionäre, Frauenrechtlerinnen, Sozialdemokraten usw. jüdischer Rasse und Versippung, die von 1813—1913 in Deutschland tätig oder bekannt waren, unter Mitwirkung von völkischen Verbänden, Gelehrten, Künstlern, Geistlichen, Politikern, Juristen Agrariern, Handwerkern, Industriellen, Kaufleuten, von Männern und Frauen des In- und Auslandes, herausgegeben von Philipp Stauff (Selbstverlag von Ph. Stauff, Berlin-Groß-Lichterfelde, Moltkestraße 46a, Preis M. 6.—).

Nicht minder wichtig und belangreich ist der „Semi-Gotha“, historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jüdischen Ursprungs (1200 Seiten, 2. Aufl., Preis M. 36.—, Kyffhäuserverlag, Zechner u. Co., München 23).

Wer sich über die praktische Rassenhygiene und ihre biologischen Voraussetzungen unterrichten will, der lese die ganz vorzügliche und inhaltsreiche Schrift „Der völkische Gehalt der Rassenhygiene“ von Dr. F. Siebert (Verlag J. F. Lehmann, München. Preis M. 3.—.)

In unübertrefflicher Weise deckt das Werk von Wilhelm Meister „Judas Schuldbuch“ (Deutscher Volksverlag, München, 6. bis 10. Tausend. Preis geh. M. 8.60, geb. M. 12.50), die ungeheure Schuld des Judentumes an unserem sittlichen und politischen Zusammenbruch und an all

der Not und Schmach und Schande auf, durch die unser unglückliches Volk und Vaterland heute gehen muß. Dieses vortreffliche Werk sei dem Leser auf das Wärmste empfohlen. Es zieht gleichsam die Summe aus den in meinem Zeitromane angeschnittenen kulturellen und politischen Fragen und macht die Probe auf das tragischste Exempel, das die Weltgeschichte je erlebt hat.

Die beiden Aufsehen erregenden Werke „Weltfreimaurertum, Weltrevolution, Weltrepublik", eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges von Nationalrat Dr. Fr. Wichtl, (J. F. Lehmanns Verlag, München, 20. bis 22. Tausend, Preis M. 7.—) und „Die Geheimnisse der Weisen von Zion", herausgegeben von Gottfried zur Beek (3. Aufl. Verlag „Auf Vorposten", Charlottenburg 4, Preis M. 10.—) enthüllen die jüdische Leitung der Weiltfreimaurerei und die planmäßige Heraufbeschwörung des Weltkrieges durch das internationale Judentum zu dem Endzwecke, sämtliche christlichen Monarchien der Welt und das Christentum zu vernichten, und die jüdische Weltherrschaft unter der Maske der einzelnen Länderrepubliken aufzurichten.

„Die Judenfrage im Ausland" betitelt sich eine Bücherreihe, die von der deutschvölkischen Verlagsanstalt (A. Götting), Hamburg 1, herausgegeben wird. Erschienen ist das erste Buch der Reihe „Die Judenfrage in England" von G. E. Winzer (Preis M. 9.—). Der Leser erhält ein anschauliches Bild von dem Antisemitismus, der sich in England zu regen beginnt.

Nachwort
zur 1., 2. und 3. Auflage.

Dieses Buch ist dem Deutschen Houston Stewart Chamberlain gewidmet. Zu Beginn des Weltkrieges hat er, der begeisterte Verkünder deutscher Art und deutscher Größe, die deutsche Staatsangehörigkeit erworben. Aber dieser äußere Vorgang war nur Symbol für einen tiefinnerlichen, der sich längst in ihm vollzogen hatte. Chamberlain war Deutscher von dem Augenblicke an, da er sich seines Fühlens und Denkens bewußt geworden war, denn sein Fühlen und Denken war immer deutsch. So hatte er sich schon längst Heimatsrecht und Heimat in allen deutschen Herzen erobert. Die Besten unseres Volkes empfanden ihn stets als einen der Unsern genau so wie Shakespeare und Carlyle und den germanischem Blute entstammten Gobineau. Mit Stolz zählen wir heute Houston Stewart Chamberlain zu unsern großen geistigen Führern. Daß ihm, dem Deutschen, dieses Buch gewidmet ist, bedarf daher keiner Erklärung. Eine persönliche Bemerkung darüber sei jedoch gestattet, da sie manchem Leser zugute kommen wird.

Auf einer jener üppigen Berliner Gesellschaften am Kurfürstendamm wurde ich eines Tages auf Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" aufmerksam gemacht. Ich hörte einen jüdischen Arzt gewaltig über das Buch schimpfen. Das veranlaßte mich, es durchzublättern. Aus dem Durchblättern wurde ein Lesen, aus dem Lesen ein Studium. Wie ein Magnet plötzlich Richtung und System in einen Haufen Eisenfeilicht bringt, so ordneten sich unter dem Eindruck des Buches meine Empfindungen und Erfahrungen, Gedanken und Vermutungen zur geschlossenen Kette. Sofort schaffte ich mir Chamberlains übrige Werke an. Sein „Kant" war mir eine Offenbarung, sein „Goethe" wirkte auf mich wie eine kopernikanische Tat, seine „Worte Christi" wurden mein ständiger Begleiter. Es vollzog sich in mir eine vollkommene geistige Wiedergeburt. Und was mein Vertrauen zu ihm ins Grenzenlose steigerte, er stand ebenso

wie ich auf dem festgefügten Boden der Naturwissenschaft, ohne sich über ihre Grenzen zu täuschen oder ihre Leistungen zu überschätzen.

Mit neuen Augen und neuen Ohren durchwanderte ich nun unter Chamberlains geistiger Führung in jahrelangen, folgerichtigen Studien ein Gebiet, das von den altindischen Heldengedichten über Hesiod und Homer bis zur Edda und dem Nibelungenliede reicht, von den indischen Veden über Demokrit und Plato bis zu Goethe und Kant, von Aeschylos und Euripides bis zu Shakespeare und Kleist, Schiller und Richard Wagner, von den altindischen und assyrisch-babylonischen Urkunden über Herodot und Tacitus bis zu Mommsen, Treitschke und Gobineau. Und das war das Ergebnis:

Rasse ist alles! Sie ist der Schlüssel nicht nur zur Geschichte der Menschheit, der Völker und Familien, sondern auch zur Persönlichkeit des einzelnen Menschen. Alles, was ich bin, fühle, denke, will, was aus mir geworden ist, wird und werden kann, verdanke ich einzig und allein meiner Rasse. Die Rasse ist nebst meiner Religion das Höchste und Heiligste, was ich besitze. Ja, meine Religion besitze ich nur durch meine Rasse, denn nur meine Rasse ist es, die mir meine Religion möglich macht und mir das tiefinnerliche Verständnis für sie erschließt. Rasse und Religion sind Eins! Und das Wissen, daß ich der edelsten Rasse entstamme, die je der Erdboden getragen hat und dazu berufen ist, alle Völker des Erdballs ihrer höchsten und letzten Bestimmung entgegenzuführen, legt mir die hohe Verpflichtung auf, alles daran zu setzen, daß diese Rasse rein und heilig und für fremdes Blut unantastbar bleibe! Das bin ich nicht nur mir und meinen Kindern, sondern in höchstem Maße meinem Volke und meinem Vaterlande schuldig, denn Volk und Vaterland geht, wie die Geschichte lehrt, unrettbar zugrunde, wenn die Rasse durch Mischung mit artfremden Blute verdirbt.

Die rassische Betrachtung der Geschichte lehrt, daß der Verfall der arischen Völker immer die unmittelbare Folge ihrer Semitisierung und der dadurch bewirkten Demokratisierung ist. Beide gehen stets Hand in Hand. Der Heroenzeit der hellenischen Arier ist die Demokratie ebenso fremd wie den vom Se-

mitentum noch nicht berührten Römern und Germanen. Erst die Blutmischung mit der bereits stark semitisierten vorarischen Mittelmeerrasse, auf die sich Griechen und Römer schichteten, bewirkte ihre Demokratisierung und damit zugleich den beginnenden Verfall, der schließlich unaufhaltbar beschleunigt sich vollzog, je reichlicher sich das semitische Blut aus Kleinasien, Syrien und Nordafrika nach Griechenland und Italien ergoß. Unter „Demokratie" ist hier nicht die Kontrolle des Monarchen durch gewählte Volksvertreter und ihre Mitwirkung am Regierungsgeschäft zu verstehen — das ist vielmehr uralte germanische Art, die sich nie der Eigenmächtigkeit ihrer Fürsten beugte — sondern die Vergewaltigung der organisch bedingten und notwendigen Minderheiten durch die urteilslose Masse, die nur ihr Eigenwohl, aber nicht das Wohl des Staatsganzen kennt.

Seit der französischen Revolution, deren Gleichheitstaumel alle Hirne verbrannt, gelangten nun auch die Juden, ein semitisches Bastardvolk verhängnisvollster Blutmischung, zu völkischem und politischem Einfluß. In Frankreich, Italien und England haben sie es längst verstanden, sich die höchsten Staatsstellen zugänglich zu machen. Cremieux, Gambetta, Gallo, Majorana, Luigi Luzatti, Nava, Sonnino, Salandra, Lord Beaconsfield (D'Israeli), Lord Northcliffe waren und sind samt und sonders Juden. Auch die Führer der russischen Revolution und des Bolschewismus sind fast nur Juden.[1])

---

[1]) Der Jude Benjamin D'Israeli (Lord Beaconsfield), der bekannte englische Minister, schreibt in seinem Roman „Coningsby" (1844 Tauchnitzausgabe S. 251 ff.):

„In diesem Augenblick übt der jüdische Geist trotz jahrhundertelanger, trotz jahrtausendelanger Verfolgungen und Erniedrigungen einen großen Einfluß auf die Geschicke Europas aus. Ich spreche nicht von dem Gesetze der Hebräer, dem ihr noch gehorcht, nicht von ihrer Literatur, von der euer Geist durchdrungen ist, sondern von der lebendigen Intelligenz der Hebräer. Sie werden sehen, daß es in Europa keine einzige große geistige Bewegung gegeben hat an der die Juden nicht ihren

Das deutsche Volk ist nun infolge der Ungunst seiner geographischen Lage, die sich aber in völkischer Hinsicht als sein Glück erwies, und der durch sie bedingten Abwehrstellung von dem Zufluß des semitisierten italischen Völkerchaos verschont geblieben. Trotzdem droht auch ihm heute Semitisierung, Demokratie und Untergang, denn seit der Reichsgründung haben auch ihm wie allen Völkern die Juden ihre Organe ins Fleisch geschlagen. Aufblühende Völker und Kulturen haben zu allen Zeiten die Juden angezogen wie der Syrup die Fliegen. Mit Hilfe der Taufe und der Blutmischung hatte sich auch bei uns bereits vor der Revolution das Judentum Zugang zu den höchsten Staatsstellen verschafft. Die vertraute Umgebung des Kaisers war durch und durch jüdisch verseucht. Ungeheuer war der politische Einfluß, den es unaufhörlich und mit wachsender Wirkung durch Kapital und Presse auf die Staatsleitung ausübte. Durch tausende verborgene Kanäle wußte es immer zur rechten Zeit an der richtigen Stelle sich zur Geltung zu bringen.[1])

---

großen Anteil hatten. Die ersten Jesuiten, waren Juden; die geheimnisvolle russische Diplomatie, die den ganzen Westen Europas beständig in Aufregung hält, ist von Juden organisiert und wird von ihnen geleitet. Die mächtige Revolution, die sich in diesem Augenblicke in Deutschland vorbereitet, entwickelt sich gänzlich unter den Auspizien der Juden, die die Professorenstühle von Deutschland monopolisieren.

Wie Sie sehen, mein lieber Koningsby, wird die Welt von ganz anderen Leuten regiert, als diejenigen glauben, die nicht hinter den Kulissen stehen."

[1]) Der Jude Heinrich Landsberger schreibt in der „Neuen Rundschau" im November 1910, S. 1612 ff. unter dem Decknamen Junius: „Die Juden regen sich in jeder Keimzelle der Nation mit solcher Frische und Lebendigkeit, daß man schon von einer jüdischen Renaissance

Die verschiedenen Phasen des Weltkrieges haben das auffällig gezeigt. Die Solidarität des deutschen Judentums, wie es sich als politische, wirtschaftliche und geistige Macht im „Berliner Tageblatt" und in der „Frankfurter Zeitung" verkörpert, mit dem internationalen Judentum ist heute

---

sprechen hört. Es geht ihnen gut, nicht nur geschäftlich .... Es gibt kaum einen Bezirk nationalen Wirkens, in welchem kein jüdisches Element steckt. Es gibt kaum noch eine judenreine Aktion großen Stils... Darum ist der Jude als Großbänker, Großhändler, Großreeder, als Finanzier aller Kollektivbedürfnisse zwar nicht der offizielle Politikus wenigstens nicht in dem noch (!) vom Beamtentyp geleiteten Staate; aber hinter den Kulissen ist er ohne Unterlaß tätig ....; er ist der eigentliche Drahtzieher und Akteur, klug genug, die dekorative Geste andern zu überlassen. Und darum, weil der Jude so tief im kapitalistisch gerichteten Leben nistet, schwirrt es an höchsten und allerhöchsten Orten von Ballins, Rathenaus, Fürstenbergs. Darum macht Sir Ernest Kassel Weltgeschichte. Darum waren Sonnino und Luzzatti in Italien Finanzminister und Ministerpräsidenten. Darum wimmelt es auf den Kolonialkongressen und in Kolonialgesellschaften von Juden die bei der Aufgabe, die noch dunklen Punkte durchzukapitalisieren, nicht fehlen dürfen. Darum müssen in der nationalliberalen Partei, welche die großen Verbände der Unternehmer und Industrieexporteure hauptsächlich mit vertritt, von Rechtswegen Juden umgehen und vom politischen Ehrgeiz gestachelte Bankdirektoren a. D. Unterschlupf suchen. Darum balancieren auch so zahlreiche jüdische Seiltänzer auf dem vom Hansabund gespannten Seil in der Maske der Harmonieapostel. Schon gibt es jüdische Latifundienbesitzer, die Rechtsnachfolger von Fürsten und Baronen" usw.

offenkundig.[1]) Diese beiden alljüdischen Blätter und die von ihnen gespeiste Presse Deutschlands hätte vor und während des Krieges unseren Feinden nicht besser in die Hände arbeiten können als sie es getan haben, selbst wenn sie bezahlte Vasallen unsrer Feinde gewesen wären. Unaufhörlich haben sie unsere deutschen Einrichtungen beschimpft und lächerlich gemacht und im Auslande den Eindruck erweckt, als herrschten barbarische Zustände in unserm deutschen Vaterlande. Unermüdlich haben sie Jahrzehnte hindurch an der Untergrabung und Zersetzung des deutschen Ehr- und Nationalgefühls gearbeitet und schließlich die Zermürbung unserer inneren und äußeren Front bewirkt und dadurch all die Schmach und Schande und das Elend über unser Vaterland heraufgeführt. Die Beteiligung der Juden an den Ereignissen des Umsturzes hat inzwischen auch den Blindesten die Augen geöffnet. Ein Jude — Kurt Eisner — war es, der den ersten deutschen Fürstenthron umstieß und da-

---

Der Jude Klötzel schreibt in Nr. 2 der Zeitschrift „Janus“ (1912) „..... Man nennt uns eine Gefahr des Deutschtums. Gewiß sind wir das, so sicher, wie das Deutschtum eine Gefahr für das Judentum ist.... Ob wir die Macht haben das ist die einzige Frage, die uns interessiert, und darum müssen wir danach streben, eine Macht zu sein und zu bleiben.“

[1]) Der englische Jude Lucien Wolf schrieb um die Wende der 99er Jahre in der „Pall-Mall-Gazette“ in London (s. Fritsch, Antisemitenkatechismus 1893, S. 218): „Ungeachtet entgegenstehender Behauptungen halte ich daran fest, daß Juden zuerst Juden sein müssen ... Ich will nicht näher darauf eingehen auf die Absurdität ein unbegrenztes Nationalbewußtsein höher zu stellen, als die Aspirationen, welche mir durch die weisen Grundgesetze meiner Rasse gelehrt sind. Wir Juden haben in dem was man das mosaische Gesetz nennt, ein politisches Credo von detailliertestem Charakter.“

durch das Signal zum allgemeinen Umsturz gab. Zu nicht weniger als 80 Prozent sitzen die Juden in der Umsturzregierung! Der Halbjude Karl Liebknecht und die Volljüdin Rosa Luxemburg sind die Führer der Spartakisten.

Die Rassenfrage ist nicht nur eine platonisch-wissenschaftliche und ethische, sie ist vor allem eine praktisch staatsmännische! Sie ist es, die über Sein oder Nichtsein deutscher Eigenart und damit über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidet.

Über diese Lebensfrage dem deutschen Volke die Augen geöffnet zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Houston Stewart Chamberlains. Es ist in Zukunft nicht mehr möglich, deutsche Politik zu machen, Geschichte, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte zu schreiben, ohne die Rassenfrage zu berücksichtigen. Soll Deutschland nicht wie Hellas und Rom zugrunde gehn, so muß es sich aus den Polypenarmen des Alljudentums befreien.

Hierbei ist zu bemerken, daß zum Alljudentum auch all jene aus deutschem Blute Geborenen zählen, die vom Judentume geistig und körperlich angesteckt in Lebensführung, Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst einer Richtung huldigen, die wir als undeutsch und widerdeutsch empfinden, und die ihre stumpfmaterialistischen Bestrebungen durch bestechende Schlagworte wie „Kultur“, „Fortschritt“, „Gleichheit“, „Menschlichkeit“, „Weltseele“ usw. zu verdecken sucht und das Weltbürgertum über das Deutschtum setzt. Sicherlich wissen wir Deutsche jedes Volk nach seiner Eigenart zu schätzen, uns an seinen Schöpfungen zu erfreuen und aus ihnen zu lernen, und den geistigen und wirtschaftlichen Verkehr von Volk zu Volk würdigen wir seiner ganzen Bedeutung nach. In diesem Sinne sind wir alle Weltbürger. Aber ohne Gefahr, unsere deutsche Eigenart zu verlieren und in einen chaotischen Menschheitsbrei zu versinken, können wir es nur sein, wenn wir bewußte Deutsche sind und unsere Rasse hoch und heilig, rein und unantastbar halten. Diese Erkenntnis verdanken wir Houston Stewart Chamberlain.

Aber damit ist die Bedeutung Chamberlains für das

deutsche Geistesleben nicht erschöpft. Den Naturforscher, Philosophen, Politiker, Schriftsteller und Künstler zu würdigen, ist im Rahmen dieses Nachwortes nicht möglich, und sein Bestes und Größtes, hat er uns erst noch zu sagen. Vorläufig ist es nur wenigen Freunden bekannt. Wer aber mit seinem Gesamtschaffen vertraut ist, dem ist es nicht zweifelhaft, daß Houston Stewart Chamberlain ein Ehrenplatz unter den großen und größten Deutschen gebührt. Einen tiefen Einblick in Chamberlains Persönlichkeit bietet die kleine Schrift von L. v. Schröder, „Houston Stewart Chamberlain, ein Abriß seines Lebens“ (J. F. Lehmanns Verlag, München), vor allem aber Chamberlains selbstbiographisches Werk „Lebenswege meines Denkens“. (Verlag F. Bruckmann A.-G., München.)

Dörrberg b. Gräfenroda i. Thür., Landhaus „Waldruh“, Dezember 1917, September 1918 und Januar 1919.

Dr. phil. nat. Artur Dinter

Nachwort

zur 15. Auflage (146.—170. Tausend).

Über das vorliegende Buch habe ich bisher viele Hunderte von Zuschriften erhalten aus allen Schichten und Kreisen des deutschen Volkes, nicht nur aus dem deutschen Reiche und Deutsch-Österreich, sondern auch aus der Schweiz und aus Nord- und Südamerika. Ich bin ganz außerstande, allen Briefschreibern persönlich zu danken, ich tue es hiermit an dieser Stelle. Auch an namenlosen Schmäh- und Drohbriefen fehlt es nicht. Aber auch diese sind mir von Wert, beweisen sie mir doch, daß das Buch seinen Zweck erfüllt, die deutsche Volksseele wachzurütteln und anzufeuern zu dem Kampfe wider ihren heimtückischsten und gefährlichsten Feind, das Judentum.

Die Wahrheit über das Judentum marschiert! Sie marschiert mit Riesenschritten! Auch aus Frankreich, England und Amerika liegen Nachrichten vor, daß in diesen Ländern die Erkenntnis der jüdischen Weltgefahr wächst und daß auch dort die antisemitische Bewegung ins Rollen gekommen ist. Die deutschvölkische Führergemeinschaft ist bereits dabei, die Verbindung mit den antisemitischen Führerpersönlichkeiten des Auslandes aufzunehmen, zwecks Gründung eines internationalen Antisemitenbundes als Gegenwehr wider die „Alliance israélite internationale". Der Antisemitismus ist das natürliche Band, das die Völker der Erde im gemeinsamen Kampfe gegen die jüdisch-kapitalistische Weltgefahr einen und den wahren Völkerbund begründen wird. Daß er auch innerhalb der deutschen Arbeiterschaft von Monat zu Monat an Boden gewinnt, ist das sicherste Zeichen der anhebenden Gesundung der von den Juden künstlich krank gemachten deutschen Volksseele.

Ich schrieb dieses Buch vor drei Jahren binnen fünf Monaten größtenteils im Lazarett unter den denkbar ungünstigsten inneren und äußeren Umständen. Ich mußte die erste Niederschrift in Druck geben, ohne die Möglichkeit gefunden zu haben, sie inhaltlich und stilistisch nochmals durchzuarbeiten. So haften dem Buche viele Mängel an. Soweit meine neuen Studien und Arbeiten es mir ermöglichten, hatte ich dann nachträglich noch die Feile an die ersten Neuauflagen angesetzt. Die vorliegende 15. Auflage habe ich nun einer gründlichen Durcharbeit unterzogen. Meinem lieben Freunde Friedrich Wilhelm Grafen von Pfeil danke ich herzlich an dieser Stelle für die mir hierbei und bei den Druckberichtigungen geleistete treue Hilfe.

Auch den Schriftennachweis habe ich nach dem heutigen Stande der seit Erscheinen des Buches ins riesenhafte anschwellenden antisemitischen Literatur ergänzt, soweit sie grundlegend und volkstümlich ist. Aber auch da galt es strenge Auswahl zu treffen und alle Schriften fortzulassen, die gottesleugnerischer oder gegenchristlicher Richtung sind. Nur auf dem Boden und im Zeichen der Gottgläubigkeit und des Christentumes kann der

Antisemitismus siegen und zur Überwindung des Materalismus und dadurch zur inneren Erneuerung und Wiedergeburt des deutschen Volkes und der Menschheit führen. Des Juden in uns müssen wir erst Herr werden, wenn wir den Juden um uns besiegen wollen. Antisemiten sind wir nur, weil der Jude das verkörperte Prinzip des Materialismus und des Mamonismus ist, immer war und immer bleiben wird und deshalb seit tausenden von Jahren die idealistisch gerichtete, aufwärts strebende arische Menschheit immer wieder auf die materiellen Irrwege ableitet und ins Chaos zurückstößt. Das wird nicht eher anders werden, als bis der Jude aus dem völkischen Leben der arischen Rassen ein für allemal durch gesetzliche Maßnahmen ausgeschaltet und unschädlich gemacht ist.

Daß der Jude der unversöhnliche Feind des Christentumes und darum jeglichen wahren Fortschrittes und Aufweges ist, das hat er dadurch bewiesen, daß er unsern Heiland ans Kreuz schlug und das beweisen seine religiösen Schriften bis auf den heutigen Tag. Der Jude ist der verkörperte ewige Antichrist und Erzreaktionär. Der jüdisch-russische Bolschewismus ist nichts anderes als die Blutrache des Judentums am Christentum. Die Schändungen der russischen Kirchen und die Massenmorde an russischen Priestern beweisen es. Die vertierte asiatische Judenheit lechzt danach, Deutschland und den übrigen arisch-christlichen Ländern ein Gleiches anzutun. Der von den Juden bis zum Wahnwitz betörten deutschen Arbeiterschaft aber beginnen die Augen über ihre jüdischen Verderber aufzugehen. Die Wahrheit marschiert!

Dörrberg b. Gräfenroda i. Thür., Landhaus „Waldruh“,

Dezember 1920.

Dr. phil. nat. Artur Dinter

(Fortsetzung auf folgender Seite.)

(Fortsetzung)

Literarische Schriften:

„**Der Dämon**“, Schauspiel in fünf Akten. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Stadttheater Eisenach.

„**D'Schmuggler**“, elsässische Komödie in vier Akten, vom Preisausschreiben für elsässische Bühnenwerke mit dem ersten Preise gekrönt. Elsässische Dialektausgabe. Fünfte Auflage. Karl Bahy, Mülhausen i. Elsaß. Uraufführung: Stadttheater in Mülhausen i. Elsaß.

„**Die Schmuggler**“, hochdeutsche Bearbeitung der Dialektausgabe. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Schillertheater Berlin.

„**Die schöne Erzieherin**“, Komödie in vier Akten. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Stadttheater Rostock.

„**Das eiserne Kreuz**“, Volksstück in fünf Akten. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Vergriffen. Uraufführung: Hoftheater Oldenburg.

„**— weil noch das Lämpchen glüht**“, Ernstes und Heiteres aus dem Bühnenleben von Albert Boree. 3. Aufl. Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber, Berlin.

„**Jugenddrängen**“, Roman eines Jünglings, 4. Auflage. 4.–9. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 2.–, geb. M. 3.–.

„**Die Sünden der Zeit**“, Romantrilogie

„**Die Sünde wider das Blut**“, ein Zeitroman, 16. Aufl. 171.–200. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–.

„**Die Sünde wider den Geist**“, ein Zeitroman. 12. Aufl. 56.–100. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–.

„**Die Sünde wider die Liebe**“, ein Zeitroman. Erster Teil. 1.–5. Aufl. 1.–25. Tausend. Verlag Matthes und Thost, Leipzig. Geh. M. 3.–, geb. 4.—.

Richt-Runen (10 Lebensgrundsätze als Spruchtafel, Großoktav auf Büttenpapier). Verlag Matthes und Thost, Leipzig. M. 0.70.

(Die Preise sind Grundpreise, die mit der Entwertungsziffer des „Börsenvereins“ zu multiplizieren sind.)